

Olympe

Feministische Arbeitshefte zur Politik



Offene Worte

Zur Aktualität von Iris von Rotens
«Frauen im Laufgitter»

Heft 28

INHALTSVERZEICHNIS

Zu dieser Ausgabe	5	<i>Sarah Schilliger</i> Umverteilung des «Krimskrams». Für eine neue Politisierung feministischer Bedürfnisse	64
<i>Heidi Witzig</i> Iris von Roten	8	<i>Katharina Pühl</i> Resonanzen. Schlusskommentare zur Tagung «Offene Worte»	68
OFFENE WORTE – IMPULSE		<i>Dominique Grisard / Stefanie Schälin</i> Erzähle mir deine Geschichte über «Frauen im Laufgitter» und Iris von Roten. Offene Worte über persönlich-politische und politisch-persönliche Erinnerungen an Buch und Autorin	76
<i>Annette Hug</i> Heroische Wortwahl. Zur Sprache Iris von Rotens	10	REFLEXIONEN – IMPRESSIONEN	
<i>Heidi Witzig</i> Die Poesie der Polemik: Lektüreerfahrungen mit Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter»	18	<i>Regina Wecker</i> Iris von Roten und ihr epochales Werk	79
<i>Andrea Saemann</i> «übers Ohrchen gehauen». Fragmente aus «Frauen im Laufgitter»	21	<i>Franziska Baetcke, Monika Hofmann, Elisabeth Joris</i> «Eine Mischung von extrem scharfsinniger Analyse und Polemik». Ein Gespräch zu Iris von Rotens Werk und Person	89
<i>Michelle Cottier</i> Zur Aktualität von «Frauen im Laufgitter» für die Legal Gender Studies	24	<i>Katrin Meyer</i> Ein weibliches Kollektiv werden? Iris von Rotens Aufruf zur feministischen Solidarität	101
<i>Ariane Bürgin</i> Die Universalisierung des Zwiespalts	33	<i>Patricia Purtschert</i> Brotkörbe, Fleischtöpfe, Arbeitsbienen, Haushaltfron. Zur Bildsprache Iris von Rotens	108
<i>Sushila Mesquita</i> Freie Liebe verqueeren!	36	<i>Fleur Weibel</i> Über Iris von Roten sprechen: Offene Fragen nach anschlussfähiger Kritik	116
<i>Caroline Arni</i> Hier ist das Buch. Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter», die Rhetorik der Unpünktlichkeit und der feministische Essay	41	<i>Andrea Maihofer</i> Simone de Beauvoir und Iris von Roten. Die Frau als eigenständiges Subjekt	121
<i>Regina Wecker</i> Zu Caroline Arnis «Rhetorik der Verspätung»	50	<i>Laura Eigenmann / Jana Pavlova / Dora Bernet / Phyllis Sen</i> Zeitensprung im Tabubruch: Iris von Roten und Charlotte Roche	130
<i>Sonja Eismann</i> Iris von Roten. Hier sind die Frauen	54		
<i>Elisabeth Joris</i> Provoziert «Frauen im Laufgitter» heute noch zum Handeln?	59		

<i>Isolde Schaad</i> Schafft ein, zwei, viele Iris von Roten: über die Herstellung von Identität in Intellektuellen-Porträts	133
<i>Iris Menne / Julia Rauscher/ Marianne Graf</i> Spurensuche	139
<i>Regina Wegmüller</i> Es reicht: Der Basler Lehrerinnenstreik vom 3. Februar 1959	142
TAGUNGSBERICHT	147
DOKUMENTATION	148
BÜCHER ZUM THEMA	149
AUTORINNEN	158

4

Zu dieser Ausgabe

Vor fünfzig Jahren, am 1. Februar 1959, hat das männliche Schweizer Stimmvolk das Frauenstimmrecht, also ein Menschenstimmrecht, mit einer Zweidrittelmehrheit abgelehnt. Monate vorher, im Herbst 1958, ist im Hallwag-Verlag in Bern ein Buch erschienen, dessen erste Auflage in kürzester Zeit ausverkauft war. Diese beiden Ereignisse waren miteinander gekoppelt: Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau» beinhaltet eine akribische Analyse des westeuropäischen Geschlechterregimes; dazu gehörte auch eine detaillierte Kritik am Fehlen des Stimmrechts für Schweizer Frauen. Gerade wegen ihrer «offenen Worte» wurde die Autorin nach der verlorenen Abstimmung von verschiedensten Seiten für diese Niederlage verantwortlich gemacht. Die Verunglimpfungen fanden ihren traurigen Höhepunkt an der Basler Fasnacht, an der die Autorin öffentlich ins Lächerliche gezogen wurde. Die eigentlich interessantesten Fragen, nämlich welche Provokation denn von diesem Werk ausging, welche ungemütlichen Wahrheiten es zu benennen vermochte, welche zutreffenden Analysen und visionären Gesellschaftsvorstellungen es enthalten mochte, gingen dabei gänzlich unter.

5

Wir nehmen das doppelte Jubiläum – das Erscheinen von Iris von Rotens wegweisendem feministischen Werk und die Ablehnung des Schweizer Frauenstimmrechts – deshalb zum Anlass für eine Relektüre von «Frauen im Laufgitter». Ein Auftakt zu dieser Debatte hat am 17. und 18. Oktober 2008 unter dem Titel «Offene Worte. Zur Aktualität von Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter»» in der Imprimerie in Basel stattgefunden. Diese öffentliche Auseinandersetzung wird in der vorliegenden Ausgabe der Olympe dokumentiert und weitergeführt. Nicht Iris von Roten als Person steht dabei im Mittelpunkt, sondern ihr Text: Was hat er damals bewirkt, und wie kann er heute gelesen werden? Was macht er sichtbar, denkbar und fassbar? Wo erweist er sich als sperrig, unzugänglich oder veraltet?

Ausgangspunkt unserer Relektüre von «Frauen im Laufgitter» ist der Untertitel «Offene Worte». Mit ebendieser Verkehrung von Titel und Untertitel des Buches zeigen wir an, dass es uns nicht um die Stilisierung einer feministischen Ikone geht. Vielmehr wollen wir eine kritische Auseinandersetzung mit von Rotens materialreichem und herausforderndem Text anstossen, eine Auseinandersetzung, die – wie die Beiträge zeigen – an vielen Stellen mit Iris von Roten über Iris von Roten hinausführt. Denn neben der sorgsam historischen Situierung des Werkes, die für sein Verständnis unabdingbar ist, geht es uns vordringlich um seine Aktualität. «Frauen im Laufgitter» ist gerade dann

mehr als ein antiquarisches Buch, wenn diejenigen Aspekte aufgegriffen werden, die uns heute unter anderen Prämissen noch immer beschäftigen. So machen die Diskussionsbeiträge über Begehren und Familie deutlich, dass von Roten einen überholten, heteronormativen Liebesbegriff verwendet. Zugleich zeigt sich, dass die Selbstverständlichkeit, mit der die Autorin Sexualität und Elternschaft zusammendenkt, für die heutige Diskussion wegweisend sein kann. Ein weiterer aktueller Ansatzpunkt besteht in der inter- und transdisziplinären Arbeitsweise, welche von Roten durch die Kombination unterschiedlicher Genres und Perspektiven *avant la lettre* betreibt. Ihr Einbezug von Gedichten, Liedern, Alltagswissen und kollektivem Gedankengut trifft sich mit dem heutigen Anliegen des Pöfeminismus, Analyse und Anekdote, Alltag und Politik zu verbinden. Und schliesslich stellt uns von Roten vor jene Frage, die für den Feminismus zentral ist und bleibt: die Frage nämlich, wie Kritik produktiv, subversiv, inspirierend und mobilisierend geleistet und vermittelt werden kann. Für die heutige Arbeit als feministische Kritikerin stellt die eigensinnige Mischung von Analyse, Sprachgewalt, Ironie und Wut, die sich durch «Frauen im Laufgitter» zieht, genauso eine Provokation und Herausforderung dar wie von Rotens «Ethnologie des Alltags», die sich durch die ständige präzise Bezugnahme auf die Realitäten und Lebensbedingungen von Frauen auszeichnet.

6

Aus historischer Perspektive spiegelt Iris von Rotens Werk ebenso den internationalen feministischen Diskurs des 20. Jahrhunderts, der sich als Fortschreibung von Forderungen seit der Französischen Revolution verstand, wie auch die Situation in der Schweiz der Nachkriegszeit. Mit ihrer Kritik des dominierenden Geschlechterregimes stand Iris von Roten nicht allein da, spezifisch (schweizerisch) sind jedoch die Reaktionen auf ihr Werk. In Frankreich war Simone de Beauvoirs «Das andere Geschlecht» zehn Jahre früher ebenso auf Ablehnung gestossen. Durch die öffentliche Bereitschaft zu einer weltweiten intellektuellen Auseinandersetzung hatte das Buch aber dennoch eine breite Debatte ausgelöst. Ähnlich war zu Beginn der 1960er Jahre die Resonanz in den USA auf Betty Friedans «Der Weiblichkeitswahn». In der Schweiz dagegen lebte und dachte eine grosse Mehrheit in der Abkoppelung von international geführten Diskussionen um Menschenrechte und gesellschaftliche Normen, ja, männlich war stolz, mit der Ablehnung des Frauenstimmrechts im Februar 1959 den Sonderstatus – symbolhaft verkörpert in der Ablehnung des Beitritts zur UNO – unterstreichen zu können. Frauenemanzipation ist nicht Schweizer Art, so lautete der dominante Tenor. Mit dieser Haltung verweigerten die Mehrheit der stimmberechtigten Männer und viele nicht stimmberechtigte Frauen Weltzugehörigkeit. Sie verfestigten damit die selbstgewählte Enge, die unter den Stichworten «Geistige Landesverteidigung» und «Sonderfall Schweiz» in die Geschichte eingegangen sind.

Dagegen haben nicht wenige Intellektuelle angeschrieben, doch selbst in der sich modern gebenden Landesausstellung von 1964 in Lausanne stand der «Igel» noch als riesiges Symbol für das Selbstverständnis der Schweiz.

Diese Selbstgefälligkeit im Sich-nicht-Bewegen und Sich-nicht-Reflektieren ist es, die vor fünfzig Jahren das hiesige gesellschaftliche und politische Klima auszeichnete. Die Abgrenzung gegen und die Abwertung von kritisch Denkenden hatten für die meisten nichts Anstössiges. Vor diesem Hintergrund ist die heftige Reaktion auf Iris von Rotens flamboyantes, ironisches und aggressives Werk «Frauen im Laufgitter» – diese radikale Einforderung von gleichen Rechten für Frauen und Männer – zwar nicht weniger fragwürdig, aber besser nachvollziehbar. Die Verweigerung einer öffentlichen Auseinandersetzung mit ihren «Offenen Worten» – auch durch die Frauenbewegung – und die fast zeitgleiche Verweigerung des Frauenstimmrechts durch die Männer geben zusammen ein beredtes Zeugnis der «geistigen» Verfasstheit dieser Schweiz vor fünfzig Jahren ab. Ebenso ist Iris von Rotens Reaktion auf die Verweigerung der Auseinandersetzung, ihr Rückzug ins Private, Ausdruck einer provinziell-schweizerischen Enge. Simone de Beauvoir hatte dagegen in Paris ein kosmopolitisches Umfeld, das sie animierte, sich der ausgelösten Debatte zu stellen.

Zehn Jahre später führte das Ansinnen des Bundesrates, die Europäische Menschenrechtskonvention mit Vorbehalten, unter anderem in Bezug auf das Fehlen des Frauenstimmrechts, zu unterzeichnen, zur ersten grossen generationenübergreifenden Protestaktion der Frauen auf dem Bundesplatz in Bern. Die Nachkriegszeit war zu Ende, die internationale Protestbewegung hatte die Schweiz erreicht. Auch hier skandierten jüngere Frauen nun: «Das Private ist politisch.» Sie orientierten sich dabei an der grenzüberschreitenden feministischen Gesellschaftskritik und nicht an Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter».

Sich heute mit Iris von Rotens «Offenen Worten» und ihrem Schreiben auseinanderzusetzen heisst für uns, ihre Kritik an der Verfasstheit der gegenwärtigen Gesellschaft aufzugreifen und weiterzuführen. Frauen verschiedenster Provenienz, Professorinnen und Studentinnen, politische Aktivistinnen und Kulturschaffende, Sozialwissenschaftlerinnen und Schriftstellerinnen treten im vorliegenden Heft mit ihren «Offenen Worten» in diese Auseinandersetzung ein. Die Debatte ist lanciert.

Die Redaktion dieses Heftes: Elisabeth Joris, Patricia Purtschert und Heidi Witzig.

7



Copy-right: Hortensia von Roten

Iris von Roten

Heidi Witzig

Iris Meyer wurde 1917 in Basel geboren; ihr Vater war ein erfolgreicher Ingenieur und Fabrikdirektor. Ihre Mutter stammte aus einer Bündner Familie, welche berühmte Frauenrechtlerinnen wie Hortensia Gugelberg von Moos oder Meta von Salis Marschlins zu ihren Ahninnen zählte. Dieses Erbe war Iris Meyer wohl bewusst. Nach dem Abschluss des Jus-Studiums übernahm sie 1944 die Redaktion des «Schweizer Frauenblatts», des offiziellen Organs des Bundes Schweizerischer Frauenorganisationen BSF. Gleichzeitig bereitete sie sich auf die Anwaltsprüfung vor. Als frischgebackene 29-jährige Anwältin heiratete sie den Anwalt Peter von Roten, der seinerseits aus einer traditionell konservativen, einflussreichen Walliser Familie stammte.

Einige Jahre führte das Paar gemeinsam eine Anwaltspraxis im Wallis, doch Iris von Roten fühlte sich in ihrer konservativen Umgebung als Anwältin nicht respektiert. Während verschiedener Studienaufenthalte sammelte sie Material zum «Problem der Gleichberechtigung der Frauen in grossen Zusammenhängen». Ihre Tochter Hortensia kam 1952 in Basel zur Welt, wo sich Iris von Roten permanent niedergelassen hatte und an ihrem Buch arbeitete. Ihr Ehemann pendelte zwischen Raron und Basel und reichte 1949 zum Ärger seiner katholisch-konservativen Partei im Nationalrat ein Postulat ein, das 1959 zur ersten eidgenössischen Abstimmung über das Frauenstimmrecht führte.

1958 erschien «Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau», und Iris von Roten wurde mit einem Schlag berühmt-berüchtigt. Die erste Auflage war sofort vergriffen, die zweite erschien einige Monate später, rechtzeitig zur Basler Fasnacht, wo eine als Frauen im Laufgitter verkleidete Männerclique auftrat. Die öffentliche Ablehnung war vehement – sogar Frauenstimmrechtsvereine fühlten sich gezwungen, sich von der Autorin zu distanzieren. Iris von Roten wurde vorgeworfen, ihr Buch habe zum Scheitern der Frauenstimmrechtsvorlage 1959 beigetragen.

Obwohl sich Iris von Roten nie rechtfertigte und auf ihren Argumenten beharrte, fühlte sie sich durch die Schmutzkampagnen und den Mangel an Solidarität der Frauenrechtlerinnen verletzt – sie zog sich zurück. Sie malte Blumen- und Landschaftsbilder, reiste allein in die Länder des Nahen Ostens – 1965 erschien ihr Reisebericht. 1988 wurde die 71-jährige von einem Geisterfahrer gerammt. Von den Verletzungen erholte sie sich nicht mehr. 1990 setzte sie ihrem Leben ein Ende.

Heroische Wortwahl. Zur Sprache Iris von Rotens

Annette Hug

10

«Bei dem usurpierten Vorrecht der Männer auf die saftigsten Früchte im Berufsleben ist mit ihnen natürlich nicht gut Kirschen essen. Das schliesst nicht aus, dass es mit einzelnen ein Vergnügen ist; denn neben jenen, die ideologisch die Gleichberechtigung der Frau im Berufs- und Wirtschaftsleben bei jeder Gelegenheit bekämpfen, sind viele gewissermassen neutral, ja sie mögen ihren weiblichen Verwandten und Bekannten in beruflicher Hinsicht alles Gute wünschen.

Aber so wohlwollend sie sich geben mögen, so führt ein Teil dieser «Neutralen» dennoch einen eisernen Besen, um die Frauen, wenn diese schon berufstätig sein wollen oder müssen, in die «Abfalltätigkeiten» zu treiben, beziehungsweise um ihrem Kollektiv und damit auch sich selbst die beliebteren Tätigkeiten zu sichern. Teils geschieht dies in schlichter Unbewusstheit, teils weil man nicht gegen den Strom schwimmen will.

Der eine freundliche Kirschenesser hat heiter beigestimmt, als man am Konferenztisch übereinkam, weibliche Arbeitnehmer fürderhin bei ihrer Verheiratung grundsätzlich zu entlassen. Doch ist er beileibe nicht gegen die berufstätige Frau; sucht er doch schon seit langem einer jungen Malerin, die zwar kaum einen Würfel zeichnen kann, von deren Begabung er aber anlässlich eines gemeinsamen Badeausflugs ein- für allemal überzeugt wurde, ein Stipendium zu verschaffen. Ein anderer jovialer Kirschenesser hat nicht das mindeste gegen gut bezahlte Berufstätigkeit der Frau – nichts langweilt ihn mehr als brave Haustöchter –, doch gehört er einer Gewerkschaft an, welche die Frauen von seinem Metier fernhält und zugleich mit

Gesamtarbeitsverträgen das Feld beherrscht. Und noch ein Freund vom Kirscheneschmaus. Er hat heute Vormittag einen Chef-Setzling pikiert und in ein geräumigeres Töpfchen setzen lassen. In seinem Geschäft wimmelt es überall von Frauen, nur unter den Chef-Setzlingen nicht. Ein Aufstieg kommt für diese Frauen gar nicht in Frage, obwohl es mitunter schwer ist, dies einem verdrehten Huhn klarzumachen. Denn im Grunde hat es ja recht. Aber schliesslich muss man Präzedenzfälle vermeiden und wie die anderen handeln. Würde er ein weibliches Wesen nachziehen, es gäbe Schwierigkeiten nach allen Seiten. Doch ist er der erste, der die Tüchtigkeit der Frauen anerkennt. Hat nicht seine frühverwitwete Mutter ihren vier Buben das väterliche Geschäft durch rastlose Arbeit ... taratata!»

Iris von Roten, Frauen im Laufgitter, S. 103 f.

Um neue Denkmöglichkeiten zu schaffen, behalf sich Iris von Roten mit verschiedensten rhetorischen Formen zwischen Wissenschaft und Literatur. So versuchte sie den Anspruch einzulösen, den sie im Vorwort von «Frauen im Laufgitter» formulierte: «Die sogenannte hohe Warte, wo der Kopf leicht in den Wolken bleibt, hoffe ich vermieden zu haben. Vielmehr war es mir darum zu tun, die Fragen ständig in ihrer fassbarsten Form vor Augen zu führen, in jedem Wort mit dem Pulsschlag des täglichen Lebens in Fühlung zu stehen.» (S. 5) Iris von Rotens Lust am Anschaulichen ist jedoch mehr als eine stilistische Vorliebe, sie ist notwendig für die Begründung ihrer Ideen, die neu in die Welt, vor allem in die Schweiz kamen.

11

1. Die Reihung

Iris von Roten entwickelt immer wieder ordnende Aufzählungen aus alltags-sprachlichen Wendungen. Manchmal kommt dabei eine Typologie von grosser analytischer Schärfe heraus, manchmal verwildern die Metaphern im Ansatz eines erzählerischen Gesellschaftspanoramas. Elisabeth Joris berichtete während der Vorbereitung der Tagung «Offene Worte» in Basel, dass die Einteilung der Frauenarbeit, wie sie Iris von Roten vornimmt, äusserst hilfreich gewesen sei, als es darum ging, im Standardwerk «Frauengeschichte(n)» historische Daten zur Frauenerwerbsarbeit zu ordnen und zu interpretieren. Iris von Roten kritisiert die Beschränkung der Frauen auf Berufe, die ihnen von Natur aus zukommen sollen. Entlang landläufigen Bezeichnungen wie Serviertochter und Krankenschwester teilt sie die typischen Frauenberufe ein in Tochter-, Schwester- und Fräuleinberufe. An dieser Stelle von «Frauen im Laufgitter» könnten die Worte in Definitionen operationalisiert und durch empirische Untersuchungen in Zahlen überführt werden.

Ganz anders verfährt von Roten mit Männern, die der wirtschaftlichen Emanzipation der Frauen scheinbar neutral gegenüberstehen. Mit ihnen sei nicht gut Kirschen essen. Eine Aufzählung verschiedener Arten von Männern beginnt: Es gibt den «freundlichen Kirschenesser», der seiner Freundin ein Stipendium besorgt, aber Frauen von seinem eigenen Beruf ausschließen will, den «jovialen Kirschenesser» und Gewerkschafter, der Widersprüche zwischen seinem Gesamtarbeitsvertrag und seinen persönlichen Vorlieben, was Frauen betrifft, gar nicht zur Kenntnis nimmt. Man stellt sich vor, wie es weitergeht: Mit dem bärbeißigen Kirschenesser am Familienfest, dem Kirschkernspucker am Betriebsausflug. Definitionen geraten in weite Ferne, die Worte fransen aus, wecken neue, unvorhergesehene Assoziationen und verleiten damit eher zum Geschichtenerzählen als zu quantitativen Analysen.

Beim Lesen von «Frauen im Laufgitter» ist nie von vornherein klar, wie Iris von Roten ein Thema angehen wird, jede Metapher kann hierhin oder dorthin führen. Der Text als Ganzes legt sich nicht fest zwischen jenen zwei Polen, die Theodor Adorno und Max Horkheimer für die westliche Moderne wie folgt benannt haben: «Als Zeichen kommt das Wort an die Wissenschaft; als Ton, als Bild, als eigentliches Wort wird es unter die verschiedenen Künste aufgeteilt, ohne dass es sich durch die Addition, durch Synästhesie oder Gesamtkunst je wiederherstellen liesse. Als Zeichen soll Sprache zur Kalkulation resignieren, um Natur zu erkennen, den Anspruch ablegen, ihr ähnlich zu sein. Als Bild soll sie zum Abbild resignieren, um ganz Natur zu sein, den Anspruch ablegen, sie zu erkennen.» (S. 24) Wie Robert Musil und viele andere lehnt sich Iris von Roten gegen diese Trennung auf: Sie hat den Anspruch, auch erzählend und beschreibend zu erkennen. Im Idealfall führen ihre Reihungen auf die «hohe Warte» der wissenschaftlichen Analyse und beinhalten trotzdem den «Pulsschlag des täglichen Lebens», manchmal gelingt weder noch.

2. Der Platzhalter

Um Dinge zu sagen, für die noch keine analytische Sprache existiert, greift Iris von Roten zur rhetorischen Figur des *pars pro toto*. Als Teile für ein noch nicht benanntes Ganzes dienen ihr Alltagsszenen. Zum Beispiel, wenn sie die Arbeit von Müttern beschreibt: «Die Opfer der zeitgenössischen Mütter bestehen darin, nicht das im Leben zu tun, was sie eigentlich machen wollten – um den Bubi vor der Katze im Garten zu beschützen, ihn unermüdlich zu loben, wenn er auf Seifenkistchen steigt, und jeden Tag seine Sachen zu wäscheln, damit er, wenn er nach Herzenslust im Schmutz herumgepurzelt ist, gleich wieder tipptopp aussieht. Je nach Alter gibt es immer wieder andere Katzen und Seifenkistchen, immer wieder anderes zu wäscheln. Aber gleich bleibt sich die Schwäche der Mutter,

alles fahrenzulassen, um dem Kind zu dienen.» (S. 357) Diese mütterspezifische Opferbereitschaft wird heute oft unter den Begriff der Care Economy, der Versorgungs- oder Sorgewirtschaft, subsumiert; der sprachliche Platzhalter «Katzen und Seifenkistchen» ist nicht ins Vokabular der Gender Studies eingegangen.

3. Die erzählerische Miniatur

«Die Esszimmerstühle werden zu Soldaten, mit denen sie exerzieren, die sie als Eskorte links und rechts der Türe aufstellen, denen sie alle paar Jahre eine neue Uniform anziehen können und so weiter», schreibt Iris von Roten über die Hausfrauen. (S. 148) Damit fasst sie treffend in Worte, wie unterschiedlich «Dienst» in der Schweiz verwendet wurde, je nachdem, ob es um eine Frau oder einen Mann ging. Männer dienten im Militär, Frauen im Haushalt.

Frigga Haug wird solche Doppeldeutigkeiten später als Zweigeschlechtlichkeit zentraler Moralbegriffe analysieren – zum Beispiel die Tatsache, dass Ehre bei Männern vor allem mit Krieg und Unternehmertum assoziiert wird, bei Frauen mit sexuellem Wohlverhalten.

Die Verwendung erzählerischer oder beschreibender Miniaturen reflektiert Iris von Roten an einer Stelle explizit, indem sie auf Tschechow verweist. Weil eine wissenschaftliche Definition von Freiheit ihrer Ansicht nach Bände füllen würde, zitiert sie den Schriftsteller. Tschechow vergleicht in «Schatten des Todes» französische mit russischen Schriftstellern und bezeichnet das «Gefühl persönlicher Freiheit» als «Hauptelement der Schöpferkraft». Über die russischen Dichter schreibt er: «Der eine hat Angst, von einem nackten Körper zu sprechen, der andere bindet sich durch psychologische Analysen an Händen und Füßen, der dritte braucht «das warme, mitfühlende Verhältnis zu seinen Mitmenschen», der vierte verschmiert ganze Seiten mit Naturschilderungen, man könnte sein Buch sonst tendenziös finden ... Vorsicht, Verständigkeit, Überlegenheit, aber weder Freiheit noch der Mut zu schreiben, wie einem der Schnabel gewachsen ist, und also wohl auch keine schöpferische Kraft.» (zit. in von Roten, S. 141)

4. Der auktoriale Wurf

Auf schöpferische Kraft ist Iris von Roten aus, sowohl im Inhalt als auch in der Form ihres Buches. Am deutlichsten nennt sie das Schöpferische im Zusammenhang mit der Geburt, von der sie auch als Wunder spricht, als lebendige Offenbarung, als Erfüllung der weiblichen Sexualität. Dabei sind die Frauen aktive Schöpferinnen, und die Erfüllung in der Geburt ist nicht vom sexuellen Genuss zu trennen, der diese Geburt möglich gemacht hat. (Bleibt der Genuss aus, ist die Geburt keine Erfüllung.) Von Empfängnis zu sprechen, widerspricht von Rotens Denken: Sie zerlegt die Vorstellung, Frauen würden passiv empfangen, während

Männer aktiv zeugen. Ist der «Genius ihres Geschlechts» (S. 251) einmal anerkannt, dann werden Frauen «die Butterbrote auf der Bettkante» zurückweisen, sie werden «das Beefsteak statt die Zwetschge auf dem Salatblatt» wählen, es wird neben dem sexuellen Genuss auch «Kameradschaft in der Ehe» geben, und Frauen werden mit «beruflichem Ehrgeiz grossen Stils» ihr Erwachsenenleben antreten. (S. 206, 201, 217)

Iris von Roten erlaubt sich hier eine grosse Geste, die – nicht nur in Texten von Frauen – selten ist. Während später zahllose Theoretikerinnen versuchen werden, ein neues Verständnis der Geschlechterverhältnisse mit und gegen psychoanalytische oder marxistische Begriffe zu denken, und dabei in diesen Begriffen fast verloren gehen, scheint Iris von Roten klar zu sein: Punkto weiblicher Potenz gibt es nichts, auf dem sie aufbauen kann. Da muss sie ganz von vorn beginnen. Sie setzt sich selbst als Begründerin eines neuen Denkens und erinnert damit an die Heroen des frühen Aufklärers Giambattista Vico (1668–1744), wie sie Daniel Strassberg interpretiert. Vicos Helden sind Figuren einer imaginierten Urzeit und schleudern ihre ersten Worte dem Donner entgegen. Sie schaffen willkürlich erstes Recht, so wie es ihnen nützt. Später verleugnen die zivilisierten Menschen diese Ursprünge der Sprache und des Gesetzes; doch

14 Fortschritt ist nur möglich, wenn immer wieder Menschen jenen heroischen Kern in sich selber finden und etwas Neues in die Welt setzen. Iris von Roten hat die Idee einer aktiven, schöpferischen Weiblichkeit in die Welt gesetzt. Das erscheint zuerst als reiner Willensakt – sie tut im eigenen Schreiben das, was sie für Frauen fordert: Dass sie wollen (können), nicht vorliebnehmen. (S. 113) Giambattista Vicos Relevanz liegt unter anderem darin, dass er diese willentlichen Setzungen als notwendige Bestandteile einer Wissenschaft begreift. Daniel Strassberg fasst zusammen: «Im Kern eines jeden vernünftigen Systems lässt sich jener stille Punkt finden, der vernünftig nicht begründet, sondern nur willkürlich entschieden werden kann. Und diese Entscheidung beruft sich auf die innere Gewissheit des Willens, auf die *auctoritas*. Weil sich diese aber einer vernünftigen Begründung entzieht, kann sie nur in der Form einer Erzählung zur Sprache kommen.» (S. 70) Als Beispiel nennt Strassberg Descartes, der von seiner gespenstischen Erfahrung, nicht mehr zu wissen, ob er wach sei oder sein Leben nur träume, erzählen müsse, um schliesslich zur Gewissheit zu kommen: «Ich denke, also bin ich.»

Iris von Rotens Argumentation weckt auch die Erinnerung an Hobbes und Rousseau, die ihre Grundannahmen über das Wesen des Menschen aus Fiktionen über einen Urzustand herleiten. Während sich Rousseau den Urmenschen als erwachsenen, sprachlosen, von anderen Menschen völlig unabhängigen Jäger vorstellt, setzt Iris von Roten eine andere Grundannahme ins Zentrum ihres

Werks: «Dem erotisch-sexuellen Lebenswillen der Frau entspräche es wahrscheinlich, von jedem Mann, den sie leidenschaftlich liebt, ein Kind zu bekommen, aber nur selten mehrere. Wenn sich eine Liebe, das heisst ihre Fleischwerdung «erfüllt hat», ist es reizvoller, die Liebe und ihre Verkörperung wieder von allem Anfang an zu erleben, den weiten Weg von der Indifferenz bis zum Erkennen und vom Erkennen zur Inkarnation zu gehen, [...] Der Anspruch der Frau geht im Grunde nicht auf die Wahl eines Mannes, von dem sie Kinder will, sondern darauf, von jedem Mann, von dem sie ein Kind will, eines zu bekommen, also buchstäblich auf «freie Liebe».» (S. 255) Deshalb müsste eine Gesellschaftsorganisation erfunden werden, welche die wirtschaftliche Solidarität der Männer (und Nicht-Mütter) mit den Müttern sicherstellt, ohne dass die einzelnen Väter ein Herrschaftsrecht über «ihre» Frau und «ihre» Kinder geltend machen können. Iris von Roten denkt dabei an eine anonyme Versicherung zur Deckung der Kosten, die Müttern aus der täglichen Sorge für Kinder erwachsen.

5. Seine eigene Geschichte erzählen

Um die sexuell verankerte, schöpferische Kraft von Frauen zu begründen, erzählt Iris von Roten eine objektivierte Kollektivgeschichte, die eine Ich-Erzählung zu streifen scheint: «Im Zentrum des weiblichen Zärtlichkeitsverlangens steht natürlich die besondere Tragweite der geschlechtlichen Verbindung, welche sie ihr so wichtig macht. Wichtige Dinge, wichtige Handlungen werden mit Feierlichkeiten umgeben, mit einem Kult um jedes einzelne Teilgeschehen, der oft bis ins Rituelle ausgebaut wird. Dies gilt vom Diner bis zum Gottesdienst. Wer mitmacht, wird mit Aperitif oder Glockengeläute angeregt und vorbereitet. Die Intensität des Akzentes steigert sich und schwächt sich in bestimmten Formen ab, um jeweils den Übergang vom gewöhnlichen zum exaltierten Zustand und umgekehrt herbeizuführen. Also wollen die Frauen beim geschlechtlichen Kontakt grundsätzlich keine Stufe der Annäherung übersprungen haben – es sei denn der Abwechslung halber. Jede einzelne Möglichkeit des Zusammenkommens muss nach dem weiblichen Genussmassstab voll ausgekostet werden, bevor zur nächsten übergegangen wird. Dies bringt – immer unter der Voraussetzung, dass die Zuneigung, die der Intimität zugrunde liegt, leidenschaftlicher Art ist – den Frauen am ehesten das Höchstmass von Genuss beim Geschlechtsakt. Je genussreicher der Geschlechtsakt, um so eher kann die nachfolgende Schwangerschaft psychisch als etwas Organisches, aus dem eigenen geistigen und seelischen Leben Hervorgegangenes empfunden werden. Und nur so ist sie etwas anderes als eine kuriose physiologische Überraschung, wie sie zum Beispiel die Menstruation darstellt. Nur so ist sie mehr eigenes Wesen denn Schicksal.» (S. 256)

6. Redensarten

Iris von Roten macht sich über die «erbaulichen Redensarten des schweizerischen Ehrechts» (S. 188) lustig und quittiert Grundannahmen vieler wissenschaftlicher Abhandlungen über das Wesen der Frau als «grundfalsch». An mehreren Stellen ihres Buches könnte die abfällig gemeinte Zusammenfassung stehen: «Die Zumutung ist phantastisch.» (S. 139)

Die Fiktion, das Phantastische im eigenen Denkgebäude erkennt Iris von Roten nicht an. Sie reklamiert für ihre eigene Position biologisch abgestützte Objektivität: Frauen seien biologisch notwendiger als Männer. (S. 331) Frauen seien durch die Möglichkeit der Geburt den Männern überlegen: «Mit Schwangerschaft, Niederkunft und Nähren eines kleinen Kindes haben die Frauen daher einen Vorsprung an Erlebnis- und damit Erkenntnismöglichkeiten, sind sie ebenbürtigen Männern überlegen.» (S. 332) Damit wiederholt Iris von Roten jene Denkbewegung, die feministische Theoretikerinnen an den bekannten Philosophen der Aufklärung kritisiert haben: Sie privilegierten gewisse, auf die reine Vernunft bezogene Erkenntnismöglichkeiten gegenüber anderen und sprachen verschiedenen Menschen verschiedene Möglichkeiten zu. Weil in der Moderne das privilegierte, abstrakte Denken vor allem den weissen Männern zugeordnet wurde, erhielt diese Hierarchie eine quasibiologische Begründung.

16

Bei Horkheimer und Adorno stehen sich in einer Kritik, die der feministischen sehr nahe kommt, Vernunft und Mythos gegenüber: So wie Odysseus die Bezwingung der Natur, der Ungeheuer und der wilden Frauen damit bezahlt, dass er die bezwungenen Gewalten schliesslich selber verkörpert und seine Heimkehr zur verdächtigen Ehefrau mit einem Massaker an Nebenbuhlern und Dienstmädchen zelebriert, so verkehrt sich auch das vernünftige Subjekt der westlichen Aufklärung in sein zerstörerisches Gegenteil, wenn es um die Beherrschung von Frauen, Juden, «Wilden» geht. Die Spaltung von rein beschreibender Kunst und rein erkennender Wissenschaft trägt dieser «Dialektik der Aufklärung» nicht Rechnung: Sie verkennt das mythische, auch gewalttätige Potenzial der Wissenschaft ebenso wie die aufklärerischen Impulse des Mythos.

In Giambattista Vicos Philosophie sieht Daniel Strassberg einen Ansatz, die Aufklärung von ihren Anfängen her anders zu denken: Als Philosophie einer Vernunft, welche die mythischen Ursprünge – das heroische Denken – nicht ein kapselt und verleugnet, sondern davon ausgeht, dass es keine Vernunft und keinen Fortschritt ohne solche Ursprünge gibt. Weil die Ursprünge nur von immer wieder unterschiedlichen Menschen neu erfunden und erzählt werden können, sind sie vielfältig. Eine Aufklärung, die für jene Subjekte vielversprechend ist, die bisher als das Andere der Vernunft entwertet wurden, ist nicht erreicht, wenn ein anderer Ursprung gesetzt wird – ein Ursprung, der bei Iris von Roten alle

Lesben, Männer und kinderlosen Frauen von der vollgültigen Menschlichkeit ausschliesst.

Von Roten schreibt mehrmals abfällig, dass die patriarchalen Ideologen «die Natur, die weibliche, plaudern hören». Die Natur ist geschwätzig – sie sagt immer wieder etwas anderes. Wie so oft bei Iris von Roten ist auch die Bedeutung dieser Redensart offen: Eine plaudernde Natur, die sich nicht so genau festlegt und nicht ein für alle Mal verkündet, wie das mit dem weiblichen Begehren wirklich und eigentlich sei, scheint mir ein hoffnungsvolles Bild zu sein. Man wünscht sich angesichts dieser Natur nicht *eine* Iris von Roten, sondern viele ihrer Art.

Literatur

Haug, Frigga (1984): Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch. Zur Theorie weiblicher Vergesellschaftung, in: Opitz, Claudia (Hg.): Weiblichkeit oder Feminismus? Weingarten. S. 95–121.

Horkheimer, Max/Adorno, Theodor Wiesengrund (1989): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a.M.

Joris, Elisabeth/Witzig, Heidi (1986): Frauengeschichte(n). Zürich.

Rousseau, Jean-Jacques (1998): Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen. Ditzingen.

Von Roten, Iris (1991): Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau. Zürich-Dortmund.

Strassberg, Daniel (2007): Das poetische Subjekt. Giambattista Vicos Wissenschaft vom Singulären. München.

17

Die Poesie der Polemik: Lektüererfahrungen mit Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter»

Heidi Witzig

18

Freitagabend, Beginn des Kongresses über Iris von Roten: Der Saal der Imprimerie ist brechend voll, die TeilnehmerInnen des Podiums begegnen einem aufnahmebereiten und interessierten Publikum. Sie haben je einen Text aus «Frauen im Laufgitter» ausgewählt und werden nun gebeten, diesen als Leseerfahrung zu kommentieren.

Die unterdrückte Wut – auch gegen Frauen

Zu Beginn performt die Künstlerin Andrea Saemann von Rotens beissende Darstellung der klassischen Hausfrau mit ihrem «Mädchen». Von Roten interpretiere zwar klarsichtig, aber ihre unterdrückte Wut, die sich beispielsweise in den vielen Verkleinerungsformen zeige, «murkse» den Text ab. «Sie will belustigen, aber es tut weh» – der Autorin wie auch der Leserin.

Auch der Schriftstellerin Friederike Kretzen, die das Vorwort als Text gewählt hat, fällt primär die Wut auf. Die unterdrückte Wut als Hindernis: Von Roten sei es nicht möglich, den Text für sich zu nutzen, ihre Wünsche und Träume zu demjenigen zu formulieren, was fehle. «Es bleibt ein Sturmlauf gegen die Wand», werde nicht zu Form und Gestalt. Obwohl, wie Kretzen betont, von Rotens Schreibmotivation geradezu klassisch sei: ein Buch zu schreiben, das sie gerne gehabt hätte und nicht fand.

Ausgehend von dieser Wut interpretiert die Philosophin Ursula Pia Jauch von Rotens Beschreibung von Frauen, die für Männer das «Land des Lächelns» bereiteten. Der Text sei nicht einfach satirisch, sondern typisch für eine Person, die etwas zu sagen habe und noch nicht wisse, wie sie sich ausdrücken könne. Jauch

sieht das Buch als erratischen ästhetischen Block in der feministischen Literatur – auch als Breitseite gegen die Frauen selbst, welche dieses «Land des Lächelns» für Männer permanent herstellten. Im Verlauf der Diskussion beharrt Jauch darauf, von Roten beschreibe die spezifische Situation in der Schweiz, gebe quasi einen Kommentar ab zum «Entwicklungshilfefall Schweiz» der 1950er Jahre. Von Roten selbst jedoch sehe sich ausserhalb dieser Ordnung – nie hätte sie diese Zwänge und Einschränkungen für sich selbst akzeptiert.

Das un-erhörte Buch

Der Psychoanalytiker Mario Erdheim, einziger Mann auf dem Podium, hat einen Text über Menstruation und Geburt gewählt, also über Erfahrungen, die ihm grundsätzlich verwehrt sind. Er konstatiert eine Diskrepanz zwischen dem Inhalt und der juristischen Sprache, die den Text sperrig mache. Erdheim interpretiert diese Diskrepanz als Versuch von Rotens, den Diskurs der 1950er Jahre zu sprengen: Sie stelle sich ausserhalb der gesellschaftlichen Selbstverständlichkeit (dies auch die Interpretation Jauchs) und beschreibe einen ihr fremden Stamm mit ethnologischem Blick. Ihre Sprache drücke auch den Jubel aus, dass ihr dies gelinge («ein eigentliches Triumphgeheul», so Kretzen). Erdheim besteht auch in der Folge darauf, dass von Roten an die gesellschaftliche Unbewusstheit der 1950er Jahre gerührt habe. Derjenige Teil der Realität, der in einer Gesellschaft nicht wahrgenommen werden dürfe, werde tabuisiert. Dass von Roten diese Tabuzonen ansprach, blieb im eigentlichen Wortsinn «unerhört». Auch progressive Frauen konnten mit ihrem Buch nichts anfangen – sie konnte nicht gehört werden, keine Resonanz haben.

19

Die Frau als der «wesentlichere Mensch»?

Die erst spät in die Diskussion einbezogene Schriftstellerin Annette Hug vertrat anhand des Textes über Männerstrategien, die Frauen von den «Kirschen» – den attraktiven Gebieten in Wirtschaft und Politik – fernhalten sollten, die These, von Rotens Metaphern führten gleichzeitig zu einer wissenschaftlichen Typologie wie auch zum Erzählerischen. Sie sprach auch den Themenkreis an, der in der Auseinandersetzung mit Jauch später in der Publikumsdiskussion zu Kontroversen führte: Verstand sich von Roten als Mensch, der sich als denkendes Subjekt jenseits der biologischen Verhaftung in einem Frauenkörper konstituiert? Steht sie somit wie Simone de Beauvoir in der Tradition der Aufklärung, welche postulierte, das Denken habe kein Geschlecht? Von Roten argumentierte demgegenüber laut Hug biologistisch: Wenn Frauen sich voll entfalten könnten, wären sie – auch als Denkerinnen – der wesentlichere Mensch als Männer, da sie zusätzlich als Gebä-
rerinnen Leben weitergeben.

Wenig diskutiert blieb die von Jauch in die Runde geworfene These, die heutige feministische Bewegung habe sich nie Rechenschaft abgelegt über ihren eigenen Anteil an der Tatsache, dass sich gegenüber den 1950er Jahren so vieles nicht geändert habe – ein durchaus bedenkenswerter Einwand.

Im Verlauf der bewegten Diskussion, sicher geleitet von der Kulturredaktorin Franziska Baetcke, zeigte sich immer mehr das Bedürfnis, um nicht zu sagen die Notwendigkeit, auch inhaltlich auf von Rotens Gedanken und Thesen einzugehen. Insofern war das sich eröffnende Spannungsfeld ein idealer Anfang des Kongresses.

«übers Ohrchen gehauen»

Fragmente aus «Frauen im Laufgitter»

Andrea Saemann



Im Schweizerischen Zivilgesetzbuch heisst es von der Ehefrau:
«Sie führt den Haushalt.»

Nun, das Herzaubern des **Privatparadieschens**, einschliesslich einer vom Scheitel bis zur Sohle gepflegten Gattin, stellt auch bei Mitwirkung von Hilfskräften eine gewisse Arbeit dar.



Schlägt es 12 oder 18 Uhr,
so wendet sich (für ihn) das **Blättchen**
vom beruflichen «Dienen»
in ein häusliches Bedientwerden.



Sie hat im sozialen Schaufenster des Ehe-
mannes das **Prachtmöbelchen** mit dem
Täfelchen «verkauft» darzustellen.



Was das Heim als Kulturzentrum betrifft,
so verblasst für die «Dame ohne Mäd-
chen» selbst der Schatten eines **Anhalt-
pünktleins**, um sich als Sonne eines
Salons im Stile des 18. Jahrhunderts zu
fühlen.



Und die private Küche? [...]
Sie hat ebenfalls ein **Geschmäcklein**, von
dem man genug bekommen kann.



Wer den Kollektivhaushalt in jeder Schat-
tierung ablehnt, sollte um so mehr das
die Gatten zusätzlich umschlingende Band
gemeinsamer Hausarbeit bejahen. Käme
doch zur Gemeinschaft von Tisch und Bett
eine solche von Pfannen, **Speisekammer-
lein**, Nadel und Faden, Waschbottich und
Bügelbrett hinzu, soweit man diese Arbei-
ten noch im Hause bewältigt.



Die Herabsetzung der allgemeinen
Arbeitszeit in Verbindung mit der gemein-
samen Erledigung des unvermeidlichen
Restchens Hausarbeit durch die Familien-
mitglieder, die durch die grundsätzliche
Erwerbstätigkeit der Ehefrau ermöglicht
werden könnte, förderte auch die
Beziehung zwischen Eltern und Kindern.



Im Schweizerischen Zivilgesetzbuch heisst
es von der Ehefrau:
«Sie führt den Haushalt.»
Womit, wenn man fragen darf?



Kommt es überhaupt einmal zur Teilung,
so wird die Frau nach unserem gesetzli-
chen Güterstand mit einem geringeren
Anteil an der Errungenschaft übers **Öhr-
chen** gehauen.

Zur Aktualität von «Frauen im Laufgitter» für die Legal Gender Studies ¹

Michelle Cottier

24

Iris von Roten war Feministin und sie war Juristin. Trotzdem wird sie, jedenfalls bisher, nicht als eine Vertreterin der feministischen Rechtswissenschaft betrachtet. Iris von Rotens Zielpublikum war nicht die juristische Fachwelt, das Buch liest sich auch nicht wie ein juristischer Fachtext, sie beabsichtigte vielmehr eine gesellschaftspolitische Intervention, die ihr zur Zeit des Erscheinens ihres Buches auch eindrucksvoll gelang. Aber auch für die aktuelle Diskussion in den rechtswissenschaftlichen Geschlechterstudien ist «Frauen im Laufgitter» in seinen Analysen der Geschlechterverhältnisse und seinen gesellschaftspolitischen Entwürfen inspirierend. Es gilt, das Buch neu zu entdecken und Iris von Rotens wichtige Stellung in der Genealogie theoretisch arbeitender Juristinnen in Erinnerung zu rufen.

Mein Beitrag fragt also nach der Aktualität von Iris von Rotens Werk für die Legal Gender Studies.² Ich möchte ihn der «freien Liebe» widmen. Die freie Liebe war in von Rotens Buch wie auch in ihrem Beziehungsleben ein zentraler Topos, wie wir aus den besonders fesselnden Teilen von Wilfried Meichtrys Doppelbiographie über Iris und Peter von Roten wissen.³

Ihrer Zeit war Iris von Rotens explizite Thematisierung weiblicher Sexualität jedenfalls in der Schweiz weit voraus. In der Zwischenzeit ist viel passiert. Seit den späten 1950er Jahren hat neben den gesellschaftlichen Umwälzungen, die zur selbstverständlichen öffentlichen Sichtbarkeit und Akzeptanz erotischer und sexualisierter Inhalte geführt haben, auch der rechts- und geschlechtertheoretische Blick auf Erotik und Sexualität tiefgreifende Entwicklungen erfahren. Um diese Entwicklungen soll es im zweiten Teil meines Beitrags

gehen. Im ersten Teil will ich Iris von Rotens Konzept der «freien Liebe» rekonstruieren.

Die «freie Liebe» in Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter»

Ihre Ausführungen im Kapitel mit dem Titel «Wie es der Frau in der Liebe und ihrem Drum und Dran ergeht» beginnt Iris von Roten mit der Beobachtung, dass gerade in dem Gebiet, wo die biologischen Unterschiede den grössten Einfluss auf die weibliche «Eigenart» haben könnten, nämlich im Gebiet der Erotik, keine Diskussion zu den Unterschieden zwischen Männern und Frauen bestünde. Dies im Gegensatz zur Debatte um die politische Gleichberechtigung oder die berufliche Gleichstellung, wo nicht bestehende psychische und intellektuelle Unterschiede herangezogen würden, um weibliche Emanzipationsbestrebungen zu bekämpfen.⁴

Iris von Rotens Geschlechterbegriff ist an dieser Stelle sozial-konstruktivistisch mit biologischer Basis: Sie geht davon aus, dass die biologischen Geschlechtsunterschiede eine Rückwirkung auf das Erleben der Sexualität haben. Diese Auswirkungen der körperlichen Unterschiede können aber durch soziale und ökonomische Strukturen gesteigert werden.⁵

Mit einem ebenso witzigen wie treffenden Bild macht von Roten deutlich, was sie mit dem biologischen Geschlechtsunterschied meint: «Obwohl die gegenseitigen Liebeserklärungen bei Frauen und Männern aufs Wort gleich lauten und ihr sinnlicher Genuss des Geschlechtsakts alles in allem erstaunlich ähnlich zu sein scheint, so haben die beiden zum mindesten nach der Vereinigung Probleme sehr verschiedener Grössenordnung im Kopf: Sie fragt sich, ob sie ein Kind bekommen werde, er höchstens, wo sein Tramabonnement geblieben ist.»⁶ Aus heutiger Sicht überraschend ist die enge Verknüpfung der Schwangerschaft als Folge der sexuellen Begegnung einer Frau mit einem Mann mit dem Ziel der erotisch-sexuellen Erfüllung der Frau. «Sofern der Geschlechtsakt und seine Folgen als Auswirkungen der leidenschaftlichen Liebe erlebt werden, kann die Schwangerschaft erotisch-sexuelle Sättigung bedeuten.»⁷ Die Schwangerschaft als Risiko bestimmt also massgeblich das weibliche sexuelle Erleben. Gleichzeitig ist sie – im Fall der leidenschaftlichen Liebe – Verkörperung der von der Frau erfahrenen erotischen Erfüllung. Die Schwangerschaft bildet denn auch Teil dessen, was Iris von Roten sich unter der «freien Liebe» vorstellt: «Der Anspruch der Frau geht im Grunde nicht auf die Wahl eines Mannes, von dem sie Kinder will, sondern darauf, von jedem Mann, von dem sie ein Kind will, eines zu bekommen, also buchstäblich auf «freie Liebe.»⁸

Nun stellt Iris von Roten richtig fest, dass die naturgemässen Folgen des Sexualaktes grosse Kosten verursachen.⁹ Das Grundproblem sieht sie darin, dass in

25

einer Gesellschaft, die die Frauen nicht wirtschaftlich privilegiert, sich die «Frage nach einer wirtschaftlichen Solidarität der Männer in bezug auf die Aufzucht des Nachwuchses»¹⁰ stellt. Iris von Roten sieht verschiedene Möglichkeiten, die sich einer Gesellschaft in Beantwortung dieses Problems bieten: Über Versicherungen könnten alle Männer anonym für alle Kinder aufkommen, oder es wird eine individuelle Lösung gewählt, bei der jeder Vater an die Kinder, die er für seine eigenen hält, zahlt.¹¹

Iris von Roten stellt nun fest, dass in unserer Kultur die bürgerliche Ehe die gesuchte Lösung und die Antwort der Männer auf die Frage «Wer zahlt da eigentlich?» darstelle. Die patriarchalische Ehe setze zum einen voraus, dass überwiegend die Männer Zugang zu Besitz und Arbeitserwerb haben, zum anderen, dass eine kollektive und anonyme Regelung für die «Aufzucht des Nachwuchses» fehle.¹²

Es folgt eine messerscharfe Analyse der Geschlechterverhältnisse innerhalb der bürgerlichen Ehe: Der Preis für die Übernahme der Ernährerrolle durch den Ehemann ist nicht nur die im IV. Kapitel des Buches in all ihren mühseligen Details geschilderte «Haushaltfron», sondern auch die sexuelle Enthaltensamkeit der Ehefrau und die «Reservation der weiblichen Geschlechtsorgane für den Ehemann».

26

Das Potenzial für Veränderungen in diesem Machtgefüge sieht Iris von Roten in der Entwicklung von Methoden der sicheren Empfängnisverhütung: «Mit einer idealen Methode der Empfängnisverhütung, die erlaubt, die Schwangerschaft als unweigerliche Folge zahlreicher Geschlechtsakte abzuwenden, würden die Frauen vom Kanalisieren, Rationieren und Kontrollieren ihrer Sexualität, das mit der Übernahme der Verantwortung seitens der Männer bei der Aufzucht der Nachkommen eingehandelt worden ist, weitgehend erlöst werden. Innerhalb der Ehe bedeutete sie Befreiung von Zwangsmutterschaft, ausserhalb derselben die Befreiung vom «Zölibat.»¹³ Iris von Roten verspricht sich also von einer verlässlichen Methode der Empfängnisverhütung eine aus Frauensicht höchst willkommene Befreiung der weiblichen Sexualität. Diese Prognose sollte sich in den folgenden Jahren ein Stück weit erfüllen, die Entwicklung sollte sich aber als komplizierter erweisen.

Gesellschaftliche und rechtliche Umwälzungen seit 1958

Seit der Publikation von «Frauen im Laufgitter» ist schon fast unheimlich viel passiert: 1960 kommt die Antibabypille auf den Markt, und ihre Verbreitung führt die von Iris von Roten richtig vorausgesagte Entkoppelung von Sexualität und Mutterschaft herbei. Ungefähr zur gleichen Zeit beginnt eine Aufweichung der rigiden Moralvorstellungen, die vor allem der Kontrolle weiblicher Sexualität

dienten. Die uneheliche Mutterschaft wird nach und nach von ihrem sozialen Stigma befreit. Jedenfalls auf der diskursiven Ebene setzt sich ein partnerschaftliches Verständnis der Geschlechterbeziehungen auch in der Ehe durch. Die Scheidung wird zu einer gesellschaftlich akzeptierten und immer häufiger praktizierten Möglichkeit, die Norm der monogamen Ehe zu unterlaufen.

Ein ganz wesentlicher Antrieb für den Wandel geht von der Frauenbewegung aus, von der sich Iris von Roten nach der enttäuschenden Distanzierung gewisser Frauenorganisationen von «Frauen im Laufgitter» zurückzog.¹⁴ Die Neue Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre feiert nun nicht einfach die durch die Pille gewonnene Freiheit, sondern hat ein gespaltenes Verhältnis zur Sexualität: Die Forderung nach dem Recht auf den eigenen Körper ist durchaus auch auf die lustvollen Seiten sexueller Betätigung ausgerichtet, gleichzeitig stellt sich die Bewegung gegen die Sexualisierung des Frauenkörpers durch die Medien und die Idee der ständigen Verfügbarkeit von Frauen im Zuge der «sexuellen Revolution» nach 1968.¹⁵ Erstmals wird in dieser Zeit auch sexuelle Gewalt in Beziehungen und insbesondere in der Ehe zum politischen Thema.

Als weitere politische Akteurin in Sexualitätsfragen wird die Lesben- und Schwulenbewegung immer wichtiger. Während bei den Lesben die feministische Kritik am «Zwang zur Heterosexualität» im Rahmen der Neuen Frauenbewegung im Vordergrund steht, fokussieren die Schwulenorganisationen auf die offensive öffentliche Thematisierung der Sexualität unter Männern und in den 1990er Jahren auf den Kampf gegen die Diskriminierung im Zusammenhang mit Aids. Weg vom Thema Sexualität führt das Engagement für eine Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Ende der 1990er Jahre bilden sich schliesslich von der angloamerikanischen Queer-Bewegung inspirierte subkulturelle Gruppierungen, die etwa in Drag-King-Shows neue Ausdrucksformen für die erotisch-sexuelle Geschlechtervielfalt suchen und so der gesellschaftlichen Repression auf lustvolle und subversive Art und Weise begegnen.¹⁶

Die gesellschaftlichen Umwälzungen und die Forderungen der verschiedenen Bewegungen mit einer sexualitätspolitischen Agenda schlagen sich in rechtlichen Entwicklungen nieder. Die Strafbarkeit von ausserehelichen sexuellen Beziehungen wird in allen Kantonen aus den Gesetzbüchern entfernt – in Peter von Rotens Kanton Wallis allerdings erst im Jahr 1995.¹⁷ Unehelich geborene Kinder werden mit der Reform des Kindesrechts 1976 rechtlich den ehelich geborenen gleichgestellt, und die *exceptio plurium*, also die Abwehr einer Vaterschaftsklage durch Hinweis auf das Verkehren mit mehreren Männern zur Zeit der Empfängnis, wird abgeschafft. Das neue Eherecht von 1988 verankert das Ideal eines partnerschaftlichen Geschlechterverhältnisses im Gesetz, und das neue Scheidungsrecht von 2000 schafft den Ehebruch als Scheidungsgrund ab.¹⁸ Das neue Sexualstrafrecht

27

von 1992 schützt nicht mehr die Sittlichkeit, sondern die sexuelle Integrität, was insbesondere in der Abschaffung der Straflosigkeit der Vergewaltigung in der Ehe zum Ausdruck kommt.¹⁹

Die gleichgeschlechtliche Liebe schliesslich, die in der Schweiz bereits in den 1940er Jahren entkriminalisiert worden war,²⁰ wird zu Beginn des 21. Jahrhunderts innerhalb einer der Ehe nachempfundenen und gleichzeitig von ihr abgegrenzten Form, der sogenannten eingetragenen Partnerschaft, von jeder sexuellen Konnotation befreit und von der Elternschaft ausgeschlossen.²¹

Legal Gender Studies und die Sexualität

Die Legal Gender Studies, die als akademische Disziplin ihre Wurzeln in der feministischen Rechtswissenschaft der 1980er Jahre haben, sind noch heute stark durch die Perspektive der Neuen Frauenbewegung geprägt. Überspitzt formuliert sind Sexualität und Erotik in heterosexuellen Beziehungen explizit nur Thema, wenn sie in Form von Prostitution und Pornographie kommerzialisiert sind oder wenn Männergewalt in ihrer sexualisierten Form Frauen besonders erniedrigt. Wichtige Impulse kommen dabei vom «radikalen Feminismus», der durch die US-amerikanische Rechtswissenschaftlerin Catharine MacKinnon vertreten wird.²²

28 Ihre These ist es, dass die gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen durch sexuelle Gewalt in Form von Vergewaltigungen, sexueller Belästigung oder Pornographie hergestellt und perpetuiert wird. Das Recht hat in dieser Perspektive die Aufgabe, den Frauen wirksame Mittel gegen sexuelle Gewalt zur Verfügung zu stellen. Ein Beispiel für die Rezeption der radikalfeministischen Analysen ist der Entwurf zum Sexualstrafrecht, den eine Gruppe von Basler Rechtsanwältinnen und Juristinnen im Jahr 1987 publizierte. In der Einleitung stellen die Autorinnen fest: «Sexuelle Gewalt gegen Frauen hat eine wichtige Funktion in einem frauenunterdrückenden System. Sie dient der Disziplinierung und Erniedrigung der Frau.» Der feministische Entwurf stellt in konsequenter Weise das Selbstbestimmungsrecht von Frauen ins Zentrum und setzt ein Zeichen gegen die damalige Tendenz, Frauen mit einem nicht der Norm entsprechenden Sexualverhalten die Glaubwürdigkeit abzuspüren.²³ Der Entwurf hat zudem wesentlich dazu beigetragen, dass in der Reform des Sexualstrafrechts auch sexuelle Gewalt in Beziehungen als solche wahrgenommen wurde. So hatte der Entwurf des Bundesrats im Rahmen des Vergewaltigungstatbestands noch die nichteheliche Beziehung zwischen Täter und Opfer als Milderungsgrund vorgesehen²⁴, und die Vergewaltigung in der Ehe sollte gemäss Bundesrat nicht verfolgt werden, da die Strafverfolgung «für den weiteren Bestand der betreffenden Ehen keineswegs förderlich wäre».²⁵ Beides wurde in der parlamentarischen Beratung korrigiert. In jüngerer Zeit hat sich der Diskurs zur Männergewalt gegen Frauen erweitert, indem bei-

spielsweise neuere Erkenntnisse zur Bedeutung von Gewalt in der männlichen Identitätsbildung einbezogen werden.²⁶

Das Thema Kinder wird heute im Rahmen der rechtlichen Geschlechterstudien anders als bei Iris von Roten völlig von der Sexualität abgekoppelt und nur von seiner mühevollen Seite her betrachtet, der unbezahlten Sorge- und Hausarbeit, die es mit der Erwerbsarbeit zu vereinbaren und deren finanzielle Belastung es im Rahmen von Sozialversicherungs- und Familienrecht abzusichern gilt.²⁷ Mit den medizinischen und technologischen Entwicklungen ist das Themenfeld der rechtlichen Regulierung der Reproduktionsmedizin hinzugetreten, die im Hinblick auf die Selbstbestimmung von Frauen kritisch diskutiert wird.²⁸

Die Thematisierung lustvoller, positiv konnotierter Sexualität scheint momentan den Queer Legal Studies vorbehalten zu sein, die sich in den letzten Jahren ihren festen Platz innerhalb der rechtlichen Geschlechterstudien gesichert haben. Queer steht dabei für eine kritische Auseinandersetzung mit der Herstellung der Trennung zwischen Hetero- und Homosexualität durch das Recht,²⁹ fragt aber auch nach der queeren Erotik des rechtlichen Diskurses, etwa wenn davon gesprochen wird, dass das Recht den homosexuellen Körper und die Kategorie des «Homosexuellen» begehre.³⁰ Insofern reiht sich die Queer Legal Theory in eine Tradition der Denaturalisierung der Kategorien «Homo-» und «Heterosexualität» und der Subversion von repressiven Normen ein.

29

Was können die Legal Gender Studies von «Frauen im Laufgitter» lernen?

Iris von Rotens offensive Einforderung des Anspruchs auf sexuelle Erfüllung sehe ich als Aufforderung, die bestehende symbolische Ordnung innerhalb der Legal Gender Studies, die der feministischen Rechtswissenschaft die sexuelle Gewalt und den Queer Legal Studies das sexuelle Begehren zuweist, zu überdenken. Die in «Frauen im Laufgitter» aufgeworfene Frage nach den Bedingungen individueller erotischer Entfaltung könnten für die Legal Gender Studies neue Perspektiven eröffnen: Es stellt sich für alle sexuellen Orientierungen die Frage nach den gesellschaftlichen Voraussetzungen erotischer Erfüllung und den strukturellen Rahmenbedingungen der Beziehungen, in denen Sexualität stattfindet. Sexualität und Erotik kommen so auch für die der Norm entsprechenden Beziehungen als Aspekt von Lebensqualität und persönlicher Entfaltung in den Blick.

Der von Iris von Roten hervorgehobene erotische Aspekt von Schwangerschaft und Geburt hat für lesbische und schwule Paare eine besondere Sprengkraft: So kann die Forderung nach der Abschaffung des in der Schweiz noch geltenden Verbots der Adoption und der Fortpflanzungsmedizin für gleichgeschlechtliche Paare³¹ auf von Rotens Anspruch auf Verwirklichung des Kinderwunsches als Aspekt freier Liebe aufbauen.

Gleichzeitig kann auch in nicht der Heteronorm entsprechenden Beziehungen mit Kindern die eminent wichtige Bedeutung der materiellen Fragen des «Wer zahlt da eigentlich?» und des «Wer macht da eigentlich die Arbeit?» als Rahmenbedingungen sexueller Beziehungen thematisiert werden, etwa durch eine Kritik des Leitbilds des Gesetzes über die eingetragene Partnerschaft, das vom Bild des double income no kids ausgeht, also von der Idee, dass in gleichgeschlechtlichen Paaren keine ungleiche Verteilung von Haus- und Sorgearbeit auftreten könnte.³²

Der Beitrag der Legal Gender Studies könnte es sein, den Anspruch auf sexuelle Erfüllung nach Iris von Roten als Leitbild unter den gegebenen Geschlechterverhältnissen neu zu formulieren und die Bedeutung von Recht für die Vorbedingungen «freier Liebe» zu untersuchen.

Ein Beispiel soll verdeutlichen, was ich damit meine: Die Nachscheidungsfamilie ist aktuell zwar im Kontext der Diskussion um die gemeinsame elterliche Sorge im Fokus der geschlechterpolitischen Aufmerksamkeit.³³ Unbeachtet bleibt aber die Frage nach dem Einfluss der normativen Rahmung von Ehescheidungen auf die individuelle erotische Entfaltung. Ich gehe davon aus, dass für geschiedene Personen, die Kinder betreuen, und dies sind nach wie vor zu einem grossen Teil Frauen, ein sexuell aktives Leben aufgrund verschiedener Faktoren erschwert wird. So vermute ich – Studien über diese Frage fehlen meines Wissens –, dass neben dem ganz materiellen Problem des Zeitaufwands für die Kinderbetreuung der Diskurs über die «gute Mutter» oder den «guten Vater» das Sexualeben Geschiedener und Getrennter behindert. Das Recht erleichtert jedenfalls für den Fall, dass die sexuelle Erfüllung in einer neuen festen Partnerschaft gesucht wird, diese nicht gerade: Die kinderbetreuende Person, die Unterhaltsansprüche gegenüber dem Expartner hat, also meist die geschiedene Frau, riskiert, diese zu verlieren, sobald sie in einer neuen gefestigten Partnerschaft lebt, unabhängig davon, wie viel der neue Partner finanziell einbringen kann.³⁴ Offenbar wirkt hier die von Iris von Roten beschriebene «Reservation der weiblichen Geschlechtsorgane für den Ehemann» auch nach Auflösung der Ehe nach. Ein überzeugender Lösungsvorschlag für diese Folge der nach wie vor aktuellen ungleichen Verteilung der Lasten des Kinderhabens findet sich in «Frauen im Laufgitter».³⁵ Eine kollektive Versicherungslösung, die die vollen Kosten der Kinderbetreuung absichert, würde für Menschen mit Kindern das Eingehen erotischer Beziehungen ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Abhängigkeiten ermöglichen. Festzuhalten bleibt der wichtige Beitrag des Werks Iris von Rotens zur Kritik aktueller Geschlechterverhältnisse, nämlich diese konsequent auszurichten am Anspruch aller Menschen, als Subjekte sexuellen Begehrens wahrgenommen zu werden.

- 1 Mit Anmerkungen ergänzter Text des Vortrags im Rahmen der Tagung «Offene Worte. Zur Aktualität von Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter»», 17./18. Oktober 2008, Basel. Die Vortragsform wurde beibehalten. Ich danke Patricia Purtschert, Ariane Bürgin, Sushila Mesquita und den Teilnehmenden der Tagung herzlich für die Anregungen.
- 2 Zu den Legal Gender Studies oder rechtswissenschaftlichen Geschlechterstudien zähle ich alle Zugänge, die sich kritisch mit Geschlecht und Recht beschäftigen, womit die feministische Rechtswissenschaft genauso wie Ansätze, die sich an der neueren Geschlechtertheorie, der kritischen Männlichkeitsforschung oder der Queer Theory orientieren, gemeint sind. Vgl. einführend Susanne Baer, Inklusion und Exklusion, Perspektiven der Geschlechterforschung in der Rechtswissenschaft, in: Verein Pro Feministisches Rechtsinstitut (Hrsg.), *Recht Richtung Frauen. Beiträge zur feministischen Rechtswissenschaft*, St. Gallen 2001, 33 ff.; Lena Foljanty/Ulrike Lembke (Hrsg.), *Feministische Rechtswissenschaft: Ein Studienbuch*, Baden-Baden 2006; Elisabeth Holzleithner, *Recht Macht Geschlecht. Legal Gender Studies. Eine Einführung*, Wien 2002.
- 3 Wilfried Meichtry, *Verliebte Feinde. Iris und Peter von Roten*, Zürich 2007.
- 4 Iris von Roten, *Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau*, 5. Auflage, Bern 1996 [1. Auflage 1958], 240.
- 5 Ebd., 240.
- 6 Ebd., 242 f.
- 7 Ebd., 250.
- 8 Ebd., 255.
- 9 Ebd., 257.
- 10 Ebd., 259.
- 11 Ebd., 259. „Vermeintlich“ sind die Kinder deshalb, weil Iris von Roten annimmt – und hier täuscht sie sich in ihrer Zukunftsprognose –, dass sich Vaterschaft nie in absoluter Weise wird feststellen lassen. Die Entwicklung der sicheren Vaterschaftsfeststellung mittels DNA-Analyse in den 1980er Jahren hat denn auch einen grundlegenden Wandel in der rechtlichen Begründung von Vaterschaft und damit auch im Geschlechterverhältnis mit sich gebracht. Vgl. Andrea Büchler, *Sag mir, wer die Eltern sind ... Konzeptionen rechtlicher Elternschaft im Spannungsfeld genetischer Gewissheit und sozialer Geborgenheit*, *Aktuelle Juristische Praxis* 2004, 1175 ff.
- 12 Von Roten, a.a.O., 291.
- 13 Ebd., 297.
- 14 Vgl. Yvonne-Denise Köchli, *Eine Frau kommt zu früh. Das Leben der Iris von Roten*, Zürich 1992, 110 ff.
- 15 Elisabeth Joris/Heidi Witzig, *Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz*, 3. Aufl., Zürich 1991, 300 f.
- 16 Vgl. in der Schweiz etwa www.suendikat.ch. Zu den auch für den deutschsprachigen Raum prägenden Drag-King-Shows in den USA vgl. Judith Halberstam, *Female Masculinity*, Durham/London 1998, 231 ff.
- 17 Vgl. Bernhard Pulver, *Unverheiratete Paare: aktuelle Rechtslage und Reformvorschläge*, Basel 2000, 9 f.
- 18 Vgl. für eine Übersicht über die Reformen des Familienrechts: Cyril Hegnauer, *Entwicklungen des schweizerischen Familienrechts*, *FamPra.ch* 2000, 1 ff.; Andrea Büchler, *Family Law in Switzerland: Recent Reforms and Future Issues - An Overview*, *European Journal of Law Reform* 2001, 275 ff.
- 19 Vgl. Jörg Rehberg, *Das revidierte Sexualstrafrecht*, *Aktuelle Juristische Praxis* 1993, 16 ff.
- 20 Vgl. Urs Zürcher, *Eine kleine Geschichte der Sexualitäten*, in: Andrea Büchler (Hrsg.), *FamKomm Eingetragene Partnerschaft, Allg. Einl. I, N 48*.
- 21 Vgl. das Bundesgesetz vom 18. Juni 2004 über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare (*Partnerschaftsgesetz, PartG*).
- 22 Veröffentlichungen, die zur Rezeption von MacKinnon im deutschsprachigen Raum beigetragen haben, sind Catharine A. MacKinnon, *Feminismus, Marxismus, Methode und der Staat: Ein Theorieprogramm*, in: Elisabeth List/Herlinde Studer (Hrsg.), *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, Frankfurt a.M. 1989, 86 ff.; Catharine A. MacKinnon, *Auf dem Weg zu einer feministischen Jurisprudenz*, *STREIT* 1-2/1993, 4 ff.; Elisabeth Freivogel, *Sexualität–Macht–Politik, Theorie-Ansätze von Catharine A. MacKinnon*, *Emanzipation* 7/1983, 22 ff.; Susanne Baer, *Würde oder Gleichheit. Zur angemessenen grundrechtlichen Konzeption von Recht gegen Diskriminierung*

- am Beispiel sexueller Belästigung am Arbeitsplatz in der Bundesrepublik Deutschland und den USA, Baden-Baden 1995; Susan Emmenegger, Feministische Kritik des Vertragsrechts. Eine Untersuchung zum schweizerischen Schuldvertrags- und Eherecht, Freiburg i.Ü. 1999.
- Die zur gleichen Zeit in den USA geführten Auseinandersetzungen zwischen den Radikalfeministinnen um MacKinnon und den einen emphatischen Sexualitätsbegriff vorziehenden so genannten «sexpositive feminists» werden hierzulande weniger wahrgenommen. Vgl. zu den «sex wars» z.B. Janet Halley, *Split Decisions. How and Why to Take a Break from Feminism*, Princeton/Oxford 2006, 115 ff.
- 23 Barbara Fischer/Elisabeth Freivogel/Susanne Bertschi/Lisa Stärkle, Was heisst hier Vergewaltigung?: Sexualstrafrecht aus feministischer Sicht, 2. Aufl., Basel 1988.
- 24 Aus der Botschaft des Bundesrats: «Der Täter wird nach Artikel 189 Absatz 2 des Entwurfes mit Gefängnis von drei Tagen bis zu drei Jahren – anstatt mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren – bestraft, wenn in der persönlichen Beziehung zwischen ihm und dem Opfer entlastende Umstände liegen. Mit dem Begriff der persönlichen Beziehung wird die intime Bekanntschaft zwischen dem nachmaligen Täter/Opfer-Paar umschrieben, die zwar nicht lange gedauert haben, aber über eine oberflächliche Begegnung hinausgehen muss. Ein entlastender Umstand dürfte daher nicht von vornherein darin erblickt werden, dass die Frau eine Prostituierte ist, wohl aber grundsätzlich in der Tatsache einer eheähnlichen Gemeinschaft. Der Schutz der Frau soll jedoch in diesem Fall nur dann abgeschwächt werden, wenn sie in ihrer Bereitschaft zum geschlechtlichen Verkehr dem Täter im Rahmen dieser Beziehung sehr weit entgegengekommen ist, sich ihm dann jedoch unvermittelt verweigert.» Botschaft des Bundesrats vom 26. Juni 1985, Bundesblatt 1985 II 1009, 1073.
- 25 Aus der Begründung des Bundesrats: «Ein rechtsgenügender Beweis für eine eigentliche Vergewaltigung durch den Ehemann, wie er insbesondere bei einer derart schweren Strafdrohung unbedingt zu erbringen ist, wäre oft nicht möglich. Die Strafverfolgungsbehörden würden zu peinlichen, die Intimsphäre der Betroffenen empfindlich tangierenden Ermittlungen gezwungen, was für den weiteren Bestand der betreffenden Ehen keineswegs förderlich wäre. Kommt aber die Bestimmung vor dem Hintergrund einer bereits nicht mehr völlig intakten Ehe zum Tragen, so ist auch die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, sie würde von der Ehefrau zur Unterstützung ihrer Trennungs- oder Scheidungsklage missbraucht.» Botschaft des Bundesrats vom 26. Juni 1985, Bundesblatt 1985 II 1009, 1072.
- 26 Vgl. Ulrike Lembke, Gewalt und Freiheit, in: Ulrike Lembke/Lena Foljanty (Hrsg.), *Feministische Rechtswissenschaft. Ein Studienbuch*, Baden-Baden 2006, 155 ff.
- 27 Vgl. Maria Wersig, Der unsichtbare Mehrwert: Unbezahlte Arbeit und ihr Lohn, in: Lembke/Foljanty, a.a.O., 122 ff.
- 28 Vgl. Maria Wersig, Reproduktion zwischen «Lebensschutz», Selbstbestimmung und Technologie, in: Lembke/Foljanty, a.a.O., 143 ff.
- 29 Vgl. etwa Sabine Hark, Vor dem Gesetz, in: Ilona Bubeck (Hrsg.), *Unser Stück vom Kuchen? Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe*, Berlin 2000, 57 ff.
- 30 Vgl. Carl Stychin, *Law's Desire: Sexuality and the Limits of Justice*, London/New York 1995, 156.
- 31 Art. 28 Partnerschaftsgesetz.
- 32 Vgl. Michelle Cottier, Registered Partnership for Same-Sex Couples in Switzerland: Constructing a New Model of Family Relationships, in: Mavis Maclean (Hrsg.), *Family Law and Family Values*, Oxford UK 2005, 181 ff.
- 33 Vgl. das Postulat 04.3250 «Elterliche Sorge. Gleichberechtigung» von Nationalrat Reto Wehrli und die Debatte etwa im Rahmen der Tagung «Elterliche Verantwortung partnerschaftlich teilen – auch bei Trennung und Scheidung», 26. Oktober 2006, Bern, www.elterliche-verantwortung.ch. Für eine Analyse der Debatte vgl. Priska Gisler/Sara Steinert Borella/Caroline Wiedmer, Illegitime Eltern: Zur rechtlichen (Neu-)Verteilung der Geschlechterrollen in der Schweizer Familie, in: Kathrin Arioli/Michelle Cottier/Patricia Farahmand/Zita Küng (Hrsg.), *Wandel der Geschlechterverhältnisse durch Recht?*, Zürich/Baden-Baden 2008, 237 ff.
- 34 Vgl. etwa Daniel Bähler, Scheidungsunterhalt – Methoden der Berechnung, Höhe, Dauer und Schranken, *FamPra.ch* 2007, 461, 494 ff.
- 35 Von Roten, a.a.O., 259.

Die Universalisierung des Zwiespalts

Ariane Bürgin

Michelle Cottier hat ihren Beitrag dem Topos der «freien Liebe» bei Iris von Roten gewidmet.¹ Aus heutiger Sicht für überraschend erachtet sie von Rotens Verknüpfung zwischen erotisch-sexueller Erfüllung und dem Wunsch nach Kindern; und sie legt überzeugend dar, dass diese Verknüpfung zwischen leidenschaftlicher Liebe und dem Begehren nach Elternschaft als argumentative Basis für die Legalisierung der Adoption durch gleichgeschlechtliche Paare herangezogen werden könnte. Auch mich hat Iris von Rotens teilweise emphatische Schilderung von Schwangerschaft, Kinderkriegen und Mutterschaft überrascht. Mit einer Unbekümmertheit und Direktheit, die wir uns mit der Etablierung der Gender Studies längst abgewöhnt haben, verknüpft sie ihre so vehemente und bestechende Kritik an der männerherrschaftlichen Organisation unserer Gesellschaft mit Reflexionen über die Geschlechterdifferenz und ihre möglichen reproduktiven Folgen. Diese Überlegungen, so sehr sie teilweise überholt und nicht nur unproblematisch sind, scheinen mir wert, aufgenommen zu werden; denn ich meine, dass deren theoretisches Potenzial noch nicht ausgeschöpft bzw. wiederzuentdecken ist. Ich verlasse damit das von Cottier angeschnittene Thema des sexuellen Begehrens bzw. beschränke mich auf das ihm – laut von Roten – immanente Begehren nach Elternschaft, seine Realisierungsbedingungen und seine Folgen, das Kind.² Ich beginne also bei Iris von Rotens Aussage, dass «der Verweis auf das Kind als die «ureigene Sphäre der Frouh» Anfang und Ende aller Argumentiererei gegen die Gleichberechtigung der Geschlechter ist».³ Dieser Satz scheint mir auch heute noch von einer weitreichenden Gültigkeit zu sein, sind wir doch nach wie vor – trotz aller organisatorischer Bemühungen um die Vereinbarkeit von Familie

und Beruf – mit der Tatsache konfrontiert, dass die Sorge um Kinder eines der grössten Hindernisse darstellt für eine wirkliche berufliche Gleichberechtigung der Geschlechter. Jedenfalls ist es in den meisten mir bekannten Familien mit Kindern – Statistiken habe ich nicht zur Hand – nach wie vor Usus, dass der Mann der Hauptverdiener, die Frau, wenn überhaupt, die Nebenverdienerin mit all den bekanntesten Karriereeinschränkungen ist. Sobald also ein Kind zu betreuen ist, scheint auch heute noch bei einer Mehrheit der Frauen der von Iris von Roten diagnostizierte «Mangel an fundamentalem Berufsethos»⁴ oder zumindest der Unwille um sich zu greifen, «sich mit einer Lösung ihrer Erwerbsprobleme zu befreunden».⁵ Dies ist erstaunlich, zumindest dann, wenn man Iris von Rotens Meinung teilt, dass «das dem westlichen Menschen der Gegenwart eigene Sehnen nach persönlicher Entfaltung in der Arbeit, nach Macht, nach einer gewissen Unabhängigkeit des Privatlebens, nach Wettbewerb und so weiter» den Frauen so fremd nicht sein kann.⁶

34

Obwohl es zu von Rotens Zeiten nicht unplausibel gewesen wäre, das Fehlen an weiblichem «Berufsernst»⁷ allein auf äussere Hindernisse zurückzuführen, so lässt sie es nicht bei der Kritik an den Widrigkeiten bewenden, sondern bringt einen «fundamentalen Zwiespalt» mit ins Spiel, einen Zwiespalt, der sich laut von Roten «aus einer wesentlichen Doppelbedeutung des Menschen» ergibt, nämlich «Individual- und Geschlechtswesen beziehungsweise Gattungswesen» zugleich zu sein, und der sich, so meint von Roten, bei den Frauen aufgrund der grösseren «Bedeutung ihrer Geschlechtsfunktionen bzw. Gattungsfunktionen» um ein Vielfaches ausgeprägter manifestiert.⁸ Nun ist uns diese Zuweisung nicht unbekannt, finden wir doch bereits in Rousseaus Erziehungsroman «Emile» ausgeführt, dass es «keine Gleichheit zwischen den Geschlechtern [gibt], was die Auswirkungen des Geschlechts betrifft. Der Mann ist nur in gewissen Augenblicken Mann; die Frau ist ihr ganzes Leben lang Frau, oder wenigstens ihre ganze Jugend hindurch.»⁹

Die in Rousseaus Satz konzentrierte, unsere Kultur- und Denkgeschichte so nachhaltig prägende männliche Weigerung, ein Geschlecht zu haben, scheint also für von Roten kein Problem zu sein. Die Kritik an der Ineinssetzung von Mensch und Mann, an der Positionierung des Mannes als das Ganze¹⁰ sollte indes eines der stärksten und meines Erachtens überzeugendsten Argumente der feministischen Theorie werden. So sehr also anzuraten ist, von von Rotens Feminisierung des Zwiespalts Abstand zu nehmen, so sehr möchte ich am Zwiespalt selbst, das heisst an der Feststellung, dass der Mensch nicht nur Individual-, sondern eben auch Geschlechtswesen ist, festhalten. Denn wofür steht es, dieses Dasein als Geschlecht? Ich meine, dass es zum einen Anzeige der Tatsache ist, dass man etwas Differentes, das heisst Nicht-Ganzes, Begrenztes, Endliches ist – eine Tatsache, die zu denken

geschweige denn anzunehmen eine der grössten psychischen Herausforderungen ist. Und dann steht es, in seiner Dimension der Reproduktivität, des Erzeugens von Leben, sowohl auf Seiten des Kindes wie auch der Eltern für die Eröffnung eines Raumes grösster Verletzbarkeit, Abhängigkeit und Emotionalität.

Iris von Roten hat sich dieser Dimension gestellt, wenn sie die «psychische Seite der Mutterschaft», die «Mutterliebe» in ihren «Elementen» der Besitzeslust, der unbedingten Aufopferung und Identifizierung,¹¹ thematisiert – Elemente, an denen laut von Roten zwar nicht zuverlässig ausgeschieden werden kann, was «Produkt einer männlichen Kultur»¹² ist, die sich in ihrer psychischen Komplexität aber definitiv einem rein rationalistischen oder moralischen Diskurs entziehen. So meine ich, dass das fragile Dasein als Kind und die elterliche Sorge für eine jener sperrigen, widerständigen Seiten des Menschseins stehen, die durch einen rein technizistischen Diskurs über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht einzuholen sind. Vielmehr gilt zu fragen, mit Hilfe welcher Diskurse der Zwiespalt zwischen Individual- und Geschlechtswesen einst auch von Männern getragen und mit allen seinen Konsequenzen ausgehalten wird – eine Frage, die allerdings nur dann wieder möglich wird, wenn die Dimension des Widerständischen am Denken des Geschlechts und der Geschlechterdifferenz nicht vollends der Frage nach ihrer herrschaftsbedingten Gewordenheit geopfert wird. Ein solcher Diskurs würde also erfordern, die Geschlechterdifferenz im umfassenden Sinne als Kategorie der *Differenz*, das heisst als Kategorie der Endlichkeit und der Nicht-Totalität, zu befragen und theoretisch wie praktisch fruchtbar zu machen. Würde Gleichberechtigung im Tragen des Zwiespalts bzw. dessen Universalisierung nämlich einst gelingen, dann könnten sich vielleicht auch einmal Männer einen Mangel an Berufs- oder zumindest Karriereernst leisten und auf den Mythos der Unteilbarkeit von Verantwortung und Macht – die moderne Variante der «Fabel» vom Ernährerlohn¹³ – verzichten.

35

1 Vgl. Iris von Roten (1958/1996), Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau, Bern: eFeF-Verlag, S. 254 f.

2 Damit beziehe ich mich insbesondere auf die Kapitel zur Mutterschaft (III) und zur weiblichen Berufstätigkeit (I).

3 Von Roten, a.a.O., S. 376.

4 Ebd., S. 201.

5 Ebd., S. 113.

6 Ebd., S. 139.

7 Ebd., S. 98.

8 Ebd., S. 197.

9 Jean-Jacques Rousseau (1762/1979), Emile oder Von der Erziehung, München: Winkler, S. 471.

10 Vgl. u.a. Simone de Beauvoir (1949/1990), Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Hamburg: Rowohlt Verlag, S. 10.

11 Von Roten, a.a.O., S. 351.

12 Ebd.

13 Ebd., S. 181.

Freie Liebe verqueeren!

Sushila Mesquita

36

Ich möchte die von Michelle Cottier aufgeworfene Frage «nach den gesellschaftlichen Voraussetzungen erotischer Entfaltung und den strukturellen Rahmenbedingungen der Beziehungen, in denen Sexualität stattfindet» aufgreifen und aus einer queer-theoretischen Perspektive kommentieren. Ein «Verqueeren» der Vorstellung von der freien Liebe scheint mir insofern notwendig und wichtig, als Iris von Roten im Hinblick auf queeres, schwules und lesbisches Begehren ihrer Zeit leider nicht voraus war. Zu sehr ist ihr Denken der heteronormativen Logik – nicht nur ihrer Zeit – verhaftet, die auf der Annahme einer naturgegebenen Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterdifferenz sowie auf einer (impliziten) Hierarchisierung von reproduktiver gegenüber nichtreproduktiver Sexualität basiert.¹ Am deutlichsten tritt diese Logik in Iris von Rotens Konzeptualisierung der Mutterschaft als Zentrum der vollen erotisch-sexuellen Erfüllung der Frau hervor.

Die Kategorie Geschlecht scheint ihr zwar im Hinblick auf die Fähigkeiten von Männern und Frauen im Erwerbsleben keine Rolle zu spielen, sehr wohl von Bedeutung ist sie aber im Bereich der Reproduktion und der Aufzucht des Nachwuchses. Paradoxerweise sehe ich gerade in Iris von Rotens äusserst problematischer Bewertung von Vaterschaft Anknüpfungspunkte für einen Versuch des «Verqueerens» der freien Liebe.

Freie Liebe und (biologische) Vaterschaft

Die freie Liebe beruht auf der Möglichkeit der freien Wahl des Partners unabhängig von konventionellen bzw. rechtlichen Bindungen und ökonomischen

Zwängen sowie auf der Möglichkeit der (selbstkontrollierten) sexuellen Erfüllung durch die Zeugung von «Kindern der Liebe» (von Roten 1996, S. 255) mit verschiedenen Männern, also auf einer «Freiheit der Empfängnis in positiver wie in negativer Richtung» (S. 308).

Da sich die biologische Vaterschaft bei wirklich freier Liebe nicht feststellen lässt, schreibt Iris von Roten, haben Väter keinen Anhaltspunkt, «um ihre Fürsorge auch wirklich eigenen Kindern angedeihen zu lassen» (S. 255). Die nötige Voraussetzung für die «volle <freie Liebe> als anerkannte Institution» (S. 255) bestünde daher in einer kollektiven und anonymen Regelung, um die Aufzucht des Nachwuchses zu finanzieren: in einer Art Mutterschaftsversicherung, deren Kosten – als Solidaritätsbeitrag für die Unterbrechung der Lohnarbeit während und nach der Schwangerschaft bzw. als eine Art Ausgleich für ihre geringe Beteiligung an der Fortpflanzung – allein von den Männern getragen werden sollen (vgl. S. 231f.).

Ehe und patrilineale Verwandtschaftsstrukturen

Die Ehe stellt für Iris von Roten also prinzipiell nicht die bevorzugte Institution für die Zeugung und Aufzucht von «Kindern der Liebe» dar. Vielmehr ist sie lediglich in Anbetracht der eingeschränkten Erwerbsmöglichkeit der Frauen deren einzige oder zumindest beste Absicherungsmöglichkeit. Der Preis für die Frauen ist allerdings hoch: Er besteht in der «Reservation der weiblichen Geschlechtsorgane für den Ehemann» (S. 291), da sich dieser «nicht ins Joch der Ehe einspannen [lässt], um für Kuckuckseier zu sorgen» (S. 255), und in der Haushaltsfron als «Anhängsel des erlaubten weiblichen Geschlechtslebens» (S. 292). Hinzu kommt, dass durch die Ehe «Frauen soziologisch zugunsten der Männer um ihre Nachkommen geprellt werden» (S. 387), was sich nicht zuletzt in den in der Schweiz auch heute noch bestehenden Regelungen des Namens und des Bürgerrechts ausdrückt. Kurz: Die «patrilineale Familienordnung prellt die Frauen gewissermassen um ihren natürlichen Vorrang bei der Fortpflanzung» (S. 393).

Iris von Roten reduziert nicht nur Vaterschaft auf einen verschwindend geringen Beitrag an der Zeugung und weist ihr eine der Mutterschaft untergeordnete Stellung zu, auch die Vaterliebe ist für sie nichts weiter als eine in ihrem Impuls abgeschwächte Imitation der Mutterliebe, vergleichbar etwa mit der Liebe zu einem Pudel, einer Katze oder einem Pferd (S. 352). So problematisch dieser Standpunkt auch sein mag, er ermöglicht, durch die Ehe abgesicherte patrilineale Verwandtschaftsstrukturen radikal zu «entnaturalisieren» – von Roten spricht in diesem Zusammenhang von einem unnatürlichen und anmassenden System (vgl. S. 303) – und ihnen auf diesem Weg die Legitimation zu entziehen.

37

Es ist diese fundamentale Kritik an der Ehe als – vor allem die weibliche – Sexualität regulierende und asymmetrische Geschlechterverhältnisse stützende Institution sowie die damit verwobene Kritik an der patrilinealen Familienordnung, die ich als einen besonders lohnenden Ausgangspunkt für eine queer-theoretische Anknüpfung an Iris von Roten erachte. Ich werde weiter unten noch einmal hierauf zurückkommen und versuchen, eine Verbindung zu einigen weiteren wegweisenden Forderungen von Rotens herzustellen. Zunächst möchte ich aber verdeutlichen, wie sehr Iris von Roten mit ihrer scharfsinnigen Kritik der Ehe nicht nur in ihrer Zeit, sondern auch heute noch an den Grundpfeilern gesellschaftlicher Ordnung, die durch das Recht mit hergestellt und abgesichert werden, rüttelt. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Ausgestaltung der eingetragenen Partnerschaft für gleichgeschlechtliche Paare.

Partnerschaftsgesetz und Ehenorm

Anstatt die Gelegenheit zu ergreifen, kreativ normsetzend tätig zu werden und eine geeignete Absicherungsmöglichkeit für möglichst viele unterschiedliche Beziehungsmodelle zu schaffen, zog es der Gesetzgeber vor, die Ehe als Idealvorlage für die eingetragene Partnerschaft heranzuziehen.² An sie wurde das Partnerschaftsgesetz zwar in wesentlichen Punkten angelehnt; gleichzeitig wurde bei der Ausgestaltung der einzelnen Normen darauf geachtet, möglichst viele grössere und kleinere – symbolische wie formale – Differenzen zu verankern.³ Die Notwendigkeit der Abgrenzung und die Besserstellung der Ehe im Vergleich zur eingetragenen Partnerschaft wurden damit begründet, dass der «wesentliche Zweck der Ehe» in der «Sicherung der Generationenfolge» bestünde.⁴ Der Ausschluss von eingetragenen Partner_innen von Familien- und Adoptionsrechten sowie vom Zugang zu fortpflanzungsmedizinischen Technologien, die diesen den so hochgeschätzten Beitrag an das «Fortbestehen der staatlichen Gemeinschaft»⁵ zu leisten ermöglicht hätten, wurde dabei unter Rückgriff auf eine Naturalisierung und Essenzialisierung der Geschlechterdifferenz gerechtfertigt: Denn die für die Fortpflanzung nötige Geschlechterkonstellation, so lässt sich aus der begründenden Botschaft des Bundesrats zum Partnerschaftsgesetz herauslesen, ist auch für die Aufzucht von Kindern nötig, da biologische «Merkmale» als mit sozialen korrespondierend angesehen werden und diesen wiederum eine je spezifische Bedeutung für das Aufwachsen von Kindern zukommt.⁶

Gerade in einer Zeit, in der die Ehe aufgrund einer stetig wachsenden Zahl an Scheidungen und nichtehelichen Familienkonstellationen einen beachtlichen Bedeutungsverlust hinnehmen muss, wird sie also im Zuge der Einführung der eingetragenen Partnerschaft in ihrer patrilinealen Ordnungsfunktion – der «Sicherung der Generationenfolge» – angerufen und symbolisch bestärkt. Dies lässt die

Ehe auch heute noch als die am besten geeignete Form der staatlichen Regelung und Absicherung von Beziehungen, in denen Kinder vorhanden sind, erscheinen und drängt Iris von Rotens Vision von der «freien Liebe als anerkannte Institution» noch ein Stückchen weiter aus dem Bereich des Vorstellbaren.

Freie Liebe verqueert

Dabei eröffnet «Frauen im Laufgitter» Denkräume und Vorschläge für (staatliche) Handlungsoptionen, die heute aufgrund der Vervielfältigung von Lebens- und Beziehungsformen um einiges aktueller und dringlicher erscheinen als vor fünfzig Jahren. Freilich ist es aus queer-theoretischer Sicht notwendig, einen Schritt weiterzugehen und mit Iris von Roten über Iris von Roten hinaus zu denken. Denn um Absicherungsmodelle, die nicht notwendigerweise um biologische Verwandtschaft herum gruppiert sind, anzudenken, muss konsequenterweise auch die biologische Mutterschaft von ihrem Thron gestürzt und soziale Elternschaft aufgewertet werden. Erst dann nämlich ist es möglich, eine auf die unterschiedlichen Bedürfnisse vielfältiger Beziehungskonstellationen und Lebensrealitäten – egal ob auf zwei oder mehrere, egal ob auf hetero-, homo-, bisexuelle oder trans* Personen – zugeschnittene Institution für die freie Liebe zu schaffen, die keine Lebensweise privilegiert oder benachteiligt. Die Ehe wäre demnach (ihrer materiellen Privilegien entledigt) eine von vielen frei wählbaren Varianten; an die Stelle patrilinealer Verwandtschaftsstrukturen könnte ein Netz von bei Bedarf auch rechtlich anerkannten Wahlverwandtschaften rücken.

Als Grundvoraussetzung hierfür wäre freilich die Verringerung bzw. Aufhebung finanzieller Abhängigkeitsverhältnisse unter Erwachsenen nötig, die allein eine selbstbestimmte Wahl zulässt und eine möglichst egalitäre Ausgestaltung der Beziehungen befördert.⁷ Auch hier besticht Iris von Rotens weitsichtige Analyse, haben doch die von ihr gestellten Forderungen und vorgeschlagenen Massnahmen heute wie damals nichts von ihrer Dringlichkeit und Notwendigkeit eingebüsst. Der Wunschzettel in Sachen gerechterer Aufteilung der Reproduktionsarbeit, der u.a. Ideen zu Kollektivhaushaltungen (S. 457 f.), den Ausbau der Kinderbetreuung (S. 459), eine allgemeine Verkürzung der Arbeitszeit sowie den gleichberechtigten Zugang zum Arbeitsmarkt (S. 219 f.) umfasst, liesse sich allerdings beispielsweise noch um den Anspruch auf ein bedingungsloses Grundeinkommen anstelle der Mutterschaftsversicherung ergänzen.

An Iris von Rotens auch heute leider weitgehend zeitgemässe radikale Analyse und Kritik der Geschlechterverhältnisse anzuschliessen und die von ihr angedachten Rahmenbedingungen für die freie Liebe konsequent weiterzudenken erscheint mir jedenfalls ein äusserst inspirierender Anknüpfungspunkt für emanzipatorische queere Lebensformenpolitiken.

Anmerkungen

- 1 Ich spreche in diesem Zusammenhang von einer impliziten Hierarchisierung, da nicht-heterosexuelles Begehren in «Frauen im Laufgitter» gar keine Erwähnung findet. Dies ist enttäuschend, hätte doch zumindest der Exkurs über den Amazonenstaat (vgl. von Roten 1996, 519 f.) die nahe liegende Möglichkeit eröffnet, lesbisches Begehren zu thematisieren.
- 2 Vgl. hierzu auch die Kritik von Cottier 2005.
- 3 Gleichgeschlechtliche Paare haben in der Schweiz seit dem 1.1.2007 die Möglichkeit, ihre Partnerschaft eintragen zu lassen. Durch die Eintragung werden sie Ehepaaren im Erbrecht, in der beruflichen Vorsorge, im Steuerrecht, im Ausländerrecht, im Prozessrecht, im Schuldbetreibungs- und Konkursrecht sowie in der Verfügung über die gemeinsame Wohnung, der Vertretung der Gemeinschaft und bezüglich der gegenseitigen Auskunftspflicht gleichgestellt. Ähnlich wie bei der Ehe ausgestaltet sind Beistands- und Rückspflicht sowie das Unterhaltsrecht. Im Sozialversicherungsrecht herrscht Gleichstellung mit der wichtigen Ausnahme der Behandlung der überlebenden Partnerin als Witwe. Dagegen bestehen im Bürgerrecht, bezüglich der Namensgebung, der Auflösung der Partnerschaft, im Vermögensrecht sowie durch das ausdrückliche Verbot von Adoption und Zugang zu fortpflanzungsmedizinischen Technologien wesentliche Differenzen zum Eherecht. Für eine genauere Analyse einzelner Differenzierungen siehe Mesquita 2009.
- 4 Vgl. Bericht des Bundesamtes für Justiz über die Situation gleichgeschlechtlicher Paare im schweizerischen Recht 1999, 60 f.
- 5 Ebd.
- 6 Vgl. Botschaft zum Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare 2002, 1319 f. Für eine Kritik des Adoptionsverbots für eingetragene Partner_innen siehe u.a. Cottier 2005, Copur 2007, Schweighauser 2007, Schwenzer 2007, Mesquita 2009.
- 7 Für weiterführende Arbeiten zu queeren Lebensformenpolitiken siehe beispielsweise Schenk 2000, Ganz 2007 und Engel 2003.

40

Literatur

- Copur, Eylem (2007): Die Elternschaft gleichgeschlechtlicher Paare. In: Ziegler, Andreas R. et al. (Hg.): Rechte der Lesben und Schwulen in der Schweiz. Eingetragene Partnerschaft, faktische Lebensgemeinschaft, Rechtsfragen zur Homosexualität. Bern: Stämpfli Verlag, 297–320.
- Cottier, Michelle (2005): Registered Partnership for Same-Sex Couples in Switzerland: Constructing a New Model of Family Relationships. In: Maclean, Mavis (Hg.): Family Law and Family Values. Oxford UK: Hart Publishing, 181–201.
- Engel, Antke (2003): Sandkastenträume – Queer/feministische Gedanken zu Verwandtschaft und Familie. In: femina politica Jg. 12 Heft 1/2003 Familienpolitik = Frauenpolitik?, 36–46.
- Ganz, Kathrin (2007): Neoliberaler Refamiliarisierung und queer-feministische Lebensformenpolitik. In: Melanie Gross / Gabriele Winker (Hg.): Queer- | Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse. Münster: Unrast Verlag, 51–77.
- Mesquita, Sushila (2009): Alte Normen – neue Normsetzungen? Betrachtungen zum Schweizer Partnerschaftsgesetz. In: Pechriggl, Alice et al. (Hg.): Die Zukunft der Geschlechterdemokratie. Klagenfurt: drava Verlag (im Erscheinen).
- Schenk, Christina (2000): Einen neuen Kuchen backen. In: Bubeck, Ilona (Hg.): Unser Stück vom Kuchen? Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe. Berlin: Querverlag, 131–143.
- Schweighauser, Jonas (2007): Art. 28. In: Thomas Geiser / Philipp Gremper (Hg.): Zürcher Kommentar zum Partnerschaftsgesetz. Kommentar zum Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare (PartG) vom 18. Juni 2004. Zürich: Schulthess, 441–454.
- Schwenzer, Ingeborg (2006): Art. 28. In: Büchler, Andrea (Hg.): FamKomm Eingetragene Partnerschaft. Bern: Stämpfli Verlag, 452–460.
- Von Roten, Iris (1996): Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau. 5. Auflage. Bern: eFeF Verlag [1. Auflage 1958].

Hier ist das Buch. Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter», die Rhetorik der Unpünktlichkeit und der feministische Essay*

Caroline Arni

An den Anfang meiner Überlegungen möchte ich den ersten Satz aus «Frauen im Laufgitter» stellen: «Hier ist das Buch», schreibt Iris von Roten, «das ich mit zwanzig Jahren gerne gelesen hätte, aber nicht fand.» Aus diesem Satz spricht die Dringlichkeit, mit der sich viele feministische Autorinnen an den Schreibtisch gesetzt und ihre Seiten in die Druckerei geschickt haben. Die Dringlichkeit, etwas zu sagen und gehört zu werden. Eine Dringlichkeit, die empfunden ist, aber nicht im Subjektiven aufgeht, sondern als objektive Notwendigkeit postuliert wird: Was ich sagen werde, muss gehört werden. «Hier ist das Buch.» Es ist der Gedanke an diese Dringlichkeit, der mich leises Unbehagen verspüren lässt, wenn ich die Buchtitel gewordene Wendung höre, die so schnell und unversehens auf der Zunge liegt, wenn die Rede von Iris von Roten und «Frauen im Laufgitter» die Rede ist: «Eine Frau kommt zu früh.»¹ Ich möchte diese Wendung hier einmal da sein lassen, wo sie liegt; ich möchte sie uns, mit anderen Worten, auf der Zunge vergehen lassen: «Eine Frau kommt zu früh.» Wenn ich aber «vergehen» sage, so meine ich das durchaus wörtlich: Es soll nichts davon übrig bleiben. Eine Erinnerung vielleicht, eine Erinnerung an eine schöne, eingängige Wendung, die uns für einen Moment in der Gewissheit – und im Genuss – geborgen hat, verstanden zu haben. Denn mir scheint, dass diese Wendung, obschon sie mit der vergehenden Zeit argumentiert, ja das Vergehen von Zeit voraussetzt, zutiefst ahistorisch ist. Das ist nicht per se dramatisch, denn wenn ich auch hier als glückliche Historikerin zu Ihnen rede, so möchte ich das nicht als Missionarin meines Fachs tun. Das Ahistorische der Formel der «zu frühen Frau» wird aber zu einem Prob-

41

lem, wenn wir versuchen, Entstehung und Bedeutung der «Frauen im Laufgitter» und die Reaktionen auf das Buch zu verstehen und es auf seine heutige Aktualität hin zu befragen. Denn was sagen wir, wenn wir sagen, Iris von Roten sei als Autorin von «Frauen im Laufgitter» zu früh gekommen? Doch nichts anderes als dass sie keine Zeitgenossin der 1950er Jahre war. Sie war, sagen wir, vielleicht eine Frau von 1968, eine der 1970er Jahre, vielleicht gar eine Frau unserer Gegenwart. In ihrer Gegenwart jedenfalls war sie unzeitig, quer zu einer sonst in harmonischer Gleichzeitigkeit fest gefügten Gesellschaft.

Freilich, das macht sie uns zur tragischen Heldin, und wir achten sie dafür, bewundern sie vielleicht. Doch dass dieser Rhetorik der Unpünktlichkeit nicht zu trauen ist, darüber könnte uns eine Rezension von «Frauen im Laufgitter» in den «Basler Nachrichten» belehren: «Iris von Roten», heisst es dort, «ist eine ehrlich überzeugte Kämpferin aus der Zeit um 1900.»² Die Parteinahme ist hier eine andere: Heissen wir Iris von Roten als eine «Frau, die zu früh kam» in unserer Gegenwart oder doch in unserer jüngeren Vergangenheit willkommen, so verweist sie der Rezensent als eine, «die zu spät kam», des Platzes. In jedem Fall aber berauben wir ebenso wie der Rezensent Iris von Roten ihrer Zeitgenossenschaft – und das ist ein Problem.

42 Lassen Sie es mich noch von einer anderen Seite her gehen: Müssten wir nicht, wenn wir voraussetzen, dass Menschen in ihrer Gegenwart zu früh kommen können, auch das – gemäss Alltagserfahrung häufigere – Gegenteil annehmen und den hypothetischen Umkehrschluss formulieren: Könnte es sein, dass nicht Iris von Roten «zu früh», sondern das Schweizer Stimmvolk, die Basler Fasnacht und der Bund Schweizerischer Frauenvereine zu spät gekommen sind beziehungsweise zur Verabredung mit ihrem Zeitalter nicht erschienen sind? Was stimmt? Kam eine Frau zu früh oder eine Nation zu spät? Wer hat den Termin richtig notiert und sich gegenüber dem Lauf der Zeit keine Unpünktlichkeit zuschulden kommen lassen? Beide Sichtweisen, so möchte ich argumentieren, führen in die Irre, so verlockend und unmittelbar plausibel sie beide sein mögen. Für die Historikerin nämlich stellt sich die Frage: Was definiert einen Zeitraum so, dass man in ihm zu früh oder zu spät kommen kann?

Eine erste und grundsätzliche Antwort müsste lauten: Die Frage ist falsch gestellt. Keine Gegenwart verabredet sich mit ihren Zeitgenossen. Was als rhetorische Figur funktioniert, kann keine historische Erklärung sein. Und tückischer noch: Was als rhetorische Figur funktioniert, wiegt uns in einer trügerischen Gewissheit, verstanden zu haben, während wir doch den Weg der Erklärung abkürzen. Iris von Roten wurde 1958 nicht verstanden, so behauptet es der *Shortcut* des «Zu-früh-Kommens», weil sie aus einer andern Zeit kam. Halten wir demgegenüber fest: Iris von Roten war eine Zeitgenossin der Schweiz der

1950er Jahre; ihre Zeit hat sie als Autorin der «Frauen im Laufgitter» und hat das Buch in der Schweiz der 1950er Jahre möglich gemacht, genau so, wie ihre Zeit den Wirbel um und die Widerstände gegen, aber auch die Parteinahmen für dieses Buch und diese Frau möglich gemacht hat.³

Auf diese Widersprüchlichkeit müssen wir uns einlassen. In ihr kommt nichts weniger zum Ausdruck als das Paradox der politischen Moderne, die von allem Anfang an zwei Dinge *gleichzeitig* hervorbrachte: den Ausschluss der Frauen (und anderer Gruppen) und die feministische Kritik an diesem Ausschluss. Das Postulat der Gleichheit und Freiheit *aller* Menschen, ideengeschichtliche Grundlage und Ausgangspunkt der politischen Moderne, verstand sich als universelles und machte zugleich eine Definition «des Menschen» notwendig, für den es gelten sollte. Über diese Definition wurden die Frauen aus dem Geltungsbereich des Gleichheitspostulats herauskomplimentiert; denn die Eigenschaften, die den Menschen als ein zur Demokratie taugliches Individuum auswiesen, waren die Charaktermerkmale des Männlichen: Vernunftbegabung, Verantwortungsfähigkeit, Autonomie. Die Frau hingegen war definiert als ein Wesen, das ganz im Empfindsamen, in Abhängigkeit und im Nicht-Individuellen der Gattung aufging.⁴ In der daraus abgeleiteten «männlichen» Bestimmung zur Selbstbestimmung konnten sich sowohl ein politisches Kollektiv wie auch individuelle Männer zuverlässig ihrer Differenz zu den Frauen versichern.

In der Schweiz schlug sich dieses Paradox 1848 als «Inkonsequenz des Liberalismus»⁵ mit der Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts nieder, das, wie Iris von Roten schreibt, den «Ausschluss der Frauen von der politischen Gleichberechtigung im sonst demokratischen Staat»⁶ statuiert. Unterfüttert vom Gründungsmythos «Rütli» und in Szene gesetzt in all den staatstragenden Sozietäten und Vereinen, in Feiern und Denkmälern wurde diese historisch kontingente männliche Zuständigkeit für Staat und Politik im Verlauf des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu einem Wesenszug alles Schweizerischen emporstilisiert. Der Ausschluss der Frauen ist dabei umso fester gefügt, als die Schweiz in ihrem Selbstverständnis seit 1848 eine perfekte demokratische Republik ist, da sie Standesdifferenzen unter Männern ignoriert und ihre nationale Einheit soziale und wirtschaftliche Ungleichheit transzendiert. Und das heisst: Die Schweiz realisiert den Männerbund als solchen – Einschluss der Männer qua Mannsein, Ausschluss der Frauen qua Frausein.⁷ Im 20. Jahrhundert schliesslich haben die beiden Weltkriege die Bande des schweizerischen Männerbundes noch fester gezurrt, indem sie Schübe von nationalkultureller Vergewisserung auslösten, während sie in andern europäischen Ländern Schwellen zur Einführung des Frauenstimmrechts darstellten.⁸

Die vielzitierte «konservative Haltung» des Schweizer Stimmvolks in Sachen

Frauenstimmrecht und der schweizerischen Gesellschaft in Sachen Geschlechterordnung ist vor diesem Hintergrund nicht einfach gegebener Volkscharakter. Und nicht einmal gewordener Nationalcharakter. Sie ist vielmehr Kern einer immer wieder neu hergestellten nationalkulturellen und individuell-männlichen Identität und damit eine situativ immer wieder neu aktualisierte Antwort auf feministische Forderungen, die eine scharf gezogene Geschlechterdifferenz in Frage stellen und das Bild des schweizerischen Staatsbürgers herausfordern. So müssen wir, glaube ich, die negativen Reaktionen auf die «Frauen im Laufgitter» und die Verwerfung des Frauenstimmrechts 1959 verstehen; auf diese Weise sind die Ausschlussmechanismen der politischen Moderne und die feministische Kritik ineinander verzahnt. Mit anderen Worten: Iris von Roten kam weder zu früh noch zu spät, sondern sie wurde sehr wohl verstanden; ihr Anliegen wurde in vielen Rezensionen und Diskussionen quitiert – und das durchaus nicht nur negativ: Das Buch war in erster Auflage rasch vergriffen und stiess nicht nur auf Ablehnung.

So ist «Frauen im Laufgitter» nicht eine verfrühte Intervention, die am Bollwerk eines immerwährenden schweizerischen Konservatismus zerschellt, bevor ein Durchbruch möglich wird – nähmen wir das an, so verfielen wir gerade den 44 Konstruktionsleistungen schweizerischer nationalkultureller Identität im 20. Jahrhundert, die einen solchen Konservatismus als ihre Voraussetzung behauptet. Vielmehr ist das Buch ein weiterer Akt im Geschlechterdrama der Moderne. Damit aber ist es auch eine Intervention, die an Traditionen feministischer Kritik anschliesst. Wir sollten ernst nehmen, was wir aus dem Literaturverzeichnis in «Frauen im Laufgitter», aber auch aus den Briefen Iris von Rotens erfahren: Dass sie 1947 nach England reiste, um sich «mit feministischer Literatur zu beschäftigen», und in Oxford eine Bibliothek fand, «die so viel spannende feministische Literatur enthielt, dass sie «alles andere zur Seite schob».⁹

An Traditionen der feministischen Kritik schloss Iris von Roten übrigens nicht nur dort an, wo sie rechtliche und politische Gleichstellung einforderte, sondern auch dort, wo sie eine von Konventionen und Unterwerfungsverhältnissen befreite sexuelle Selbstbestimmung der Frau – und des Mannes – bis hin zur freien Liebe postulierte. Dies nämlich ist nicht eine «ursprüngliche» Forderung der 1968er-Bewegung, die eine «in die Zukunft» gerichtete Iris von Roten vorwegnahm.¹⁰ Vielmehr wurde solches bereits im 19. Jahrhundert und besonders intensiv um 1900 postuliert und nicht zuletzt auch in der Schweiz von Anarchistinnen und Lebensreformern praktiziert.¹¹ Und auch die Forderung nach kollektiven Formen von Kinderbetreuung und Hausarbeit wurde schon früher formuliert – von Frühfeministinnen und utopischen Sozialistinnen im Frankreich der 1840er Jahre, über die Iris von Roten sich kundig gemacht hatte.¹² Auch hier verkennen

wir die Dynamik gesellschaftlicher Verhältnisse, wenn wir eine genuin schweizerische konservative Werthaltung voraussetzen, die solchen Entwürfen trotzt. Vielmehr konstituiert sich diese gerade in der Auseinandersetzung mit solchen Entwürfen immer wieder neu.¹³ Ebenso wird aber auch die feministische Kritik immer wieder neu formuliert.

«Je mehr ich mich in das Thema hineinsteigerte», schreibt Iris 1947 aus England ihrem Mann Peter, «um so klarer wurde mir, dass die komplexesten feministischen Probleme jetzt neu aufgegriffen werden mussten, und von wem, wenn nicht von mir?»¹⁴ *Jetzt, neu*: Diese Einheit von in der Gegenwart empfundener Dringlichkeit und bewusster Erneuerung eines in Bibliotheken gelagerten Traditionsbestandes motiviert Iris von Rotens Schreiben. Hier spricht eine Zeitgenossin: *Jetzt*, sagt sie, es ist an der Zeit, gerade noch rechtzeitig, und beharrt auf ihrer Zeitgenossenschaft – freilich auch auf ihrer Kompetenz: *von wem, wenn nicht von mir*. Hier spricht aber auch eine, die weiss um all die für die feministische Sache bereits geflossene Tinte, um eine Tradition, die das eigene Werk möglich macht, die aber im *Jetzt* der Innovation bedarf: *neu*, sagt sie. Mit anderen Worten: *Hier ist das Buch*, aber auch: «Hier sind die Bücher.»

In dieser Konstellation, die auf Bücher *das Buch* folgen lässt, ist – so möchte ich spekulieren – nicht nur die lebensweltliche Erfahrung einer Frau, sondern ebenso die Lektüreerfahrung einer feministischen Intellektuellen am Werk, die auch uns vertraut sein dürfte und die ich gerade beim *Lesen* von «Frauen im Laufgitter» mache. Doch lassen wir heute auf *das Buch*, das für uns nun zu den Büchern – zur Tradition feministischen Schreibens – gehört, nicht mehr *das Buch* folgen. Das hat verschiedene Gründe. Einer, den ich hier ansprechen möchte, ist die Veränderung feministischer Text- und Interventionsformen, und diese Veränderung zeugt ihrerseits von einem veränderten Handlungsspielraum, der zugleich weiter und enger ist, als es derjenige von Iris von Roten war.

Zuerst zur Lektüreerfahrung, die ich meine: Wenn wir *jetzt, hier* durch die Seiten von «Frauen im Laufgitter» blättern und nach der Aktualität des Buches fragen, dann geht es uns vielleicht so, wie es der in Oxford lesenden Iris von Roten gegangen sein mag: Mit der gleichen Erregung finden wir Aspekte unserer gegenwärtigen Situation wieder in Seiten, von denen uns Jahrzehnte trennen, und mit demselben Befremden erkennen wir: *Jetzt* müssen wir *es neu*, und das heisst: anders, sagen.¹⁵ Lassen Sie mich das an einem Beispiel konkretisieren: Lese ich Iris von Rotens Plädoyer dafür, «alles» zu wollen, auch das vermeintlich «Unmögliche», nämlich Berufskarriere, Mutterschaft und Partizipation an gesellschaftlicher Entscheidungsmacht, und ihre Analyse der Hindernisse, die sich dem entgegenstellen, dann dünkt mich: Daran müsste im Grundsatz nicht allzu viel geändert werden. Lese ich ihre Studie über die Lebensumstände der

«unverheirateten Berufsfrau» – oft in einer Mansarde lebend, ohne Küche und Bad, der Kleiderschrank die Vorratskammer, das Bett die einzige Sitzgelegenheit –, dann erschrickt selbst die mit vielerlei vergangenem Ungemach vertraute Historikerin in mir ob so viel Differenz in so kurzer Zeit. Lese ich «Frauen im Laufgitter», so sehe ich mich einem Vexierbild gegenüber: alles gleich und alles anders.

Diese Lektüererfahrung entzündet sich aber nicht nur am inhaltlichen Detail. Die Mischung aus Erregung und Befremden empfinde ich auch angesichts des Anspruchs des Buches. Nicht, wie es häufig geschehe, «da ein Stück und dort ein[en] Zipfel», nahm Iris von Roten sich vor, sondern den «Blick aufs Ganze»,¹⁶ gewonnen aus der «Vielzahl feministischer Probleme», die sie in Oxford «endlich [...] deutlich gefasst» sah, «in weiten Beziehungen und grossem Rahmen».¹⁷ Mit anderen Worten: Es ging um die feministische Universalschau in Sachen «Stellung der Frau». Ist das nicht etwas, was wir gerne für unsere Gegenwart eingelöst sähen? Und ist das nicht etwas, was wir nicht mehr schreiben wollen? Wohl wäre solches vielleicht Handlungsermächtigung für ein fest gefügtes feministisches Subjekt. Doch von vielen Spezial- und Detailstudien belehrt über die Heterogenität «weiblicher» Lebensumstände, Interessen und Wünsche, können wir uns einen solchen Anspruch allenfalls noch von einer Serie Nationaler Forschungsprogramme oder von einem Bündel Nationaler Kompetenzzentren eingelöst vorstellen. *Jetzt, neu, hier, von wem, wenn nicht von mir* – so etwas kommt uns nur noch als Antragsprosa eines um Forschungsgelder nachsuchenden Kollektivsubjekts über die Lippen.

Das ist nicht nur deshalb so, weil die Verhältnisse unübersichtlicher geworden sind. Sie waren auch vor fünfzig Jahren nicht derart übersichtlich, wie wir uns das vorstellen – und es ist eines der wesentlichen Verdienste Iris von Rotens, in ihren Analysen gerade der Verschiedenheit weiblicher Lebensbedingungen Rechnung getragen zu haben. Dass wir ihren Anspruch nicht mehr teilen, liegt vor allem daran, dass die Formen der Produktion von Wissen über Geschlechterverhältnisse und damit auch die Medien feministischer Intervention in Textform andere geworden sind: heute die spezialwissenschaftliche Studie, die gleichstellungspolitische Expertise, das Pressecommuniqué, das popkulturelle Egodokument. Zu Iris von Rotens Zeiten (und zuvor): politische Eingaben, Zeitschriften, Pamphlete und besonders: der feministische Essay, der Analyse mit Plädoyer verbindet, der Wissen generiert, politische Intervention sein will und sich an ein breites Publikum richtet. Mit anderen Worten: der Essay als eine Textgattung, die zwischen wissenschaftlicher Studie, politischer Streitschrift und massenmedialem Diskurs steht und zugleich keinem dieser Genres verpflichtet ist.¹⁸

Die Geschichte der Medien feministischer Intervention ist noch nicht geschrie-

ben, aber der «feministische Essay» müsste darin eine wichtige Rolle spielen. Als eine Analyse ausserhalb der Konventionen wissenschaftlichen Schreibens ist er eine Textform, die Feministinnen auch dann schon offenstand, als sie noch nicht an Universitäten oder zum wissenschaftlichen Diskurs zugelassen waren oder sich dort nur schwer Gehör verschaffen konnten. Der Essay ist ausserdem eine Textgattung, die Analyse verbindet mit politischer Intervention und die dann gewählt wird, wenn wissenschaftliches Arbeiten auch möglich wäre, aber nicht eine Gelehrtengemeinschaft Adressatin ist, sondern die Öffentlichkeit. Schliesslich erhebt der Essay gegenüber der journalistischen Arbeit, die auch auf Öffentlichkeit zielt, Anspruch auf Gültigkeit über den Tag hinaus, und er nimmt sich so viel Raum, wie er will. Das macht ihn zur Form, in die sich gessen lässt, was in der spezialwissenschaftlichen Produktion von Wissen keinen Raum findet und was Iris von Roten dringlich war: eine in Analyse und Wissen gründende Universalschau mit Plädoyercharakter – inklusive Polemik.

Diese Universalschau ruft in mir ein widersprüchliches Gefühl hervor: Sie zwingt mich, den Wunsch nach Übersicht und Eindeutigkeit anzuerkennen und ihn gleichzeitig mit guten Gründen zurückzuweisen in einer Gegenwart, der vielfältige feministische Mikroanalysen und Mikropolitiken angemessen sind.¹⁹ In diesem Sinn ist, denke ich, der Handlungsspielraum heutiger feministischer Autorinnen gegenüber demjenigen von Iris von Roten begrenzt: Den Anspruch dieses Buches wollen wir weder einlösen noch postulieren – nicht *das Buch*, sondern *die Bücher* wollen wir schreiben. Erweitert aber ist unser Handlungsspielraum insofern, als uns eine grössere Palette an etablierten Formen der Produktion von Wissen über Geschlechterverhältnisse und über politische Intervention zur Verfügung steht (die institutionalisierte Geschlechterforschung, das Stimmrecht). Welche Gewinne und Verluste sich aus dieser veränderten Situation ergeben und woran wir solches messen könnten, sind offene Fragen.

Ich möchte mit einer Entschuldigung zum Schluss kommen: Sehen Sie es mir nach, dass ich pedantisch war und eine Metapher – die der Unpünktlichkeit – wörtlich genommen habe. Dass ich etwas stur war und darauf beharrt habe, dass der Gebrauch einer Metapher nicht harmlos ist. Aber ich glaube, dass wir Iris von Roten nicht ernst nehmen, wenn wir sagen, sie sei «zu früh gekommen» – denn dann messen wir ihr Buch am Erfolg, für den wir ausserdem ein eindeutiges Kriterium zu haben glauben: böartige Rezensionen und den Ausgang der Abstimmung über das Frauenstimmrecht von 1959. Und wir machen die Traditionen unsichtbar, an die Iris von Roten bewusst und ausdrücklich anschliesst, wenn wir sie nur als eine sehen, die «Späteres» antizipiert: denn im Vorwegnehmen verschwindet das Weitergeführte.

Verstehen müssen wir das Buch aus der Dringlichkeit heraus, mit der es geschrie-

ben wurde; verstehen müssen wir es in seiner Zeitgenossenschaft, die ihrerseits aus Vergangenen geworden ist. Das heisst nicht, dass es uns nichts mehr zu sagen hätte. Im Gegenteil. Gerade darin liegt zumindest eine Aktualität von «Frauen im Laufgitter»: dass uns das Buch zwingt, unsere Verhältnisse historisch zu denken als Verhältnisse, die mit der Vergangenheit durch Brüche und Kontinuitäten verbunden sind. Es ist das ganz spezifische historische Anderssein von «Frauen im Laufgitter», das unser Denken provozieren sollte, ein Anderssein, das uns als solches etwas zu sagen hat, weil genügend Gleiches da ist, dass es uns spiegelt, aber so viel Fremdes, dass wir im Spiegel uns anders sehen. Das, so möchte ich vorschlagen, müsste die Voraussetzung sein, unter der wir uns auf «Frauen im Laufgitter» einlassen. Und dabei dürften wir auch die Frage nicht scheuen, was der in einer rhetorischen Wendung verborgene Wunsch nach einer Aneignung Iris von Rotens als einer «zu früh Gekommenen» für unsere Wahrnehmung unserer Zeitgenossenschaft bedeutet.

48 * Bei diesem Text handelt es sich um die weitgehend unveränderte Version eines Vortrags an der Tagung: Offene Worte. Zur Aktualität von Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter», Imprimerie Basel, 17/18. Oktober 2008. Ich danke Urs Hafner und Claudia Honegger für ihre kritische Lektüre.

- 1 Vgl. Yvonne-Denise Köchli, Eine Frau kommt zu früh. Das Leben der Iris von Roten» Zürich 1992.
- 2 Zit. nach Wilfried Meichtry, Verliebte Feinde. Iris und Peter von Roten, Zürich 2007, 506.
- 3 In diesem Zusammenhang der Zeitgenossenschaft lässt sich auch Iris von Rotens ausgeprägter Sinn für eine jeweils zeitgenössische Ästhetik und Eleganz in die Betrachtungen einbeziehen: Vielleicht auch darin hat sie sich die ganz spezifische und – wie ihre Analysen zeigen – nicht widerspruchsfreie «Modernität» ihrer Zeit zu eigen gemacht – und sich dabei auch von der ihr vorangehenden Generation von Frauenrechtlerinnen distanziert.
- 4 Vgl. hierzu u.a.: Brigitte Studer, Familialisierung und Individualisierung. Zur Struktur der Geschlechterordnung in der bürgerlichen Gesellschaft, in: L'Homme ZFG, 11, 2, 2000, 83–104; Joan W. Scott, Only Paradoxes to Offer. French Feminists and the Rights of Man, Cambridge Mass. u. London 1996; George L. Mosse, The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity, New York 1996; Ute Frevert, «Mann und Weib, und Weib und Mann». Geschlechterdifferenzen in der Moderne, München 1995; Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, Frankfurt a. M. 1991.
- 5 Beatrix Mesmer, Ausgeklammert – Eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, Basel u.a. 1988, 4. Vgl. hierzu auch: Regina Wecker, The Oldest Democracy and Women's Suffrage: The History of a Swiss Paradox, in: Joy Charnley (Hg.), 25 Years of Emancipation. Women in Switzerland 1971–1996, Bern 1998; Elisabeth Joris, Mündigkeit und Geschlecht: Die Liberalen und das «Recht der Weiber», in: Thomas Hildbrand u. Albert Tanner (Hg.), Im Zeichen der Revolution. Der Weg zum schweizerischen Bundesstaat 1798–1848, Zürich 1997, 75–90; Elisabeth Joris, Die geteilte Moderne: Individuelle Rechtsansprüche für Männer, ständische Abhängigkeit für Frauen, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 46, 3, 1996, 306–331.
- 6 Iris von Roten, Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau, Zürich/Dortmund 1991 [1958], 491.
- 7 Vgl. hierzu u.a.: Lynn Blattmann u. Irene Meier (Hg.), Männerbund und Bundesstaat. Über die politische Kultur der Schweiz, Zürich 1998; Brigitte Studer, Regina Wecker u. Béatrice Ziegler

(Hg.), Frauen und Staat, Basel 1998 (= Itinera 20).

- 8 Vgl. zur Schweiz in den Weltkriegen unter Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse: Christof Dejung u. Regula Stämpfli, Sonderfall Schweiz? Armee, Staat und Geschlecht 1918–1945, Zürich 2003; Christof Dejung, Aktivdienst und Geschlechterordnung: eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939–1945, Zürich 2006. Vgl. zur Geschichte des Frauenstimmrechts und der politischen Partizipation der Frauen in der Schweiz: Beatrix Mesmer, Staatsbürgerinnen ohne Stimmrecht. Die Politik der schweizerischen Frauenverbände 1914–1971, Zürich 2007; Sibylle Hardmeier, Frühe Frauenstimmrechtsbewegung in der Schweiz (1890–1930). Argumente, Strategien, Netzwerk und Gegenbewegung, Zürich 1997; Yvonne Vögeli, Zwischen Hausrat und Rathaus. Auseinandersetzungen um die politische Gleichberechtigung der Frauen in der Schweiz 1945–1971, Zürich 1997; Mesmer, Ausgeklammert.
- 9 Zit. nach Meichtry, Feinde, S. 366 u. 368.
- 10 So Meichtry, Feinde, S. 608.
- 11 Und Iris von Roten wies, wenn auch nicht namentlich, so doch explizit auf diese Tradition hin: Vgl. von Roten, Frauen, 308 f. Vgl. zur Präsenz solcher Entwürfe in der Schweiz als Fallstudie: Ina Boesch, Gegenleben. Die Sozialistin Margarethe Hardegger und ihre politischen Bühnen, Zürich 2003; Regula Bochsler, Ich folgte meinem Stern. Das kämpferische Leben der Margarethe Hardegger, Zürich 2004. Vgl. auch zur Diskussion und Praxis von Liebe und Ehe in der Schweiz um 1900: Caroline Arni, Entzweiungen. Die Krise der Ehe um 1900, Köln 2004.
- 12 Im Literaturverzeichnis zitiert Iris von Roten dazu das frühe Standardwerk von Edith Thomas, Les femmes de 1848, Paris 1948.
- 13 Denken wir etwa daran, wie sich zurzeit gerade in Auseinandersetzung mit der Erinnerung an «68» wertkonservative Weltanschauungen neu formieren.
- 14 Zit. nach Meichtry, Feinde, S. 369.
- 15 Auch in die Erregung des Sichwiederfindens mischt sich freilich Unbehagen: das Unbehagen nämlich, da zu Redundanz verurteilt zu sein, wo die Gegenwart Ungleichheiten tradiert, die schon vor langer Zeit denunziert worden sind.
- 16 Von Roten, Frauen, S. 5.
- 17 Zit. nach Meichtry, Feinde, S. 368 f.
- 18 Der Essay lässt sich «sein Ressort nicht vorschreiben», schreibt Theodor W. Adorno (vgl. Der Essay als Form, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 11: Noten zur Literatur, Frankfurt a. M. 1974, S. 10).
- 19 Es sind diese Situation und die Schwierigkeit, sie in ihrer Widersprüchlichkeit anzuerkennen, welche die Rede vom Ende des Feminismus hervorbringen, während wir es doch vielmehr mit einem freigesetzten Feminismus zu tun haben.

Zu Caroline Arnis «Rhetorik der Verspätung»

Regina Wecker

50

Warum ich 1989 fand, dass Iris von Roten uns im Zusammenhang mit dem Ausstellungsprojekt zum 100-Jahr-Jubiläum des Frauenstudiums an der Uni Basel unbedingt ein Interview¹ geben sollte, weiss ich eigentlich nicht mehr – genauso wenig, wie ich zu ihrem Buch gekommen bin. Wir waren erfreut, dass sie sehr schnell bereit war, mit uns zu sprechen, schliesslich hatte man uns gewarnt, sie sei «kompliziert». Ich bin dann zusammen mit Claudia Spinelli, die als Studentin am Ausstellungsprojekt mitarbeitete, zu diesem Treffen gegangen. Sehr gespannt waren wir – auch wenn ich in den 1950er Jahren noch nicht in Basel gelebt hatte und meine Begleiterin damals noch nicht auf der Welt gewesen war. Ich hatte das Buch vor Jahren in einem Antiquariat aufgestöbert, es mit Hochachtung und Erstaunen darüber, was da alles drinsteckte, gelesen. So war ich sehr interessiert, die Autorin persönlich kennenzulernen.

Von dieser Begegnung ausgehend, möchte ich Caroline Arnis Kritik an der «Verspätungsrhetorik» aufnehmen, bestätigend aufnehmen, wie ich gleich vorausschicken kann. Dann aber werde ich an die Frage nach der Person und ihrer Zeitgenossenschaft die Frage nach dem Zeitraum anschliessen, um darauf nach dem Erfolg dieses Topos zu fragen. Denn: Wie «falsch» auch Topoi oder ihre Interpretationen sein mögen, sie sind doch immer aussagekräftig.

Ich kann also dem beipflichten, was Caroline Arni so überzeugend dargelegt hat, dass Iris von Roten eine Feministin ihrer Zeit war, in der das «Paradox der Moderne» zum Ausdruck kam. Als wir sie 1989 kurz vor ihrem Tod trafen, hat diese Zeitgebundenheit für uns aber noch eine andere Dimension erhalten. Iris von Roten hat äusserst spannend aus dieser Zeit berichtet. Wir waren beeindruckt

von der Lebhaftigkeit ihrer Darstellung und der analytischen Schärfe ihrer Beobachtungen. Einen grösseren Raum nahm die Schilderung ihrer Verhaftung in Zürich ein, die bekannte Episode, als sie mit langen Hosen und Pelzmantel für eine Prostituierte gehalten und arrestiert wurde. Sie analysierte aber auch die Reaktionen auf diesen Zwischenfall. Die Verletzungen wurden für uns nachfühlbar, das heisst, sie hatten auch etwas Zeitloses und Personenunabhängiges, ein Beispiel, wie schnell Frauen auch noch selbst dafür verantwortlich gemacht werden, wenn ihnen skandalöses Unrecht geschieht. Andererseits wurde aber auch deutlich, wie stark sie selbst in ihren Überzeugungen der 1950er Jahre verhaftet war, den Überzeugungen, denen sie in «Frauen im Laufgitter» so vehement Ausdruck verliehen hatte. Es war ganz klar für sie, was Emanzipation war, wie sie sich manifestierte und wie sie erreicht werden konnte. Darin spiegelte sich neben Klarheit aber auch die Rigidität ihrer Auffassung. Das war für mich in einer eigentlich nebensächlichen Einschätzung der Kleidung von Frauen eingefangen und hatte etwas Irritierendes: Die Jeans, die in den 1950er und 1960er Jahren so viel Enttäuschung ausgelöst hatten, waren für sie ebenso unverrückbar die Kleidungsstücke der Emanzipation, wie die indischen Gewänder oder auch weite Hosen oder was sonst so später in frauenbewegten Kreisen getragen wurde, für sie ein deutliches Zeichen der «Anbiederung an männliche Vorstellungen» von Weiblichkeit waren, die sie ironisch kommentierte.

«Da habe ich ja noch mal Glück gehabt, dass ich die Pluderhosen nicht anhatte ...», war nachher meine erste Reaktion. Erstaunt hatten mich auch die abwertenden Bemerkungen über das türkische Kopftuch, in dem sie ausschliesslich und ohne jede Diskussion ein Zeichen der Unterdrückung sah. Mich hat diese Abwertung zumindest irritiert, auch wenn ich sie später nach der Lektüre ihres Reisebuches über die Türkei² besser verstanden habe. Meine junge Begleiterin war deutlich verärgert.

Waren diese Festlegungen dessen, was Emanzipation sei, und das unverrückbare Beharren auf dem einmal als richtig Erkannten neben den Kränkungen auch ein Grund, warum Iris von Roten den Kontakt mit der Frauenbewegung der 1960er und 1970er nicht suchte und auch Ende der 1980er kaum noch an der Verbreitung ihres Buches oder an Diskussionen darüber interessiert war? Sie erschien mir jedenfalls damals Ende der 80er Jahre in dieser Haltung als eine typische Vertreterin einer früheren Generation.

Was mich nämlich noch interessiert am Topos «Die Frau, die zu früh kam» ist die Frage, warum er so gern aufgenommen wurde, warum er so erfolgreich war. Was bedeutet das? Was sagt das über unsere Vorstellungen? Und warum wird er (erst) heute vehement abgelehnt? Caroline Arni ist nicht die Einzige, die diesen Topos kritisiert. Allerdings aus anderen Gründen als die Germanistin Luise Pusch, die

51

darin so etwas wie eine Schuldzuweisung an Iris von Roten sieht.³ Während Pusch eine Einschätzung wie «sie war ihrer Zeit voraus» angemessener findet, weil es den visionären Charakter betont, wäre es wohl für Caroline Arni auch nicht möglich, «der Zeit voraus» zu sein.

Warum haben wir gerade bei progressiven Frauen – von Christine de Pisan über Olympe de Gouges bis zu Hedwig Dohm – das Gefühl, sie seien ihrer Zeit voraus? Die amerikanische Frauen-Historikerin der erste Stunde, Gerda Lerner, hat in «The Creation of Patriarchy»⁴ einen Grund für die Vorstellung genannt, dass wir Frauen vergangener Zeiten so oft als «Solitäre» sehen: Es fehlen die Institutionen, die das Wissen von Frauen weitergeben. Ebenso fehlt das gesellschaftliche Interesse daran. Auch darum erfinden Frauen «das Rad» oft wieder neu und sind erstaunt, was alles schon früher von Frauen gedacht und geschrieben wurde.

Es gibt aber noch einen weiteren Grund, warum wir mit dem Topos der «Frau, die zu früh kam» bisher gut gelebt haben. Er nährt unsere Vorstellungen von den 1950er Jahren als Zeitraum des absoluten Backlash, nicht etwa als Zeitraum, in dem es unter der Oberfläche brodelte und darunter sich ein erstaunlicher Wandel vollzog – ein Wandel, von dem Iris von Roten ein Teil war. Genauere Beobachtungen der 1950er Jahre in der Schweiz zeigen nämlich durchaus weitere Anzeichen für Veränderungen. So steigt zum Beispiel die Quote der erwerbstätigen Frauen⁵ ebenso wie die Scheidungszahlen. Dass das Frauenstimmrecht 1958 zumindest zur Abstimmung gebracht wurde, kann ebenfalls als Anzeichen eines Wandels gewertet werden – eines Wandels, der offensichtlich grosse Angst auslöste, wie die heftigen persönlichen Angriffe auf Iris von Roten zeigen.

Ein Grund dafür, dass wir aber bisher an der Einschätzung der 1950er Jahre insbesondere in Bezug auf die Geschlechterordnung als Zeit der «bleiernen Ordnung» festhalten und sie nicht wie Urs Widmer als «Ausbruch aus der Dumpfe» sehen,⁶ liegt darin, dass sich diese negative Wertung auch gut mit unserer Einschätzung der 1960er Jahre vereinbaren lässt, die sich als die Aufbruchzeit schlechthin davon abheben und so die Einmaligkeit des neuen Feminismus der Jahre seit 1968 untermauern. Ohne die Bedeutung dieser 68er-Aufbruchsphase gerade für die Geschlechterordnung in Frage zu stellen, finde ich es wichtig, stärker die Dynamik der beiden Jahrzehnte zu betonen und diese damit in einen breiteren historischen Kontext zu stellen. Mit der Kontrastierung von den 1950ern als dem Zeitraum des Mief und Muff und den 1960ern als Zeit der kometenhaften wie normsetzenden Revolution leistet man der Sichtweise Vorschub, dass alles, was nachher kam und kommen wird, nur noch ein schwacher Abklatsch des «Gloriosen» ist. Neue Lebensentwürfe werden dann nur noch an dieser Norm gemessen und sind ihrerseits wiederum Backlash oder gar Anzeichen für den vielbeschworenen Tod des Feminismus. Neue Formen oder alte Bezeichnungen mit neuen Intentionen

(wie etwa «Missy» oder «Mädchen», wie sie Sonja Eismann⁷ für ihre Zeitschriften braucht), müssen dann von den einen gar nicht auf ihre feministischen Intentionen hin untersucht werden, bei den anderen gelten sie ausschliesslich als Anzeichen für einen Backlash.

Iris von Roten ist weder «die Frau, die zu früh kam» noch «die Frau, die ihrer Zeit voraus war». Sie war klar eine Frau ihrer Zeit, das Buch und die vehementen Reaktionen auf das Werk sind nicht nur Ausdruck für das «Paradox der politischen Moderne»,⁸ sondern auch Ausdruck der Ambivalenzen des Zeitraums.

Das Faszinierende an ihrem Werk aus einem Blickwinkel, der die 1950er Jahre als Phase des Rumorens «unter der Bettdecke» wahrnimmt, ist, dass es einerseits visionäre Züge hat, aber gleichzeitig dieses zeittypische Rumoren repräsentiert, das der Veränderung vorausging.⁹ Die Angst vor diesen Veränderungen hat dann auch zu den heftigen Reaktionen und persönlichen Angriffen beigetragen, die Iris von Roten verstummen liessen. Das Buch regt dazu an, diese 1950er Jahre neu zu entdecken und sie in einer anderen Beziehung zur nachfolgenden gesellschaftlichen Entwicklung zu sehen.

- 1 Abgedruckt im Ausstellungskatalog: D'Studentin kunnt. 100 Jahre Frauen an der Uni Basel, Basel 1990, S. 65–68.
- 2 Iris von Roten: Vom Bosphorus zum Euphrat. Eine Reise durch die Türkei, Stuttgart 1965.
- 3 Im Blog von Luise Pusch: <http://www.fembio.org/biographie.php/frau/comments/iris-von-roten-ihrer-zeit-jahrzehnte-voraus/>
- 4 Gerda Lerner, Dt. : Die Entstehung des Patriarchats, Frankfurt/Main, New York 1991.
- 5 Vgl. Gaby Sutter: Berufstätige Mütter. Subtiler Wandel der Geschlechterordnung in der Schweiz (1945–1970), Zürich 2005.
- 6 <http://www.unipublic.uzh.ch/magazin/gesellschaft/2007/2743.html>
- 7 Sonja Eismann in diesem Heft.
- 8 Caroline Arni in diesem Heft.
- 9 Georg Kohler spricht von den kulturellen Veränderungen und einer «nicht unwichtigen Rolle der Schweiz für den Transport der Moderne über den Abgrund des Dritten Reichs». Vgl. <http://www.unipublic.uzh.ch/magazin/gesellschaft/2007/2743.html>. Zur Ambivalenz der Zeit vgl. auch Jakob Tanner: Die Schweiz in den 50er Jahren. Prozesse, Brüche, Widersprüche, Ungleichzeitigkeiten, in: Blanc, Jean-Daniel, Luchsinger, Christine (Hg.): Achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit, Zürich 1994, S. 19–50.

Iris von Roten. Hier sind die Frauen

Sonja Eismann

54

In ihrem Beitrag bezieht sich Caroline Arni auf die von den Veranstalterinnen im Ankündigungstext referenzierte Figur der «Zu-früh-Gekommenen» und schreibt: «Sehen Sie es mir nach, dass ich pedantisch war und eine Metapher – die der Unpünktlichkeit – wörtlich genommen habe», um diese dann durch eine Einbettung der Feministin Iris von Roten in den historischen Rahmen kontinuierlicher Emanzipationsbestrebungen der Frauenbewegung zu relativieren. Nachdem es mir auf der Tagung zugekommen ist, Caroline Arnis Text zu kommentieren, war es mir ein Anliegen, den Ball aufzunehmen bzw. weiterzuspielen, indem ich rezeptionskritisch auf das belastete Verhältnis von Feminismus und Temporalität eingehe. Des Weiteren möchte ich einen zusätzlichen Ausgangspunkt der Veranstaltung aufgreifen und zugespitzt untersuchen, inwieweit die Haltung von Rotens, die damals mindestens ebenso stark wie ihre konkreten Forderungen für die Verächtlich-Machung ihrer Person sorgte, auch heute noch ganz und gar zeitlos zu jungen Feministinnen sprechen kann.

Ich möchte sogleich auf die Frage der Temporalität eingehen, denn die Semantik der «Zu früh»-Metapher ist in einem feministischen Kontext gar nicht ernst und wörtlich genug zu nehmen. Ist sie doch eben nicht bedenkenlos dahingesagt, sondern entspringt dem so alten wie leidigen Problem des Fehlens der Sichtbarkeit von Traditionslinien feministischen Engagements bzw. weiblicher Kreativität. So war und sind Kritik und Erweiterung des heterosexistischen, weissen und westlichen kulturellen Kanons ein massgebliches Anliegen der Zweiten und der Dritten Frauenbewegung, die sich in so unterschiedlichen Artefakten wie Judy Chicagos Kunstwerk «Dinner Party» (1979) und dem von der Band Chicks on Speed

zusammengestellten Frauenmusiksamplers «Girl Monster» (2006) Bahn brechen. Denn auch der empathisch gemeinte Spruch der zu früh gekommenen Kämpferin für Frauenrechte enthüllt nur die eine – eigentlich rehabilitierend bzw. Kanon-revidierend gemeinte – Seite des Problems, dessen andere Seite medial sowie institutionell immer wieder neu aufgeführt wird. Um eine Genealogie weiblicher Emanzipationsbestrebungen bzw. ein erfolgreiches, kontinuierliches Arbeiten daran zu unterminieren, wird in öffentlichen, patriarchal dirigierte Diskursen immer wieder festgeschrieben, dass Frauen vereinzelt und vor allem am falschen Ort und zur falschen Zeit existieren und wirken. Nie darf darauf verwiesen werden, dass Feministinnen sich sehr wohl auf Vorgängerinnen berufen und an deren Theorien anknüpfen, sich also in einem historisch-theoretischen Rahmen vororten und einbringen. Sie werden im Gegenteil stets als Ausnahmeerscheinungen, die als Exotinnen ihrer Zeit ohne soliden Boden unter den Füßen unglücklich in der Luft hängen, gezeichnet. Wie Caroline Arni bereits herausgearbeitet hat, sind sie entweder zu früh (aus Retrospektive) oder eben zu spät (aus aktueller Perspektive) – wie bei heutigen feministischen Anstrengungen ja auch gerne betont wird, diese seien «unzeitgemäss» und «gestrig», da zum aktuellen Zeitpunkt ja bereits «alles erreicht» sei und feministische Bestrebungen damit überflüssig oder schlicht lächerlich seien. Damit werden nicht nur emanzipatorische Anstrengungen diskreditiert, sondern es wird Frauen wiederum primär jenes Gefühl vermittelt, das ihre Identität von der ersten Bewusstseinswerdung als «deuxième sexe» bereits prägend umgibt: dass sie nämlich immer «falsch» und niemals richtig seien und dass sie durch Mängel statt durch Fähigkeiten gekennzeichnet sind. Aus diesen Ängsten schlagen, es ist mittlerweile ein altbekannter Topos, Frauenzeitschriften sowie Kosmetikkonzerne Kapital, indem immer wieder darauf verwiesen wird, was, streng subjektiv und dabei doch kollektiv, alles – natürlich ad infinitum – fehle, um zur voll begehrenswerten und damit wertvollen Frau zu werden. Diese Unerreichbarkeit lässt das Ziel umso verheissungsvoller erscheinen.

Die Zeit-Metapher ist also keine reine Redewendung, sondern eine Strategie, um Frauen, wie es die Filmemacherin und Labelbetreiberin Tammy Rae Carland einmal so treffend ausgedrückt hat, ein Gefühl unendlicher Mühsal zu geben: nämlich dass sie in jeder Generation das Rad neu erfinden müssten. Wer keinen sichtbaren Strom von Vorbildern, sondern nur Ausnahmen vor sich sieht, glaubt auch daran, selbst ganz von vorn anfangen zu müssen. Die bereits erwähnten, seit der Zweiten Frauenbewegung unternommenen Vorstösse, die kulturellen Äusserungen von Frauen in den Kanon aufzunehmen bzw. einen distinkten Kanon zu etablieren, sind letztendlich also nur dann produktiv, wenn sie nicht den Ausnahmestatus der jeweiligen Akteurin zementieren. Die aktuelle Einteilung der feministischen Bewegung in Wellen und Generationen, die von den Medien

55

genüsslich als «Catfight» zwischen «alt, unsexy, integer» und «jung, sexy, oberflächlich» inszeniert wird, birgt die Gefahr interner Entzweigungen, wenn sie nicht als ganz gewöhnlicher transgenerationaler Konflikt statt als feministische Grundsatzauseinandersetzung gedeutet wird. So ist es in diesem Zusammenhang sehr erhellend zu lesen, dass Iris von Roten in einem ihrer letzten Interviews (für die Basler Publikation «D'Studäntin kunnt») über ihre Zeit als aktive Feministin bezüglich der «traditionellen Frauengruppierungen» äussert: «Ihre Mitglieder waren meist gesetztes Alters. Sie hassten jüngere Frauen schon grundsätzlich. Einen Graben zwischen den Generationen bildete zum Beispiel das «make up».» (S. 584) Die Diskontinuation zwischen «Alphamädchen» und «Altfeministinnen» klingt heute häufig auch nicht anders und lässt sich durch diese Bemerkung in ihrer Signifikanz deutlich relativieren.

Was hat uns Iris von Roten also heute noch zu sagen, in einer Zeit, in der die von ihr geforderte 100%ig sichere Empfängnisverhütung zwar nicht existiert, wohl aber die 99%ige – die dafür sorgen müsste, dass die von ihr identifizierten Probleme heterosexueller Geschlechts-Beziehungen (von anderen, es soll dazu gesagt werden, spricht sie nicht) gelöst seien, es aber nicht tut? Sind mit dieser teilweisen Überholung ihrer Wünsche ihre anderen Forderungen also auch komplett vom Tisch?

56

Auch wenn, wie Caroline Arni bereits betont hat, 2008 im Vergleich mit 1958 so vieles bereits völlig anders und gleichzeitig doch noch erschreckend gleich ist und Iris von Rotens minutiöse, streng rationale Analyse auch noch der kleinsten, alltäglichen Ungerechtigkeiten, die keinen Schlupfwinkel für «konterrevolutionäre» Argumente offen lässt, aus heutiger Sicht nicht mehr im Detail für feministische Arbeit relevant sein kann, so möchte uns darüber hinaus die Haltung des Buches umso mehr lehren.

Denn es ist vor allem die Wut und die ungemilderte Radikalität, mit der sie schreibt, die in Zeiten, in denen immer wieder daran appelliert wird, nicht zu radikal feministisch aufzutreten, um die Gemässigten bzw. die Männer nicht zu verprellen und sie dadurch für die «bereits in Sicht liegende!», gemeinsame Sache zu verlieren, die daran erinnert, dass Veränderung nur durch radikale Forderungen überhaupt denkbar wird. Sicherlich liesse sich argumentieren, dass das Frauenstimmrecht 1959, also ein Jahr nach der skandalumtosten Veröffentlichung von «Frauen im Laufgitter», mit einer Zweidrittelmehrheit durchfiel – doch lag das nicht eher daran, dass die Frauenverbände ängstlich von Roten die Solidarität entzogen hatten? Mit einem gemeinsamen Auftreten oder gar mit dem völlig aktuellen Mittel eines «Warenboykotts», das von Roten in ihrem Buch ausdrücklich als weibliche Machtausübung befürwortet, wäre vielleicht, auch vor dem Stimmrecht, mehr Ausübung von Druck möglich gewesen.

Nicht wenige von Iris von Rotens Forderungen erscheinen in ihrer Radikalität auch heute noch wie von einem anderen Stern, wo auf eine «freiwillige», d.h. sich selbst disziplinierende Weiblichkeit gesetzt wird. Da wären zum Beispiel, um nur einige zu nennen: die komplette Professionalisierung von Hausarbeit, der Verzicht auf das Stillen als Zuwachs an weiblicher Bewegungsfreiheit, die kollektive Aufzucht von Kindern, die milde Beurteilung von Kindsmord durch überforderte Mütter sowie natürlich die Forderung nach freier Liebe – ein Kind von jedem geliebten Mann statt viele Kinder von einem immer weniger geliebten Mann (sie bezeichnet die Institution der Ehe als «Grab der Liebe im Sinne der Leidenschaft», S. 251). Dabei lässt sie es ihrer Terminologie nirgends an Schärfe fehlen, drastisch schreibt sie von der «Ausbeutung», der «Versklavung», der «Unterdrückung» der Frau, davon, wie die Frauen den Männern zu dienen hätten, von «Ehejoch», «Haushaltfron», «Zwangsmutterschaft» sowie der «beruflichen und politischen Kaltstellung der Frauen».

Ihr Schreibstil, der aufgrund mancher Wendungen zwar stark zeitgebunden scheinen mag, ist so gar nicht verstaubt: Wie in anekdotischem Schreiben geschulte Popautorinnen verpackt sie ihren Zorn in gewitzte, messerscharfe Ironie, die mit Leichtigkeit das demaskiert, was Frauen schwerfällig unterdrückt. So persifliert sie den maskierenden Werbejargon grosser Firmen, zu deren Boykott sie im Falle schlechterer Behandlung weiblicher Angestellter aufruft, auf so schneidende wie amüsante Weise: «Den Schmeichelworten der Reklametexte liesse sich entgegenhalten: Machen Sie zuerst die Stellung der Frau in Ihrem Betrieb nahrhafter, schmackhafter, gediegener, und regenerieren Sie Ihren Betrieb erst einmal tief von innen heraus – Ihre Arbeitnehmerinnen werden über Nacht um Jahre jünger aussehen.» (S. 483) Sie wirft also mit Ironie den die Umstände verschleiernenden Reklamespruch zurück ins Gesicht der grossen Unternehmen.

Eine andere bissige Bemerkung von ihr liesse sich auf den heutigen, angeblich «gender gemainstreamten» Arbeitsmarkt adaptieren. Das damalige Credo, das bei gleicher Befähigung Männern den Vortritt auf einen Arbeitsplatz liess, entlarvt sie, eigentlich genau jenes zu bedeuten: «Bei ungleicher Qualifikation wird natürlich ebenfalls dem männlichen Bewerber der Vorzug gegeben.» (S. 87) Dies erinnert mich an die nur halbironische Feststellung einer Bekannten, die heutigen Stelleninserate, die postulieren, bei gleicher Eignung würde eine Frau vorgezogen, müssten eigentlich lauten: «Wenn überhaupt, so ziehen wir eine Frau für die Stelle nur in Betracht, wenn sie deutlich besser ist als alle männlichen Mitbewerber.»

Interessant aus heutiger Perspektive ist auch, dass von Roten die Verbindung von «Race» und «Gender» als sich ähnelnde Unterdrückungsmerkmale herstellt. So spricht sie explizit davon, dass «weisshäutige männliche[...] Zeitgenosse[n] es

57

als Degradierung betrachten würden, sich die Hände mit «Frauenarbeit» zu besudeln» (S. 29) und nimmt nur «Angehörige einer in fremder Kultur lebenden unterdrückten Rasse» (S. 28) vom «Quasi-Hausarbeitsverbot» für Männer aus. Zur Menstruation merkt sie an: «Nebst einer Schande der Zivilisation ist sie nun auch eine soziale. Sie ist sozusagen das Kraushaar des Negers.» (S. 326-327) Immer wieder spricht sie von Frauen als Sklavinnen, um die Analogie der Unterdrückung durch Race wie Gender (was damals von ihr natürlich weder so benannt noch so explizit herangezogen wurde) deutlich zu machen.

Auch kommunitaristische Ideale, die erst später wichtig werden sollten – Stichwort: Hippie-Kommunen bzw. aktuell Polyamorie –, tauchen in «Frauen im Laufgitter» bereits auf. Die Autorin macht sich für eine kollektivistische Lebensorganisation nach rationalen Prinzipien und gemeinschaftliche Kinderbetreuung stark, indem sie, ohne die positiven Seiten von Mutterschaft zu verneinen, den Mythos von der Notwendigkeit der ständig ihre Brut umhегenden Mutter zur Seite fegt: «Was das Kind betrifft, so isst es aus jeder Hand, schläft unter jedem Dach und schliesst sich an jeden Menschen an, der sich liebevoll mit ihm beschäftigt. Was die Mutter anbelangt, so gibt es einen Mutterinstinkt. Aber er bleibt trotz physiologischer Mutterschaft gerne aus.» (S. 258) Schliesslich kritisiert sie schon damals den auch heute gerne medial zur Legitimation der «Verschiedenheit» und damit der Ungleichbehandlung der Geschlechter reflexhaft herangezogenen Biologismus als gesellschaftliche Konstruktion: «Die Mär von fundamentalen Geschlechtsunterschieden in allem und jedem, auf psychischem und intellektuellem Gebiet, treibt ihr Wesen auch auf «Bunten Seiten» und in «Humorecken».»

58

Nach der Anführung all dieser völlig «heutigen» Themen möchte ich zum Schluss noch einmal zur Problematik der Temporalität zurückkehren und nun dafür plädieren, Iris von Roten keinesfalls ihren Sonderstatus als brillante analytische und radikale Denkerin für Frauenrechte abzusprechen, sie jedoch in einem Zeitlauf zahlloser ähnlich brillanter Feministinnen wahrzunehmen, um ihre Theorien nicht als die einer Ausnahmefrau wirkungslos zu machen. Denn erst dann können wir endlich analog zu «Hier sind die Bücher» statt «Hier ist das Buch», sagen: «Hier sind die Frauen.»

Provoziert «Frauen im Laufgitter» heute noch zum Handeln?

Elisabeth Joris

Diese Frage debattierten vier Frauen unterschiedlicher Generation und Herkunft in einem Podiumsgespräch unter der Leitung der Historikerin und Journalistin Ina Boesch. Die Beiträge von Andrea Maihofer, Professorin für Geschlechterforschung an der Universität Basel, waren von wissenschaftlichen Erkenntnissen, jene von Altnationalrätin Angéline Fankhauser, heute Co-Präsidentin von Vasos (Vereinigung aktiver Senioren- und Selbsthilfeorganisationen der Schweiz) und Mitglied der Grauen Panther, von ihren Erfahrungen auf dem politischen Parkett geprägt. Die Soziologin Sarah Schilliger, ZOFF! (Zürcher Offensive – Frauen gegen Rechts)-Mitglied der ersten Stunde, und die Studentin Franziska Schläpfer, bekannt als Rapperin Big Zis,¹ vertraten die jüngeren Feministinnen und Bewegungs-Erprobten, deren Sicht auch von Strassenaktionen und der Bühne geprägt ist. Für Schilliger provoziert Iris von Rotens Mischung von ethnografischer Analyse, Gesellschaftskritik und utopischem Entwurf heute noch zu radikalem Denken und Handeln, und Big Zis erfährt sich als Rapperin selbst als Provokation. Dass die bereits von Iris von Roten analysierten Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf auch gegenwärtig noch wirksam sind, das ist für Maihofer und Fankhauser eigentlich immer noch eine Provokation. Deshalb, so Maihofer, gebe das Buch weiterhin Anregungen zum Widerspruch. Auch wenn die Diskussion etwas verhalten war, waren die Interventionen der vier Frauen gewichtig, die Impulse politisch facettenreich.

59

Vereinbarkeit von Berufs- und Familienarbeit als Dauerbrenner

Angéline Fankhauser zeigte sich trotz oder gerade wegen ihrer langjährigen Kar-

riere als Nationalrätin alles andere als resigniert, sondern kreativ, provozierend und kämpferisch. Sie sieht in den alltäglichen Erfahrungen von alten Menschen durchaus Parallelen zu den Ausgrenzungserfahrungen der Frauen. Zur Frage der Vereinbarkeit von Berufs- und Familienarbeit bemerkte sie, dass diese selbst in fortschrittlichen Kreisen immer noch den Frauen vorbehalten sei, und Männer in den oberen Etagen berühre sie schon gar nicht. Fankhauser möchte deshalb Manager von der Art eines Vasella oder Ospel mit der Frage konfrontieren, wie die weiblichen Angestellten in ihren Betrieben Beruf und Familienpflichten unter einen Hut bringen können. Im Gespräch kommt Fankhauser immer wieder auf die klassenspezifischen Ungleichheiten zurück. So stelle heute die öffentliche Hand für die Folgen der Finanzkrise Milliarden zur Verfügung; als sie vor Jahren in der nationalrätlichen Kommission für den Vaterschaftsurlaub eingetreten sei, wurde dieser abgelehnt. Gewicht legte Fankhauser denn auch auf die Notwendigkeit einer Wertediskussion. Die Frage, wie man bei einem Zehnstunden-Tag noch Zeit haben solle für sich selber, für Freiwilligenarbeit, für das Zusammenleben mit der Familie, in diese Wertediskussion müssten Männer einbezogen werden. Haus- und Betreuungsarbeit werde auch morgen nicht attraktiv sein. Vielleicht müsse man Männer mit einem Nintendo- und Fitnessprogramm dafür gewinnen, mit einem Slogan wie: «Hausarbeit macht Männer schöner!» Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie könne aber grundsätzlich nur in verbesserten Strukturen, in institutionalisierten Angeboten und mit solidarischer Kostenverteilung gewährleistet werden. Fankhauser plädierte deshalb für gesetzlich verankerte Quoten, die auch vor der Führungsetage von grossen Unternehmen nicht halten dürften.

60

Auch Andrea Maihofer betonte die Wichtigkeit, dass Männer in den gesellschaftlichen Diskurs um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie eingebunden werden. Diese Vereinbarkeit sei nicht individuell zu erreichen. Kollektive Lösungen wären eine Vorbedingung, damit nicht Schuldgefühle wegen Vernachlässigung der Kinder produziert würden. Die Schweiz sei immer noch geprägt von einer patriarchalen Struktur. Die grosse Ungleichheit zwischen Frauen und Männern, die Tatsache, dass es sich bei diesem Gesellschaftssystem um ein zutiefst *ungerechtes* System handle, löse aber keine Empörung aus, sondern Gleichstellungsfragen diskutiere man nur unter ökonomischen Prämissen.

Gleichheit und Gerechtigkeit standen auch im Zentrum von Sarah Schilligers Argumentation. Sie möchte zwar selber gerne Kinder, findet es aber schlicht eine Zumutung, dass die Vereinbarkeit von Beruf und Kinderbetreuung eine Frage der individuellen Work-Life-Balance sei. Die Frau als individuelles Marktwesen werde überhäuft mit Ratschlägen, wie das zu bewerkstelligen sei. Der Diskurs sei elitär, immer gekoppelt mit individuellen Karrieremöglichkeiten. Wohl kämen

Putzfrauen vor, aber nur als Entlastung der Akademikerinnen, nicht als betroffene Frauen. Gleichheit werde nur oberflächlich, nicht grundlegend diskutiert. Iris von Roten dagegen habe die Frage, warum manche zu viel Arbeit haben und andere zu wenig, in ihrem Werk angesprochen.

Franziska Schläpfer brachte eine weitere Sichtweise ein. Sie glaubt nicht an den Mutterinstinkt, möchte wegkommen von der reinen Zuständigkeit von Müttern und Vätern für die Kinder. Viele Modelle des Zusammenlebens sollten gedacht werden: Neben dem Partner, der Partnerin gebe es noch andere Menschen, die eine Beziehung zu den Kindern aufbauen und Verantwortung übernehmen könnten. Deshalb plädierte sie nicht nur für ein anderes Denken, sondern auch für andere Vorbilder.

Boycott und Provokation als politische Widerständigkeit

Um den Forderungen nach Gleichstellung Nachdruck zu verleihen, schlägt Iris von Roten in ihrem Werk den gezielten Boykott vor, da Hausfrauen nur in der Konsumverweigerung über wirtschaftliche Macht verfügten. Andrea Maihofer fand den Boykott als Kampfmittel interessant, dieser müsste aber sehr gut überlegt werden, damit er wirksam wäre. Auch Sarah Schilliger sah im Boykott eine der wenigen Möglichkeiten des kollektiven Widerstands von Frauen. Dagegen äusserte Angéline Fankhauser Zweifel am Gelingen eines Boykotts, da es einen grossen Leidensdruck brauche, damit Frauen zum solidarischen Handeln bereit seien. Solidarität habe auch Iris von Roten gefehlt. Sie beziehe sich emotional immer auf ihren Mann Peter, nicht auf andere. Damit gerate die Paarbeziehung zur «Falle», in der man gefangen bleibe.

Der Provokation sprach Angéline Fankhauser in der heutigen Gesellschaft die sozialpolitische Wirkungskraft ab, da die Medien von der Skandalisierung lebten, diese also zum Alltag gehöre. Andrea Maihofer erachtete ihrerseits die Provokation immer noch als ein mögliches Mittel, um auf Forderungen aufmerksam zu machen und Menschen in eine Bewegung einzubinden. Aber dazu brauche es eben Solidarität, die sie, wie Fankhauser, bei Iris von Roten vermisse. Es fehle dieser Feministin an Anerkennung für das Engagement anderer Frauen. Provoziert jedoch, das habe Iris von Roten, so die Intervention von Sarah Schilliger. Und Provozieren, das möchte auch die ZOFF!. Leicht sei das nicht, denn die ZOFF! habe den Wert der Provokation als politisches Stilmittel diskutiert, sei jedoch zum Schluss gekommen, dass sie heute selten eine emanzipatorische Wirkung entfalte. Etwas differenzierter urteilte Franziska Schläpfer auf dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen. Provokation sei situationsbezogen. In der männerdominierten Rapperszene provoziere nur schon der Rollentausch: sie, als Big Zis auf der Bühne. Als Rapperin provoziere sie ebenso mit ihrem Auftritt,

61

mit ihrer Musik wie mit ihrem Text. Wie eine solche Provokation sich anhört, demonstrierte sie mit der kurzen Einspielung der zweiten Strophe von «Hunger» aus ihrer CD «Keini so» (2002). Auch ohne Sound und Rhythmus vermittelt der Text einen Eindruck davon:

Warum Type en schade händ
Si suuged a nippels wänns nonig brable chönd
Und das bis as ändi usser wänns uf mane schtönd
Und nüt usser brüedere a sich ane lönd
Ich han mini gründ z behaupte mane seged hünd
Wo laufend abgönd als wäred fraue loifig
Und laufend so tönd als wäred bitches chäuflich
Was ja schtimmt butz mal s chini ab du goifrisch
Und wämmer debii sind du reagiersch wienes chlichind
Mach mal bäuerchen git no vill wonich dir biibring
S einte heisst schtil s andre fiingfühl
Ja ich bin chüel wäni en find gschpür
Han vil sinn für diversi mancos
Aber chlini Francos sind gar nöd so harmlos
Wasch los wixer la min arsch los

62

«Frauen im Laufgitter» als Anlass

Provoziert «Frauen im Laufgitter» noch zum Handeln? Auf diese Frage kam Ina Boesch abschliessend nochmals zurück. Iris von Roten wollte vor fünfzig Jahren mit ihrem Werk eine Debatte auslösen, doch die Reaktionen zielten nur auf die Person. Ist es heute, so Boesch, möglich, eine Debatte zu führen, die nicht personenbezogen ist?

Nach Andrea Maihofer sollte mit einer Kritik wenn möglich kein Anlass zur Personalisierung gegeben werden. Iris von Roten habe aber mit der Wut, die ihr ganzes Werk durchziehe, den Teppich für die Personalisierung ihrer Kritik ausgelegt. Angéline Fankhauser möchte der Personalisierung ein «Wir» entgegenstellen. Im Parlament spreche man nur über andere – «die Armen», «die Alten», «die Frauen», «die Migrantinnen» – es gebe kein «Wir». Das «Wir» aber sollte ein Gesicht haben, nicht nur ein individuelles, sondern ein Gesicht von Menschen, die ihre Kritik als Gruppe artikulieren. Sarah Schilliger hob ein grundlegendes Paradox hervor, mit dem sich Feministinnen abzufinden hätten. Die feministische Parole der 1970er Jahre «Das Private ist politisch» sei immer noch von höchster Aktualität, biete aber als solche Hand zur Personalisierung. Dennoch sei diese Parole auch heute für ein emanzipatorisches Handeln zentral.

Wie sich bei Iris von Roten – sie hat ihre bürgerliche Herkunft auch in ihrem Lebensstil nie verleugnet – das Private und das Politische verzahnte, zeigte Ina Boesch abschliessend mit einem Zitat aus einem Brief aus dem Jahre 1943 an Peter von Roten: «Ein blöder Kerl, der an seiner Arbeit hockt wie ein Pflaster, soll 700–1000 Franken verdienen im Monat, und ich, welche die gleiche Arbeit nicht nur gleich gut, sondern noch besser kann, sollte mich so ganz selbstverständlich mit 350 Franken im Mansärdlein begnügen, keine Freude haben, meinen Körper nicht recht baden und nicht recht schön kleiden dürfen, kurz: Ich dürfte kein grosszügiges Leben haben. Nie, nie, nie! Nie!»²

1 Soeben ist Big Zis' neues Album erschienen: «Und jetzt ... was hät das mit mir z tue?».

2 Wilfried Meichtry: Verliebte Feinde. Iris und Peter von Roten, Ammann, Zürich 2007, S. 248.

63

Umverteilung des «Krimskrams». Für eine neue Politisierung feministischer Bedürfnisse

Sarah Schilliger

64 Vor fünfzig Jahren kritisierte Iris von Roten mit spitzer Feder die «Norm des Nurhausfrauendaseins»: Diese «schaltet die Frauen aus», ihre «weiblichen Individualitäten werden aufgesaugt, um die männlichen fett zu machen». Sie haben zu Hause im «Krimskrams herumzusurren, um für die Herren alles hübsch bereitet, mundgerecht und sauber zu machen» (von Roten 1991: 151 f.). Nur durch berufliche Selbstbestimmung kann aber die Frau ihre individuellen Anlagen entwickeln und ein glückliches Leben als unabhängiges Individuum verwirklichen, schreibt Iris von Roten in «Frauen im Laufgitter».

Ein halbes Jahrhundert nach ihrer Kritik an der «gesellschaftlichen Entwurzelung der Frauen infolge ihrer grundsätzlichen Berufslosigkeit» ist die grosse Mehrheit der Frauen in der Schweiz erwerbstätig: 74% der Frauen gehen einer (Teilzeit-)Erwerbsarbeit nach (Familienbericht 2004, S. 76). Die Geschlechterverhältnisse sind tatsächlich in Bewegung gekommen: Das bürgerliche Ideal des «Hausfrauenmodells» scheint an Bedeutung verloren zu haben. Nur noch eine Minderheit der Familien ist heute in der Schweiz nach dem traditionellen Modell organisiert: Lebten 1970 noch rund drei Viertel aller Paarhaushalte mit Kindern unter sieben Jahren gemäss dem Modell mit einem Vollzeit erwerbstätigen Vater und einer nicht erwerbstätigen Mutter, waren es 1990 noch gut 60% und im Jahr 2000 nur noch 37% (Bühler 2001). (Fast) niemand will die Frauen zurück an den Herd drängen, im Gegenteil: «Frauenförderung ist Wirtschaftsförderung», lautet die Parole.

Modernisiertes Patriarchat

«Bei selbstverständlicher Berufstätigkeit beider Ehegatten würde auch der Mann bei der Hausarbeit Hand anlegen, so dass die Frau um so weniger mit beiden Händen zugreifen muss, sofern überhaupt noch Hausarbeit zu leisten ist», hoffte Iris von Roten (1991, S. 222) und nahm an, dass sich durch die höhere Erwerbsarbeit der Frauen die Verteilung der Haus- und Sorgearbeit zwischen den Geschlechtern ausgleichen könnte. Fünfzig Jahre später zeigt sich, dass das Ende des «bürgerlichen Hausfrauenmodells» bei weitem nicht ein Ende der Haus(frauen)arbeit bedeutet. Als modernisierte Form der bürgerlichen Versorgung gilt die «Eineinhalb-Einkommen-Familie» – mit der Frau als «Zuverdienerin» und immer noch Hauptverantwortlichen für die Haus- und Familienarbeit. Die Zahlen sind auch vierzig Jahre nach Beginn der neuen Frauenbewegung ernüchternd: In Schweizer Familien wurde in den letzten Jahren selbst dann nicht viel Haus- und Sorgearbeit umverteilt, wenn beide Eltern berufstätig sind. Bei 85% aller Paare übernimmt die Frau mehr als 60% der Haus- und Familienarbeit (Strub 2006, S. 299). Heute deutet die Debatte um die «(Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf» darauf hin, dass die alte «Gretchenfrage» der Frauenbewegung – jene der Organisation und Verteilung der Haus- und Betreuungsarbeit zwischen den Geschlechtern – ungelöst bleibt.

65

Eine Frage des richtigen Zeitmanagements?

Die Problematik der «Vereinbarkeit von Beruf und Familie» scheint mittlerweile ein allseits geteiltes Anliegen und wurde sogar vom Bundesrat auf die politische Agenda gesetzt. Bei genauerem Hinsehen wird jedoch deutlich, dass die gegenwärtige Auseinandersetzung um die «Vereinbarkeit» oberflächlich bleibt und die realen Bemühungen sich vorrangig auf individualisierte «Hilfen» zur Anpassung an die Anforderungen des Arbeitsmarktes beschränken. Strukturelle Voraussetzungen und gesellschaftliche Widersprüche werden durch eine «genderkompatible» Rhetorik verschleiert. Die «Konzepte», die neoliberale Regierungsprogramme, «Experten» aus Unternehmerkreisen und tendenziell auch einige Gleichstellungsbüros für das «Vereinbarkeitsproblem» bereit haben, liegen in individuellen Ratschlägen für den «Balanceakt zwischen Arbeit und Familie», der wiederum vor allem den Frauen zugemutet wird. Lohnabhängige werden als individualisierte selbstverantwortliche Marktsubjekte angerufen, die selbst für die Gestaltung des Lebens und für dessen «Gelingen» verantwortlich sind. Gefragt sind Eigenverantwortung, «Fairplay at home» und eine individuelle «Aushandlung» mit dem Partner/der Partnerin und dem Arbeitgeber. Wer es nicht schafft, alles «unter einen Hut zu bringen», sollte halt mal sein/ihr «Zeitmanagement» überprüfen. Gesellschaftliche «Risiken» wie Stress und Überlas-

tung als Folge der Unvereinbarkeit von Anforderungen der Erwerbssphäre und der privaten Lebenswelt werden dadurch *individualisiert* und zu einer Frage des Selbstmanagements erklärt. Zeugnis dafür legt die grosse Flut von Ratgebern zum Thema Work-Life-Balance ab, die in den letzten Jahren auf den Markt gekommen ist. Tipps zu effizienter Karriereplanung, geschickter Arbeitsorganisation und Stressbewältigung werden da ebenso angeboten wie praktische Übungen, die in 30 Minuten zum Wiederfinden der verlorenen Balance führen sollen. Unter der Website www.fairplay-at-home.ch erfährt man, wie Ehekrach zu Hause vermieden werden kann, indem Mann und Frau gemeinsam einen Fragebogen zur Aufteilung der verfügbaren Zeit ausfüllen, sich einen partnerschaftlichen Plan zurechtlegen und diesen dann «an den Kühlschrank hängen und versuchen, sich daran zu halten». Ganz im Sinne der Marketinglogik werden jährlich jene drei Familien in der Schweiz mit einem Preis belohnt, die die Work-Life-Balance am besten schaffen («Work Life Balance Prize»). Durch eine neoliberale Politik der Eigenverantwortung und Selbstregulierung wird es möglich, von wichtigen und grundsätzlichen Fragen der gesellschaftlichen Umgestaltung und Neuorganisation von «Arbeit» – Erwerbsarbeit wie Haus- und Sorgearbeit – abzulenken. Der Grundwiderspruch nicht gerecht verteilter, nicht wirklich anerkannter und doch gesellschaftlich notwendiger Arbeit im Haushalt bleibt unaufgelöst.

66

Das Private ist politisch!

Die kollektive Betroffenheit bezüglich «Zeitnot», Stress und Unvereinbarkeit verschiedener Lebensbereiche ist gross – nicht nur von Seiten der Frauen: Zunehmend beginnen auch Männer, eine zu einseitige Ausrichtung ihrer Lebensplanung an beruflichen Belangen zu hinterfragen, und werten dabei andere Aspekte des Lebens auf. Die «Vereinbarkeitsfrage» könnte doch Anlass dazu geben, über eine Gesellschaft nachzudenken, die die Partialisierung in «Leben» und «Arbeit» überwindet und in der die menschlichen Bedürfnisse und somit die qualitative Gestaltung der Arbeits- und Lebensbedingungen im Zentrum stehen. Denn was sich in den häuslichen vier Wänden abspielt, ist nicht einfach eine Privatangelegenheit, sondern in hohem Masse beeinflusst von den gesellschaftlichen und institutionellen Bedingungen, in denen die Einzelnen leben. Diese Rahmenbedingungen, die durchaus gestaltbar sind, sollten wieder Gegenstand politischer Kritik und gesellschaftlicher Auseinandersetzung werden. Ein erster politischer Vorstoss in diese Richtung, die Unterschriftensammlung für die 1997 lancierte GeGAV-Initiative (Gesellschaft zur gerechten Arbeitsverteilung), wurde nach einem Jahr aufgrund des Mangels an Resonanz abgebrochen. Heute gehen die Diskussionen um die «Care-Ökonomie», die auch in der Schweiz langsam anlaufen, in diese Richtung (vgl. Mascha Madörin 2007). Wichtig dabei ist, dass die Tä-

Olympe 28/09

tigkeiten der Care-Ökonomie nicht als «Frauen-Problem» verniedlicht werden, sondern als lebensnotwendige gesellschaftliche Aufgaben gefasst sind und als Voraussetzung für die menschliche Entwicklung und die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit von Frauen wie Männern. Eine Verkürzung der Erwerbsarbeit als eine Eingrenzung der Lohnarbeit für alle und damit verbunden eine Neuorganisation und Neuverteilung der Care-Arbeit zwischen den Geschlechtern – diese konkrete Utopie macht eine echte Politik der Vereinbarkeit denkbar. Dazu brauchen wir eine neue Zeitpolitik, eine Politik der sukzessiven Erwerbsarbeitszeitverkürzung mit dem Ziel der Verallgemeinerung der heute noch sogenannten Teilzeitarbeit als eine neue Normalität nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer. Teilzeitarbeit würde so den Status einer zweitklassigen Beschäftigung verlieren (vgl. dazu Frigga Haug 2008). Keine neue Forderung, aber eine, die die heutige in Sachzwängen verfangene Vereinbarkeitsdebatte aufsprengen könnte und neue Horizonte eröffnet. Wie schrieb Iris von Roten vor fünfzig Jahren? «Die stark verkürzte Arbeitszeit (...) gewährt mehr Zeit für Familienleben, Geselligkeit, Lesen, Sport und Liebhabereien» (von Roten 1991, S. 222).

67

Literatur

- Bühler, Elisabeth (2001), Frauen- und Gleichstellungsatlas Schweiz. Zürich.
- Familienbericht (2004), Strukturelle Anforderungen an eine bedürfnisgerechte Familienpolitik. Eidgenössisches Departement des Innern. Bern.
- Haug, Frigga (2008), Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke. Hamburg.
- Madörin, Mascha (2007), Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze. In: Denknetz Jahrbuch 2007. Zürich.
- Strub, Silvia (2006), «Er schafft, sie kocht»: So teilen sich (fast alle) Schweizer Paare die Arbeit. In: FamPra.ch 2/2006. Bern, S. 286–317.
- von Roten, Iris (1991, Original 1958), Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau. Zürich.

Resonanzen.

Schlusskommentar zur Tagung «Offene Worte»

Katharina Pühl

68

Die Rolle einer Schlusskommentatorin muss nicht unbedingt bedeuten, auch einen Schlusspunkt unter eine vielfältige Debatte zu setzen, sondern kann am Ende eines inhaltlich aspektreichen Workshops in der Zusammenschau hoffentlich auch noch einiges Neues aufschliessen. So zumindest verstehe ich meine Aufgabe, nachdem ich zwei Tage den anregenden und sehr unterschiedlichen Beiträgen folgen durfte, die die Begegnung mit Iris von Roten und ihrem Werk anschaulich gemacht haben. Dabei ging es emotional durchaus hoch her, stellt doch die Art ihres Schreibens, die herausfordernde Diktion wie aber auch ihre inhaltlich manchmal fast unerbittliche Art, Sachverhalte und Einschätzungen über die Geschlechterverhältnisse in der Schweiz der 1950er Jahre herauszuarbeiten, für uns alle offensichtlich auch heute noch eine Herausforderung dar.

Ihr Buch ist bis heute erkenntlich ein Politikum, das theoretische, gesellschaftliche, ästhetische und ethische Fragen aufwirft, die an diesem Workshop auch Resonanzen erzeugt haben, gewissermassen Wellen auf einem Gewässer, die an den Strand schlagen. Diese vielen sehr engagierten, klugen und differenzierten Befassungen mit ihrer Arbeit zeigen, dass die Botschaft ihres Textes sowie ihre Persönlichkeit als Autorin bis hinein in unsere Gegenwart geschlechtertheoretischer und feministischer ZeitgenossInnenschaft Wirkung erzeugen. Entsprechend möchte ich einige dieser Resonanzen verfolgen bzw. aufgreifen, die hier zu spüren waren – oder aber auch zukünftig noch herzustellen sein werden. Resonanzen sind demnach nicht einfach Übersetzungen einer sperrigen, wütenden und engagierten Sprache, mit der uns dieses Werk konfrontiert, sondern sie spiegeln auch unsere unterschiedlichen Zugangsweisen zum Werk von Iris von Roten.

Das Buch selbst gibt uns die Frage auf, welchem Genre es eigentlich zuzurechnen sei – ist es ein historisches, ein politisches, ein Buch, das Erotisch-Sexuelles thematisiert; alles das, so lauteten die Antworten während des Workshops. Ich spreche aus der Sicht einer Sozialwissenschaftlerin, die sich mit dem Verhältnis von Gesellschafts- und Gendertheorie befasst. Und lese entsprechend Iris von Rotens Buch als einen frühen Versuch, eine solche Zusammenschau von unterschiedlichen Aspekten zu versuchen, ähnlich wie dies Simone de Beauvoir mit ihrem Werk «Das andere Geschlecht» getan hat. Selbstverständlich sind dies von heute aus formulierte Perspektiven, die sich im Buch von Rotens eher noch als schwer aushaltbare Spannung zwischen einer Gesamtschau auf Geschlechterverhältnisse in der Schweiz und der Situation der Frau(en) mit ihr inhärenten skandalösen Diskriminierungen artikulieren. Die aktuelle Geschlechtertheorie, die sich von einer feministischen zu einer auf beide Geschlechter und deren Verhältnisse gerichteten Perspektive ausdifferenziert hat, hat entsprechend Mühe, Aktualisierungen mit Hinsicht auf von Rotens Perspektive vorzunehmen. Jedoch erlaubt eine Lesart ihres Versuchs, ökonomische, politische, statistische und sexualpolitische, rechtliche Gesichtspunkte zu thematisieren und, so mein Vorschlag, Ansatzpunkte einer interdisziplinären Gesellschaftsanalyse zu erkennen. So weit zur historischen Distanz zum Buch von einer Spät(er)geborenen. Die politische Schlagkraft des Buches hingegen hat mich immer wieder vor die Frage gestellt, warum eigentlich dann auch wiederum so wenig geschehen ist in den letzten fünfzig Jahren, da Iris von Rotens strukturelle Kritik der Benachteiligung von Frauen und ihrer Diskriminierung auch in Hinsicht auf die Schweiz der Gegenwart doch erschreckend Aktuelles enthält. Und Hand aufs Herz: Ein vergleichsweise weit gefasster Rundumschlag gesellschaftspolitischer Analyse aus feministischer bzw. gendertheoretischer Sicht ist seither für die Schweiz nicht wieder unternommen worden! Sei es, dass der Anspruch vermessen wirkt; sei es, dass diese Aufgabe vielleicht die Arbeit vieler erfordert.

69

Resonanz I

Ich möchte mit einer Resonanz beginnen, die die Befassung mit zentralen Aspekten Iris von Rotens Buch bei mir ausgelöst hat – nämlich die zu Hannah Arendt. Sie schrieben als Zeitgenossinnen, deren Lebensphasen sich deutlich überschneiden (Hannah Arendt 1906–1975; Iris von Roten 1917–1990). Sie arbeiteten beide journalistisch, waren Frauen, die früh ein Universitätsstudium absolvierten (Rechtswissenschaften im Falle Iris von Rotens, Philosophie im Falle Hannah Arendts). Der gesellschaftliche Horizont, vor dem sie jeweils in kulturell unterschiedlichem Kontext arbeiteten, war die Welt seit den 1940er Jahren und vor allem aber auch nach dem Zweiten Weltkrieg, der allerdings bei Iris von Roten

kaum reflektiert wird, bei Hannah Arendt aber einen zeitdiagnostischen Bezugspunkt ihrer Arbeit darstellte. Zentraler als die vielen Unterschiede ihrer Perspektiven finde ich aber an dieser Stelle einen systematischen Ausgangspunkt von beider Überlegungen: Der anthropologische Umstand, dass Menschen in diese Welt geboren werden – Natalität nannte Arendt dies –, bildet bei beiden ein zentrales Faktum der Analyse der menschlichen Bedingungen, Verletzlichkeiten und aber auch Möglichkeiten. Arendt verknüpft in ihrer politischen Philosophie die Gebürtlichkeit des Menschen mit einer Kategorie politischen Handelns: Das Anfangen-Können durch Handeln; den Beginn einer Reihe von Folgen durch Handeln; dadurch einen Anfang auslösen zu können, das sei ein Kriterium von Mensch als politischem Wesen. Sie entwickelt diesen Gedanken aus einer Interpretation von Kants Kritik der Urteilskraft heraus, und dies sollte für ihr Werk grundsätzlich bleiben. Während aber Arendts Fokus schliesslich die politischen Handlungs(un)möglichkeiten in Massendemokratien der Nachkriegszeit waren, lag Iris von Rotens Anliegen darin, die Rolle der Frau sichtbar zu machen. Arendts geschlechtslose bzw. geradezu antifeministische politische Theorie und Iris von Rotens wiederum auf die Frauen verengte Perspektiven liessen meines Erachtens eine spannende Konfrontation zu, aus der sich weiterführende Fragen zu Resonanzen ihrer jeweiligen Arbeit generieren liessen, die meines Wissens bisher noch nicht wissenschaftlich aufgegriffen wurden. Ihr je kritischer Elitismus, der unterschiedliche Perspektivverengungen aufweist (bei Arendt die Kritik an den Massen, bei von Roten die durchaus bürgerliche Perspektive auf Lebensverhältnisse von Frauen), lässt doch aber erkennen, was aus Sicht der Kritischen Theorie als Dialektik der Moderne zu bezeichnen wäre: dass nämlich die unbedingte Forderung nach Partizipation für alle Menschen (also auch Frauen) an der Gestaltung gesellschaftlicher Belange keineswegs ein Faktum, sondern immer noch ein Fluchtpunkt von Gesellschaftskritik bleibt. Ist es bei Arendt der normative und politische Bezug auf die Menschenrechte, so ist es bei von Roten eine feministische Sicht auf umfassende und selbstbestimmte Beteiligung von Frauen am gesellschaftlichen Handeln.

Vor diesem Hintergrund erschien mir auch die von Ursula Pia Jauch kontrovers aufgemachte Entgegensetzung von erotischen und politischen Aspekten in von Rotens Werk nicht triftig. Sie hat im Kontext unseres Workshops viele Diskussionen und Ratlosigkeit ausgelöst. Stärker als der Text es oft selbst ausdrücklich formuliert, sehe ich hier bei Iris von Roten den Versuch, die Parallelisierung von sozialen Prozessen, Sexualität, Körper, Handeln und Selbstentwurf von Frauen in einer patriarchalen Gesellschaftsanordnung zusammen zu sehen. Dass dies nicht schmerzfrei zu haben war zur damaligen Zeit, ist eine starke Resonanz in den Beiträgen des Workshops gewesen (sei es in der Performance von Andrea Sae-

mann oder auch den vielfach geäusserten schmerzlichen Leseerfahrungen, die durch Widerstand hindurch gemacht werden müssen).

Resonanz II

Eine dieser starken Spannungen im Text ist der nicht immer klare Appell hinsichtlich der Instanz von Handeln-Können, die Iris von Roten adressiert: Es geht um individuelles Vermögen und die Möglichkeiten für Frauen; es geht aber genauso um die ausdrücklich geäusserte bzw. auch unterschwellig immer durchklingende Forderung, kollektiv über die Situation der Frauen nachzudenken.

Angesichts des konsequenten Abstandes, den Iris von Roten zu frühen Wurzeln der Frauenbewegung in der Schweiz gehalten hat, fehlen bei ihr Bezüge zu sozialen Bewegungen (anders als bei Arendt!). Sie hat aber in ihren ausgedehnten Lektüren in Amerika und England die Wege von Frauen wie etwa Alexandra Kollontai gestreift, deren Buch «Wege der Liebe» (1925) sie auch zitiert. Die Nichtresonanz mit Überlegungen aus dem sozialistisch-kommunistisch gerichteten Feminismus, der auf die Gleichstellung der Frau in der Gesellschaft orientiert war – ist sie ein Indiz für eine verengte Perspektive von Rotens? Diese Frage soll nicht als Urteil missverstanden werden, sondern eine Perspektive klären. Immerhin, darüber gibt die Ausstellung zu Iris und Peter von Roten, die zeitgleich in Basel lief, Aufschluss, lehnte Iris von Roten es ab, sich haushaltsbezogenen Arbeiten zu widmen, und legte dies in ihrem Ehevertrag auch fest. Jedoch, Ironie ihrer Situation, verdiente sie niemals ausreichend selbst Geld mit ihrer Berufstätigkeit als Juristin und Autorin, sondern blieb auf die Mittel aus ihrer wohlhabenden Herkunftsfamilie bzw. den Reichtum und das Einkommen Peter von Rotens angewiesen. Ein Umstand, den sie selbst auch als Kränkung bzw. nicht ausreichende Anerkennung ihrer Arbeit wertete. Hier werden die Grenzen ihrer Biographie in den Zwängen der Zeit deutlich: Während sie in ihrer Arbeit vehement für die Möglichkeit eines weiblichen Lebens in freigewählter Assoziation, auch frei von Familien- und Versorgungsbanden, als Frau, als selbstbestimmtes sexuelles Wesen und als Mutter eintritt (und hier ganz ähnlich zu Gedanken und Ideen von Alexandra Kollontai), ist dies ihr selbst zu Lebenszeit nicht vergönnt. Allerdings wird ihr diese Form erzwungener Arbeitsteilung deshalb auch analytisch nur auf eingeschränkte Weise ein Anliegen. Hier liegen Notwendigkeiten zur Aktualisierung ihres Werks, um den Anschluss an sozialwissenschaftliche und ökonomische feministische Analysen der Gegenwart zu ermöglichen.

Resonanz III

Aus Sicht heutiger Geschlechtertheorien spielt natürlich die Frage epistemischer Resonanzen eine zentrale Rolle – provokant auf den Punkt gebracht: War Iris

von Roten eine Konstruktivistin? Ganz offensichtlich gibt es ja viele Textstellen, an denen ihr durchaus essentialistischer Blick auf Frauenkörper und Frauendasein durchschlägt. Jedoch, wie wären diese noch vergleichsweise rohen Formulierungen gegebenenfalls rekontextualisierbar? Denn es gibt wiederum auch Textstellen, an denen eine andere Perspektive durchscheint, die aufschlussreich sind und eher eine Haltung erkennen lassen, dass Biologie eben nicht Schicksal sein muss.

Iris von Roten bespricht unter der provokanten Überschrift «Die Menstruation als Zeichen sozialer Degradierung, von dem manch einer übel wird» die Frage nach der Relevanz körperlich dimorpher Geschlechtsmerkmale. Ein Zitat mag die vor allem für damalige Verhältnisse weit vorausgreifende Sicht zusammenfassen: «Trotz ihrer relativen Bedeutungslosigkeit bei der weiblichen Fortpflanzung ist die Menstruation in gewissem Sinne die auffallendste weibliche Geschlechtsfunktion und damit auch ein besonders auffallendes Merkmal der Frauen. Hinter ihr stehen der weibliche Körperbau und selbst die Andersartigkeit der sichtbaren Geschlechtsorgane zurück. Denn die Unterschiede zwischen weiblichem und männlichem Körperbau im allgemeinen sind nur graduell, selbst die Brüste sind nur relativ weiblich. Und die andersartigen Geschlechtsorgane verlieren durch ihre Bezogenheit auf die gegengeschlechtlichen an Seltsamkeit» (1996, S. 326). Lange vor der Entkoppelung von Körper und Geschlecht, von sex und gender, lange vor den gendertheoretischen Diskussionen über das Verhältnis von biologischen und sozialen Bezügen von Geschlechteraspekten macht sich Iris von Roten Gedanken über den Zusammenhang von Morphologie und sozialer Bedeutung von Geschlecht. Insofern möchte ich sagen, dass Grundgedanken konstruktivistisch-feministischer Überlegungen bei ihr zu entdecken sind.

Und ein weiteres Motiv lässt mich Resonanzen zum Werk Judith Butlers entdecken. Deren Betonung der Melancholie, die in den herrschenden Geschlechterverhältnissen zu erkennen ist durch das Nichtvorkommen bestimmter sexueller Orientierungen in der heteronormativen gesellschaftlichen Realität; die Bedrohung bzw. der Verlust bestimmter Leben und Lebensformen klingt auch durch den Text von Rotens hindurch. Die politisch gewendete Figur der Melancholie steht in krassem Gegensatz zur heissen, roten Wut von Rotens; gleichwohl wird in beidem die Vergeblichkeit des Strebens von Frauen in ihnen entgegenstehenden Verhältnissen widerspruchsvoll adressiert – eine Spannung, die in Iris von Rotens Werk geradezu unaushaltbar das Lesen prägt. Die Assoziation «Laufgitter» im Titel verweist darauf.

Auch wenn dies möglicherweise gewagte Resonanzen sind, so denke ich doch, dass Iris von Rotens Werk auch in die Zone des gendertheoretischen Poststrukturalismus hineinragen könnte bzw. dass sich hier interessante Fragen für eine For-

schungsagenda auf der Basis theoretischer Wahlverwandtschaften neu eröffnen lassen. Dies haben die Beiträge von Sushila Mesquita zu queeren Familienformen sowie von Michelle Cottier zu Ansätzen einer queeren Perspektive der Rechtswissenschaften verdeutlicht.

Damit ist zugleich eine Motivation und Rezeptionsweise bezeichnet, die nicht moralisch nach der Schuld oder Beteiligung des Feminismus an seiner permanenten Unsichtbarmachung sucht. Vielmehr könnte der Fokus mit dem wachen Blick auf zeitgebundene Sichtweisen erlauben, die Analyse patriarchal-bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften zu betreiben. Deren Wandel, aber auch darin fortbestehende Geschlechterregimes sind bis heute eine Herausforderung für die feministische wie die gendertheoretische Gegenwartsdiagnose, die uns weiterhin vor nicht stillzulegende Herausforderungen stellt.

Resonanz IV

Diese fragt deshalb auch nach Abwehrstrategien in der Rezeption des Buches. Sozialpsychologisch könnte man sicher vermuten, dass die vehement abwehrende und despektierliche Aufnahme von Iris von Rotens Gedanken in der Schweizer Öffentlichkeit zeigt, wie weit sie ihrer Zeit voraus war. Genauer aber: Wer hatte welche Angst und wovor? In den Diskussionen des Workshops wurde deutlich, dass es sowohl die Angst von Frauen vor der Zumutung der eigenen Freiheit sein könnte als auch die Angst der Männer vor den Ansprüchen und der Kritik der Frauen. Darüber hinaus sind aber mit Iris von Rotens Fragen gesellschaftliche Verhältnisse adressiert und deren Veränderung gefordert, die eine soziale Ordnung insgesamt in Frage stellen. Wilhelm Meichtry betonte die erkennbare Notwendigkeit von Prozessen zur Aushandlung neuer Rollenverständnisse auch in Partnerschaften, die Angst auslösen können. – Die Angst vor einem vielleicht insgeheim als berechtigt empfundenen Verlangen der Frauen nach voller gesellschaftlicher Beteiligung nimmt dann oft in der Aushandlung dieser Anliegen paradox wirkende Formen an. In der Podiumsdiskussion kam es zur Frage, welche Fallen der falschen Akzeptanz, des paternalistischen Zuspruchs zu feministischen Veränderungsanliegen es möglicherweise zu gewärtigen gilt. Am Beispiel der Rolle von Alice Schwarzer in der Bundesrepublik Deutschland ist dies leicht zu sehen: Sie ist von den Medien, angefangen von leitenden Fernsehredakteuren bis hin zu den grossen meinungsführenden Tages- und Wochenzeitungen nach dreissig Jahren Kritik nunmehr umgarnt und zu einer persona grata erkoren worden, nachdem sie zu Beginn ihrer journalistischen Arbeit als Bedrohung für die freiheitlich-demokratische Grundordnung eingeschätzt wurde. Derartige Umwertungen und Ambivalenzen, diskursive Umarmungen und Bearbeitungen prägen bis heute die widersprüchliche Situation der Aushandlung von Macht, Geschlechter- und Ge-

sellschaftsverhältnissen. Sie sind unumgänglich. Ihre unbewussten Strukturen, das hat Mario Erdheim in seinem Beitrag verdeutlicht, prägen diese Aushandlungen, die Angst der Männer vor den Frauen, aber auch die Angst der Frauen vor sich selbst, die Iris von Roten so provokant analysierte.

Fragt man nach aktualisierenden Perspektiven auf die heutige Situation, dann fallen soziologisch als Prozesse der Individualisierung und der Prekarisierung beschriebene Entwicklungen ins Auge, die gegenwärtig noch gar nicht umfassend in ihrer Wirkung und ihrem Effekt auf die Geschlechterverhältnisse eingeschätzt werden können. Ökonomisch bedingte Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern sind ein fortgesetzter Skandal bis heute als Folge u.a. der bürgerlich-patriarchalen Arbeitsteilung und ihrer strukturellen Effekte in Öffentlichkeit und Privatheit. Sie setzen sich sozialpolitisch fort (bspw. in Form unterschiedlicher Bezüge in der Rentenhöhe für Männer und Frauen, der sozialen Absicherung gegen Risiken im Berufs- und Lebensverlauf, der Verfügbarkeit von Geld etc.). Und sie fordern uns auf, eine interdisziplinär gestaltete Analyse der gegenwärtigen Dynamiken der Geschlechterverhältnisse in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen wie aber auch gesellschaftsübergreifenden Kontext zu sehen. Letzteres war sicher nicht Iris von Rotens Stärke oder auch Anliegen. Sie schaut auf die Schweiz und verbleibt mit ihren Analysen auch in diesem Rahmen. Zeit also, ihre Gedanken darüber hinaus stärker mit feministischen Gesellschaftsanalysen andernorts zu verknüpfen!

74

Resonanz V

Der politische Essay ist nicht tot! Die Frage, in welcher Form Iris von Roten zu ihrem Publikum gesprochen hat, die ästhetische Bedeutung ihres Textes und seiner Wirkung, hat uns hier viel beschäftigt. Ich plädiere dafür, sie gegen den Strich zu lesen, auch wenn ihr stark moralischer Unterton vielleicht heute genauso wenig wie damals zeitgemäss erscheint. Aber andererseits: Gerade die Texte jüngerer Vertreterinnen feministischer Positionen arbeiten mit ganz ähnlichen Stilmitteln und Perspektiven: vom Persönlichen ausgehen und diese Erfahrungen verallgemeinernd rückschliessen auf Geschlechterverhältnisse im Ganzen. Diese Erfahrungen dann politisch einbetten und sie sogar schliesslich in eine politische Philosophie der Geschlechterverhältnisse rückbinden – ähnlich verfährt bspw. Thea Dorn in ihren Texten, wenn auch mit deutlich mehr Selbstironie, die den Duktus einer sehr harten aggressiven Ironie von Rotens negativ abstechen lässt. Gleichwohl haben uns offenbar deren Engagement, Leidenschaft, Untrüglichkeit und aufrechte Haltung schwer beeindruckt und angerührt, wie die Diskussionen gezeigt haben. Die «Dringlichkeit des Projekts», die Caroline Arni herausgearbeitet hat, sein Anliegen, schlägt Wellen.

Die unverträglich scheinende Mischung aus Rigidität und Leidenschaft stösst gleichzeitig weg und zieht an.

Am Schluss kann ich sagen, dass Iris von Rotens Werk uns von sehr unterschiedlichen Positionen und vor sehr verschiedenen Erfahrungshorizonten aus ins Gespräch gebracht hat. Ich möchte deshalb auch eine Formulierung aus unseren Debatten, dass uns das Buch zeigte, welche «unlösbaren Probleme» es hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse gebe, folgendermassen umformulieren: Es zeigt uns noch ungelöste Probleme, und damit stellt es uns vor die Aufgabe, geschlechterpolitisch und -theoretisch auf der Höhe unserer Zeit die Botschaften des Textes aufzunehmen und weiterzudenken.

75

Erzähle mir deine Geschichte über «Frauen im Laufgitter» und Iris von Roten.

Offene Worte über persönlich-politische und politisch-persönliche Erinnerungen an Buch und Autorin

Dominique Grisard / Stefanie Schälín

1958 – 1992 – 2008 sind nicht die Traummasse von Iris von Roten, sondern die Daten, die immer wieder in Zusammenhang mit ihrem Werk Erwähnung finden. 1958 wurde «Frauen im Laufgitter» zum Bestseller und kurz danach dafür verantwortlich gemacht, dass das Frauenwahl- und -stimmrecht an der Urne abgelehnt wurde. 1992, ein Jahr nach dem Frauenstreik in der Schweiz, erschien die Neuauflage des Werks. Heute – im Herbst 2008 – feiert «Frauen im Laufgitter» seinen 50. Geburtstag.

Ein Erzählcafé? Bewusst entschieden sich die Organisatorinnen dafür, die Bedeutung des erinnernden Erzählens für vergangene und aktuelle feministische Bewegungen zu würdigen. Diese Erzählperspektive einzunehmen heisst, an der herkömmlichen Unterscheidung zwischen der sauberen wissenschaftlichen Analyse und dem Kaffeeklatsch während der Pausen zu rütteln. Gleichzeitig wird auf die Tradition mündlicher Wissensgenerierung und -tradierung unter Frauen verwiesen. Auch ist davon auszugehen, dass das Schaffen unterschiedlicher Foren – wie z.B. eines Erzählcafés – die Möglichkeiten des Sich-aktiv-Einbringens vergrössern. Es war klar, dass in den Plenumsdiskussionen über gewisse Erinnerungen, ja Verknüpfungen mit dem persönlichen Leben, geschwiegen würde, dass aber genau diese wertvollen Verbindungen des Privaten und des Politischen, des Wissenschaftlichen und des Persönlichen in einem Erzählcafé ihren Platz fänden. Durch das Erzählen werden Erinnerungen (wieder)gefunden, neu bewertet, bewahrt und verändert. Nachhaltig geprägt hat das Zusammentreffen mit Iris von Roten die Historikerin Elisabeth Joris. Für ihr eigenes Werk «Frauengeschichte(n)» (zusammen mit Heidi Witzig) lieferten ihr die Ausführungen in «Frauen im Laufgitter» wichti-

ge Erkenntnisse über «Frauenberufe». Auch biographisch spielte Iris von Roten oder vielmehr ihre Tochter eine prägende Rolle. Joris, zu diesem Zeitpunkt im Kindesalter, begegnete Iris von Roten mit ihrer Tochter Hortensia auf der Strasse im Wallis. Damals wurde «Frauen im Laufgitter» in Visp am Kiosk verkauft und die in einen «Panthermantel» gehüllte Baslerin als mondäne Fremde gehandelt. Hortensia wiederum trug offenes blondes Haar, was damals überhaupt nicht üblich war. Denn entweder trug frau Zöpfe oder kurzes Haar, aber sicherlich keine offenen Haare, wie Iris von Rotens Tochter sie hatte. Und gerade diese Frisur wurde für Elisabeth Joris zum Sinnbild des Begehrens, welches sie lange Zeit begleiten sollte.

Dass sich das Werk in die Neue Frauenbewegung «rettete», 1967 von Lilo König, Gertrud Pinkus und Helen Pinkus-Rymann – drei Frauen, die an der Intervention im Schauspielhaus im Herbst 68, dem öffentlichen Auftakt zur Neuen Frauenbewegung in der Schweiz, beteiligt waren – gar in der jungen Partei der Arbeit auf die Agenda gesetzt wurde, zeigt: Iris von Rotens «offene Worte» stiessen knapp zehn Jahre nach ihrem Erscheinen doch noch auf offene Ohren. Für diese Aktivistinnen soll «Frauen im Laufgitter» aufgrund seines Schweizer Bezugs genauso zentral gewesen sein wie Beauvoirs «Le Deuxième Sexe», obwohl das Buch – von einer bürgerlichen Frau für bürgerliche Frauen geschrieben – sicherlich keine sozialistischen Positionen vertrat. Lena Rérat – sie arbeitete in den 1980er Jahren beim Basler Frauenverein am Heuberg – berichtete, sie habe Peter von Roten immer vor dem Haus des Frauenvereins vorbeigehen sehen. Sie hatte dabei den Eindruck, er sei in der Basler guten Gesellschaft wenig verankert und eher einsam gewesen. Nach ihr und Shelley Berlowitz haben Alice Schwarzers «Der kleine Unterschied und seine grossen Folgen» oder Germaine Greers «Der weibliche Eunuch» schon bald «Frauen im Laufgitter» aus den feministischen Debatten verdrängt. Diese Bücher schienen damals grössere Relevanz für das Leben von Frauen zu haben. Auch in den ersten Zeiten der Villa Cassandra, dem von Lena Rérat und Shelley Berlowitz in den frühen 1980er Jahren mitbegründeten Frauenbildungszentrum, wurde «Frauen im Laufgitter» als zu wenig aktuell empfunden und eher als historisches Buch wahrgenommen.

Mit dem Frauenstreik von 1991 erlebte «Frauen im Laufgitter» eine weitere Blüte. So berichtete eine Frau aus Deutschland, dass ihre «Frauensozialisation» in der Schweiz über «Frauen im Laufgitter» verlief. Kaum in der Schweiz Fuss gefasst, wurde sie angefragt, anlässlich des Frauenstreiks im Theater am Neumarkt eine Lesung von «Frauen im Laufgitter» zu moderieren. Als Deutsche hatte sie von diesem Werk noch nie gehört. Auch der Titel bereitete ihr Kopfzerbrechen. Was denn ein Laufgitter sei, fragte sie sich, und erfuhr von Schweizerinnen, dass es sich dabei um einen Laufstall handelt. 1992 kam die Neuauflage des Buches. Es wurde

Iris von Roten und ihr epochales Werk¹

Regina Wecker

Als Iris von Roten 1958 «Frauen im Laufgitter» publizierte, löste das Buch einen Skandal aus. Ihre Analyse der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Situation von Frauen in der Schweiz wurde heftig kritisiert, ja zerrissen, die Autorin und ihr Werk mit Hohn überschüttet und schliesslich an der Basler Fasnacht 1959 in verächtlicher Art lächerlich gemacht. Die Autorin wurde als «kalt» und «seelenlos» beschrieben und es war geradezu selten, dass eine Zeitschrift wie z.B. «Die Staatsbürgerin» festhielt, dass die Analyse doch sehr realistisch war.

Warum löste dieses Buch mit seiner Forderung nach Gleichberechtigung für Frauen so viele negative und verärgerte Reaktionen aus, Reaktionen, die auch von weiten Kreisen der Frauenbewegung geteilt wurden? Lag es am Inhalt, der noch immer heissen Forderung nach Gleichberechtigung? War es die spezielle, oft zitierte Rückständigkeit der Schweiz? Und schliesslich, was hat uns dieses Buch und seine damalige Rezeption heute noch zu sagen? Diese Fragen werden uns im folgenden Beitrag beschäftigen.

Worum geht es in Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter»?

Man könne doch nicht einfach ein 564 Seiten langes Buch schreiben, das voller Bitterkeit ist und nur aus Attacken auf die Männerwelt besteht. So hatte sich im Oktober 1958 ein Journalist der «Basler Nachrichten» empört. Das so verurteilte Werk analysierte die Situation von Frauen in der Schweiz in den fünf folgenden Kapiteln, deren Inhalt ich hier kurz vorstellen möchte:

zu einem Verkaufsschlager, der inhaltlich jedoch nur wenig diskutiert wurde. Andrea Maihofer erzählte von ihren ersten, eher negativen Erfahrungen mit dem Buch «Frauen im Laufgitter» im Jahr 2001. Sie war eben als Professorin für Gender Studies an die Universität Basel berufen worden, der Umzug von Deutschland in die Schweiz stand bevor. Und so begann sich Andrea Maihofer mit den feministischen Theorietraditionen der Schweiz auseinanderzusetzen. Dabei stiess sie auf Iris von Roten. Sie entschied sich, Textausschnitte von «Frauen im Laufgitter» bei ihrer allerersten Vorlesung «Einführung in die Geschlechtertheorien» einzubeziehen. Es passierte etwas, was sie immer vermeiden wollte, nämlich dass ein zitierter Text negative Ressentiments auslöste. Die Studierenden reagierten irritiert auf den polemischen Schreibstil Iris von Rotens. Seither habe sie Iris von Rotens Werk nicht mehr in ihrer Vorlesung erwähnt. Was Maihofer nun aber beobachtet, ist ein Wandel im Zugang und steigendes Interesse von Studierenden an diesem Text. Auch sei es ihr, nachdem sie nun sieben Jahre in Basel wohne, besser möglich, Iris von Rotens Werk in seinem geographischen und historischen Kontext zu verorten.

78 Fleur Weibel, Studierende der Gender Studies, bekräftigte diese Aussage und beschrieb, dass sie den Namen Iris von Roten zum ersten Mal bei der Vorbereitung der Tagung hörte. Überrascht war sie, als ihre Grossmutter mit ihr die Ausstellung über Iris und Peter von Roten in der Universitätsbibliothek Basel besuchen wollte. «Ich war verblüfft, dass meine Grossmutter diese Autorin und ihr Werk längst kannte.» Familie und Studium waren plötzlich nicht mehr streng trennbare Sphären, ein Umstand, der bei der Studentin das Interesse an der Person Iris von Roten und ihrem polemischen Werk nur noch mehr weckte.

Andrea Maihofer sprach wohl aus, was viele denken, wenn sie sagte, dass nun – 50 Jahre nach seinem Erscheinen – der Zeitpunkt gekommen sei, sich mit Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter» zu beschäftigen, ja den Theorien der Gender Studies ein Werk – jenes der Iris von Roten – hinzuzufügen.

Das Erzählcafé wurde von Elisabeth Joris geleitet. An der angeregten Diskussion am Samstagnachmittag nahmen rund 40 Personen teil.

1. Weibliche Berufstätigkeit in einer Männerwelt
2. Wie es der Frau in der Liebe und ihrem Drum und Dran ergeht
3. Mutterschaft – Bürde ohne Würde
4. Haushaltfron – der Liebe Lohn
5. Ein Volk von Brüdern ohne Schwestern

Das Buch zielt auf eine umfassende Analyse der Lebensverhältnisse von Frauen in der Schweiz ab und prangert die Diskriminierung auf allen Ebenen an. In der *Arbeitswelt* bestehe eine erstaunliche Diskrepanz zwischen der Vorstellung, die «moderne Frau» könne heute alle beruflichen Positionen erreichen, und der Wirklichkeit, die ihr diese Chancen verschliesse und sie weiterhin auf die traditionellen «Töchterberufe» festlege, ihr für gleiche Arbeit den gleichen Lohn verweigere und vor allem davon ausgehe, dass sie bei der Eheschliessung schleunigst aus dem Arbeitsmarkt zu verschwinden habe. Gerechtfertigt würden diese Ungerechtigkeiten mit «alten und neuen Versionen» der Vorstellungen von der geistigen Überlegenheit der Männer und der «Fabel vom Mann als «natürlichem Ernährer der Familie»». Die Analyse der *sexuellen Beziehungen* beginnt Iris von Roten mit der Feststellung, dass gerade dort, wo die grössten Unterschiede zwischen Männern und Frauen bestehen, dies kaum Erwähnung findet. Der grösste Unterschied sei, dass Männer die Folgen des Geschlechtsakts nicht tragen müssten. So hätten Männer und Frauen «nach der Vereinigung Probleme ganz verschiedener Grössenordnung im Kopf: Sie fragt sich, ob sie ein Kind bekommen werde, er höchstens wo sein Tramabonnement geblieben sei». Befreiung der weiblichen Sexualität, aber auch der durch diesen Unterschied entstehenden Abhängigkeiten könne nur durch die Verfügbarkeit von Verhütungsmitteln erreicht werden. Die Benachteiligung von Frauen durch die Art, wie die *Mutterrolle* organisiert ist, liegt nach von Roten vor allem darin, dass aus der kurzen Zeit, in der das Kind gestillt werden muss, eine lebenslange Verantwortung der Mutter für das Kind abgeleitet werde. Die Krux der *Hausarbeit*, die ja schon im Kapiteltitel eingefangen wird («Haushaltfron»), bestehe darin, dass sie der Frau viele Lasten auferlege, ohne ihr die zustehenden Rechte zu gewähren. Erstaunliche Unterschiede gebe es aber gerade auch zwischen den sozialen Schichten. Dabei betont sie den Widerspruch, dass die Hausfrau, die sich viele Hilfskräfte leisten könne, zwar auch als Hausfrau das grösste Ansehen geniesse, aus dem goldenen Käfig jedoch trotzdem nicht ausbrechen könne – auch ohne wirkliche Aufgaben bleibt es ihr «eigentliches» Betätigungsfeld. Die doppelt belastete Arbeiterin, die Hausarbeit und Lohnarbeit vereinen muss, aber sei «doppelt geprellt»: Sie gelte als schlechtere Hausfrau, habe als Frau den schlechteren Lohn als ihr Mann, weil sie ja die Hausarbeit verrichten müsse und darum als minder belastbar gelte. An

80

ihrem «Feierabend» aber müsse sie die ganze Hausarbeit verrichten und könne sich wegen des niedrigeren Einkommens all die Produkte, die ihr Leben erleichtern würden, nicht leisten.⁵

Als «das Schulbeispiel für die Unterdrückung der Frauen» bezeichnet Iris von Roten im letzten Kapitel das Vorenthalten der *politischen Rechte*.⁶ «Pikant» nennt sie die Tatsache, dass keine andere «Staatsform die Unterdrückung der Frauen in ihrer Eigenschaft als Angehörige des weiblichen Geschlechts so deutlich zu veranschaulichen [vermochte], wie die demokratische, wenn sie den Frauen das Stimmrecht vorenthält». Und «in diesem Sinne bildet die Schweiz das markanteste Beispiel der Welt für die Unterdrückung der Frauen». Als Begründung diene ein «Salat von Vorwänden».⁷

Warum wurde das Buch zu einem Skandal?

Iris von Roten war nicht die Erste, die sich in der Schweiz mit diesen Themen auseinandersetzte. Die Nationalökonomin Margarita Gagg hatte sich in ihrem Werk über die Frauenarbeit in der Industrie, das anlässlich der SAFFA 1928 erschienen war,⁸ ausführlich mit der Diskriminierung von Frauen und den niedrigen Frauenlöhnen auseinandergesetzt und dabei auch die Mechanismen der Dequalifizierung von Frauen angesprochen: So etwa die Benachteiligung bei der Ausbildung oder die Interpretation weiblicher Qualifikationen als Teil des Geschlechtscharakters und die daraus abgeleitete Vorstellung, dass Frauenarbeit an sich unqualifiziert sei, ebenso wie die Vorstellung, dass Frauen «leichte» Arbeit verrichten und die «schwere» Männerarbeit auch eine bessere Bezahlung erfordere usw. Auch das Thema Sexualität war durchaus nicht nur in Form der traditionellen Ratgeber- und Aufklärungsliteratur eines Hans Hoppeler⁹ angesprochen worden. Bereits 1905 hatte der Arzt und Psychiater August Forel in «Die sexuelle Frage» die damals revolutionäre Auffassung vertreten, dass Sexualität und Reproduktion zu trennen seien, also Geschlechtsverkehr nicht nur dem Zwecke der Zeugung von Kindern diene, sondern dass Sexualität einen wichtigen Aspekt der menschlichen Existenz ausmache. Kantonale Abstimmungen zum Frauenwahlrecht hatten zwar auch in den 1920er Jahren jeweils zu hitzigen Diskussionen geführt, der Forderung nach politischen Rechten der Frauen war in keinem Kanton entsprochen worden, aber sie hatte es inzwischen doch immerhin auf die Bundesbühne gebracht. Allein an der Themensetzung von Iris von Roten kann es also nicht gelegen haben, dass so heftig reagiert wurde.

War allenfalls im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts möglich, was in den 1950er Jahren zum Skandal stilisiert wurde? Die 1950er gelten gemeinhin als konservativer Zeitraum, insbesondere in Bezug auf Rollennormen und Weiblichkeitsbilder. Fraglos war man in den 1950er Jahren heftig bemüht, die auch in der Schweiz

81

durch die Kriegszeit angeblich destabilisierte (Geschlechter-)Ordnung wiederherzustellen. Dazu gehörte die Norm der geschlechtsspezifischen Rollenteilung, nämlich die Zuständigkeit der Frauen für die familiären Bereiche und die des Mannes für den Lohnerwerb, die politischen Rechte sollten dem Mann vorbehalten bleiben. Die Erwerbsarbeit der verheirateten Frauen – so die Norm – war nur in dringenden Notlagen, allenfalls bei kinderlosen Paaren, akzeptiert. Die Erwerbsarbeit von Frauen mit Kindern – die sogenannte «Mütterarbeit» – sollte aber um jeden Preis verhindert werden.¹⁰ Nun hatte diese Norm zwar in der Schweiz für weite Teile der Bevölkerung weder in der Vorkriegs- noch in der Kriegszeit der Realität entsprochen, dazu waren die Männerlöhne oft viel zu niedrig. Zudem hatten Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit das ihrige dazu beigetragen, dieses «Ideal» zu unterhöheln. Und im Krieg war dann die weibliche Arbeitskraft wieder sehr gefragt, als Ersatz für Männer im «Aktivdienst».

In den 1950er Jahren wäre es wohl erstmals in der Geschichte für eine grössere Anzahl der Schweizer Familien dank steigenden Löhnen möglich gewesen, von einem einzigen Lohn zu leben. Nun aber drohte diesem «Ideal» von anderer Seite Ungemach. Frauen mit besserer Schulausbildung waren nicht mehr unbedingt bereit, diesem Ideal folgend, bei der Heirat sich nur noch ausschliesslich der Hausarbeit zu widmen. Zudem standen zunehmend Haushaltsgeräte zur Verfügung, die die Hausarbeit erleichterten: allen voran die Waschmaschine, aber auch Staubsauger, Kühlschrank und andere Küchengeräte. Zwar überstiegen diese Geräte zunächst das Budget vieler Familien, aber gerade mit einem «Zweiteinkommen» gerieten sie in den Bereich des Erschwinglichen. Die Werbung suggerierte unablässig, dass sie der Hausfrau ungeahnte Freiheiten verschaffen würden, Zeit, die sie dann – so die Annoncen und Reklamen – im Kreise der Familie verbringen könnte. Zudem wurde auch für eine moderne Haushaltsführung geworben, die das Kochen mit Fertigprodukten erleichterte. Daran wird deutlich, dass in den 1950er Jahren nicht nur das konservative «back to normal» galt, es herrschte auch Aufbruchstimmung, die alles Neue attraktiv machte und die Schweiz stand nicht etwa abseits: Sie war das erste europäische Land, das Selbstbedienungsläden nach amerikanischem Vorbild einführte,¹¹ sie spielte im Bereich von Kultur, Design und Grafik eine führende Rolle – man spricht heute von der «Zweiten Moderne».¹² Die Schweiz der 1950er Jahre ist geprägt von den Ambivalenzen dieser unterschiedlichen Erwartungen und Tendenzen: Das Attribut «modern» und der «American way of life» wurden für die einen zur Verheissung, während sie von den anderen heftig bekämpft wurden. Was die Geschlechterverhältnisse angeht, so waren auch hier die Ambivalenzen deutlich zu spüren: National- und Ständerat hatten nach langer Debatte beschlossen, die Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts dem (männlichen) Volk befürwortend vorzulegen. Die

82

Forderung nach Lohngleichheit zwischen Männern und Frauen wurde aber vom Parlament sowohl 1953 als auch 1960 abgelehnt.¹³ Frauen, von denen bisher immer behauptet worden war, sie wollten die politischen Rechte gar nicht, hatten sich in einer sogenannten «Frauenabstimmung» für das Wahlrecht ausgesprochen.¹⁴ Der männliche Souverän lehnte es 1958 schliesslich deutlich ab, gleichzeitig ermöglichte aber das kantonale Ja im Waadtland die Einführung des Wahlrechts auf kantonaler Ebene.

In diesem Klima musste «Frauen im Laufgitter» polarisieren. Dass das Buch aber zu einem Skandal wurde, der auf dem Rücken der Autorin ausgetragen wurde, hatte noch weitere Gründe. Wissenschaftlerinnen wie Margarita Gagg, Mitarbeiterin der Bundesverwaltung, oder auch die Sozialwissenschaftlerin Emma Steiger oder die Nationalökonomin und Mitarbeiterin des Statistischen Amtes des Kantons Zürich Käthe Biske hatten sich zwar in ihren Schriften auch kritisch und unverblümt über die Diskriminierung von Frauen geäussert, aber sie taten das aus der Position der Wissenschaftlerin, die Missstände aufdeckt und fundierte Verbesserungsvorschläge macht. Iris von Roten aber forderte. Sie forderte Gerechtigkeit für Frauen. Hatten sich Biske, Steiger und Gagg – sie stehen hier als Beispiele für weitere Frauen, die sich engagiert gegen die Diskriminierung von Frauen gewandt hatten – im Wesentlichen für die ökonomische Besserstellung vor allem von Frauen der Unterschichten eingesetzt, so forderte von Roten Gerechtigkeit für *alle* Frauen, auch und gerade für die, die wie sie selbst in guten ökonomischen Verhältnissen lebten. Auch sie sollten sich aus dem «goldenen Käfig» befreien. Damit setzte sie sich zwischen Stuhl und Bank: Für die einen war sie die Verräterin der eigenen Klasse, die Frau, die etwas tat, was «sich nicht gehörte», für die anderen die Frau aus der Oberschicht, die nie genug kriegen konnte. Die Frauen, die sich wie sie für das Stimmrecht einsetzten, befürchteten nun noch, dass die Veröffentlichung von «Frauen im Laufgitter» so kurz vor der Abstimmung zur Ablehnung führen könnte. Sie sahen ihre langjährige Arbeit gefährdet.

Dazu trug auch der Stil von «Frauen im Laufgitter» bei. Scharf und mit ironischem, ja teilweise sarkastischem Ton beschrieb Iris von Roten die Schweizer Verhältnisse. Besondere Aufmerksamkeit zogen Passagen auf sich, in denen sie sich mit den eigentlich an der Misere Schuldigen befasste: den Schweizer Männern. Hier ein Beispiel, in dem sie auf ein bekanntes Anti-Wahlrechts-Plakat anspricht, das einen Baby-Nuckel mit Fliege zeigt als Indiz des Chaos, das bei der Einführung des Frauenwahlrechts einbrechen würde:

«Man hatte Angst und hat tatsächlich Angst, mit der politischen Gleichberechtigung und der damit verbundenen Aussicht auf Gleichberechtigung der Frauen auf der ganzen Linie setzte sich eine Fliege auf den Schnuller, wie es

83

ein Plakat von Gegnern des Frauenstimmrechts – ein für allemal, auch für die Opposition vor 100 Jahren und in allen Ländern – anschaulich verriet. Doch denkt man im Grunde dabei nicht an den Schnuller des kleinen Säuglings, sondern an den eigenen. An den Schnuller des Riesensäuglings, der meint, die Frauen seien dazu da, ihm als Oase im harten Leben den seelischen und materiellen Komfort der von einer opferfreudigen Mama besorgten Kinderstube vorzaubern. Um das Wohlergehen der Riesensäuglinge, nicht um dasjenige der echten, ist man besorgt.»¹⁵

Auch weitere weniger blumige Passagen, in denen sie die Gründe für den Gebärdzwang aufzeigt und für Empfängnisverhütung plädiert, provozierten ebenso wie Aussagen, in denen sie die männliche Vorherrschaft im Allgemeinen und die ökonomische Vorherrschaft im Besonderen anprangerte:

«Die Möglichkeit der Empfängnisverhütung lockert die männerherrschaftliche Normierung des weiblichen Geschlechtslebens.»¹⁶

«Die Requisiten, um die Männer für die legitimen Anwärter auf alle begehrten Stellen im Gemeinschaftsleben auszugeben, änderten im Laufe der Zeiten. Man entnahm sie jeweils dem Bereich, der zur Zeit die grösste Autorität genoss.»¹⁷

84 «Weshalb an den Chef-Stellen keine weiblichen Köche stehen, dürfte nach Besichtigung des unergötzlichen Panoramas der weiblichen Berufstätigkeit wohl klar sein.»¹⁸

Fast immer sind ihre Formulierungen treffend – und sie trafen die Männer, aber auch die Frauen, die glaubten, mit Freundlichkeit und Wohlverhalten mehr zu erreichen. Iris von Roten aber plädierte für Kampf. Das war nicht der Stil, den man in der Schweiz der 1950er Jahre gewohnt war. Das war mehr, als man zu tolerieren bereit war, und zwar auch und besonders, weil die Schweiz sich in dieser Zeit bewegte, gerade darum wollte man wohl «wenigstens» in der Geschlechterfrage die (alte) Ordnung erhalten. Auch die Tatsache, dass sie ganz verschiedene Bereiche und Ursachen der Diskriminierung benannte und sie in ihrer Interdependenz interpretierte, mag viel dazu beigetragen haben, dass das Werk als «Rundumschlag» gewertet wurde, als ein Buch, das nichts anderes tat, als Männer zu attackieren. Da konnte auch die ausführliche Literaturliste, die deutlich machte, wie viel Forschung in diesen «Attacken» lag, nicht wirklich helfen.

Entnervt von den feindlichen Presseberichten und den Reaktionen in der Öffentlichkeit, wie dem Fasnachtswagen 1959, der sie als Peitschen schwingende Domina in einem Käfig (wohl als Abbild des Laufgitters) zeigte, wie sie ältliche Männer zur Hausarbeit antreibt, beschloss Iris von Roten, sich nicht mehr mit der «Frauenfrage» zu befassen. Sie hatte erwartet, dass das Buch ein Erfolg würde, hatte jahrelang dafür geforscht und gearbeitet. Obwohl sie ja in ihrem Buch

selbst analysiert hatte, dass Qualifikationen nichts gelten, wenn sie das Attribut «weiblich» hatten, war sie doch davon ausgegangen, dass sich Qualität durchsetzt, wie sie 1989 in ihrem letzten Interview sagte.¹⁹ Sie begann zu reisen und unternahm eine halbjährige Reise in die Türkei. Zurück in der Schweiz verfasste sie einen längeren Reisebericht, der allerdings vom deutschen Ullstein-Verlag 1962 abgelehnt wurde und erst 1965 in stark gekürzter Form erscheinen konnte. Trotz dieser Enttäuschung setzte sie ihre Reisetätigkeit fort und besuchte den Iran, Irak, Syrien, Libanon, Tunesien, Sri Lanka und Brasilien. Zur «Frauenfrage» hat sie sich tatsächlich nicht mehr öffentlich geäußert.

Die Bedeutung des Werks

«Frauen im Laufgitter» wurde verschiedentlich als «missing link» zwischen Beauvoirs «Das andere Geschlecht» und Betty Friedans «Feminist Mystique» genannt. Allerdings kann man davon ausgehen, dass zu dem Zeitpunkt, als die Neue Frauenbewegung in den 1970er Jahren danach fragte, wie es denn zur Diskriminierung von Frauen hatte kommen können, und so die Frauengeschichte «entdeckte», Iris von Rotens Buch nicht Teil dieser Neuentdeckung war. Die junge Generation in der Schweiz war – wie auch in Deutschland – stärker von Betty Friedans «Feminine Mystique» beeinflusst, das 1970 ins Deutsche übersetzt worden war, oder von anderer Forschungsliteratur aus und über die Vereinigten Staaten. Susanna Woodtli bezeichnete in ihrer Studie zur Frauenbewegung in der Schweiz, die man als Werk auf der Grenze von der alten zur neuen Darstellung der Frauengeschichte bezeichnen kann, «Frauen im Laufgitter» als eine «Bombe», die auf der «schönen schweizerischen Oberfläche» aufprallte.²⁰ Mit Sarkasmus, der dem von Iris von Roten vergleichbar ist, kommentierte sie: «Doch man wusste noch vom Krieg, wie man mit Brandbomben umgeht: Mit viel Sand zudecken und dann mit einer Schaufel rasch beiseite tragen. So wurde auch diese Bombe unschädlich gemacht und sie hatte tatsächlich im Moment keine Wirkung.»²¹ Wenn jüngere Historikerinnen, Woodtli hat Jahrgang 1920, «Frauen im Laufgitter» lasen, dann waren sie beeindruckt vom Witz des Buches und realisierten, dass von Roten viele der Ideen der Neuen Frauenbewegung antizipiert hatte. Sie schätzten ihren Sarkasmus, aber im Wesentlichen war es nicht ihre Analyse der Schweizer Entwicklung, die sie faszinierte. Sie war *das* Beispiel für die Art und Weise, wie eine Frau in den 1950er Jahren mundtot gemacht wurde.²² Die interessanten Einsichten, die ihr Werk in historische Zusammenhänge vermittelt, und ihre Interpretationen der geschichtlichen Entwicklung wurden nicht wahrgenommen: weder die (fehlende) Bedeutung der Französischen Revolution für die Frauenrechte noch ihre Kenntnis der Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Es dauerte einige Zeit, bis Olympe des Gouges (wieder) entdeckt wurde oder bis

85

die Bedeutung der billigen Frauenarbeitskraft für die Schweizer Industrialisierung erkannt wurde. Besonders die Tatsache, dass die Frauen-Erwerbsquote in der Schweiz im 19. Jahrhundert – anders als in den USA – sehr hoch war und erst im 20. Jahrhundert langsam sank, löste noch in den 1980er Jahren immer wieder Erstaunen in der internationalen scientific community aus.²³ Auch dass die sogenannte Geschlechtsvormundschaft, also die Bestimmung, dass alle unverheirateten Frauen, gleich welchen Alters, einen Vormund haben mussten, ohne den sie weder grössere Ausgaben tätigen noch Rechtsgeschäfte abwickeln konnten, in einigen Kantonen noch bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts gültig war, ist in seiner weitreichenden Bedeutung erst wieder in den 1990er Jahren untersucht worden.²⁴ Auch die interessante Interpretation, dass zwischen der so aussergewöhnlich frühen politischen Gleichberechtigung der Männer und dem Fehlen demokratischer Rechte für Frauen tatsächlich ein historischer Zusammenhang bestand, hat sie bereits erwähnt – ohne dass man das damals oder später als ihre These aufgegriffen hätte. Vielleicht lag das auch daran, dass sie als «Opfer» eingereiht war, oder aber an ihrem polemischen Ton: Hatten nicht auch Historikerinnen gelernt, dass Ärger, Wut und Polemik – zumindest bei Frauen – ein Zeichen von schlechter, unqualifizierter Forschung ist?

86 Heute sind viele ihrer Interpretationen akzeptiert, und es liegen für Bereiche, über die sie gerade ein paar Sätze und Hinweise aufgenommen hat, intensive Untersuchungen vor. Aber es bedurfte langer und intensiver historischer Forschung und theoretischer Auseinandersetzungen, bis ihre Feststellung sich durchsetzte, dass der strukturelle Unterschied zwischen Männerarbeit und Frauenarbeit einzig und allein der Lohn war. Bis weit in die 1980er Jahre hielt sich zum Beispiel die Vorstellung, dass es der Inhalt der Arbeit und ihre Nähe zu weiblichen häuslichen Tätigkeiten war, der die Entwertung einleitete. Das Konzept von Geschlecht als sozialer Konstruktion, das in ihrer Analyse des «Teufelskreises» der Abwertung von jeglicher Arbeit, die von Frauen verrichtet wird, sowie auch ihr Konzept von Geschlechterdifferenz wurden erst wieder diskutiert, als die «sex-gender-Debatte» auf ihrem Höhepunkt war.

In diesen Debatten fand Iris von Roten keine Erwähnung. Die Diskontinuität des Transfers von Wissen scheint eine der unglücklichen Kontinuitäten der Geschichte von Frauen und der Forschung von Frauen zu sein. Und Iris von Roten selbst hat sich keine Mühe gegeben, zu diesem Transfer beizutragen – um es freundlich auszudrücken.

Auf der politischen Ebene wurden einige ihrer Lösungsvorschläge umgesetzt: Frauen waren schliesslich erfolgreich im Kampf um das Frauenstimm- und -wahlrecht, sie streikten für weitere Forderungen in einem vielbeachteten «Frauenstreik», und schliesslich wurden «sogar» die Mutterschaftsversicherung und die

«Fristenlösung» fast 50 Jahre nach Erscheinen des Buches angenommen. Heute aber liegt die Bedeutung nicht nur in der bemerkenswerten Weitsichtigkeit der Forderungen und den neuen Interpretationen und Lösungsvorschlägen. Schliesslich ist eine ihrer zentralen Forderungen – nämlich gleicher Lohn für gleiche Arbeit – noch längst nicht erfüllt und auch in anderen Bereichen ist die Gleichstellung weiterhin ein schwieriges und unbeliebtes Anliegen.

Was heute weiterhin fasziniert an ihrem Werk, ist ihr Versuch, das Konzept von Geschlecht als soziales Konstrukt und die wahrgenommenen Differenzen in Einklang zu bringen. Ohne die soziale Konstruiertheit von Geschlecht zu verneinen, versucht sie mit dem, was sie «die physiologische Seite» der Geschlechtsidentität nennt, produktiv umzugehen. Im Kontext des zunehmenden «Biologismus» der Gegenwart sind diese Auseinandersetzungen mit der sozialen Seite von Phänomenen wie Menstruation, Schwangerschaft und Mutterschaft eindrücklich. Besonders produktiv für die Auseinandersetzung mit der Stellung von Frauen und der historischen Entwicklung dieser Situation aber ist ihre Einsicht in die Art und Weise, wie die verschiedenen Phänomene und Entwicklungen miteinander verbunden sind, Verbindungen und Überlagerungen, die wir heute als «Intersektionalität» bezeichnen. Klassische Modelle der Unterdrückung erreichen es meist nicht, zu erkennen, wie verschiedene Elemente zusammenspielen und damit ein neues System der Diskriminierung schaffen. Hier liegt die für uns heute interessanteste Herausforderung des Werkes.

87

- 1 Gekürzte Fassung des Aufsatzes Regina Wecker (2008): Iris von Roten as a Feminist. Observations, Interpretations and Impact of «Frauen im Laufgitter». In: Swiss American Historical Society Review Vol. 44. Nr. 10. S. 15–27.
- 2 Iris von Roten, Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau, Bern 1958. S. 159 u. 174.
- 3 Von Roten, a.a.O., S. 232.
- 4 Von Roten, a.a.O., S. 310.
- 5 Von Roten, a.a.O., S. 417.
- 6 Von Roten, a.a.O., S. 469.
- 7 Von Roten, a.a.O., S. 469 u. 511.
- 8 Margarita Schwarz-Gagg, Die Frau in der schweizerischen Industrie, Zürich/ Leipzig 1928.
- 9 Hans Hoppeler, Arzt und Berner Nationalrat war mit einer Fülle von Aufklärungsschriften bekannt geworden, in denen er allerdings an sehr traditionellen Rollenmustern festhielt.
- 10 Gaby Sutter, Berufstätige Mütter. Subtiler Wandel der Geschlechterordnung in der Schweiz (1945–1970). Zürich 2005.
- 11 Sibylle Brändli, Der Supermarkt im Kopf. Konsumkultur und Wohlstand in der Schweiz nach 1945, Wien 2000.
- 12 Bekannteste Vertreter sind Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt oder Max Bill (vgl. <http://www.unipublic.uzh.ch/magazin/gesellschaft/2007/2743.html>, Zugriff 3.12.08).
- 13 Sutter, a.a.O., S. 62 ff.

- 14 In Genf und Basel-Stadt wurden 1952 und 1954 solche «Frauenbefragungen» durchgeführt. Bei einer Stimmeteiligung von 60% hatten sich 85% bzw. 73% für die Einführung des Frauenwahlrechts ausgesprochen. Vgl. Susanna Woodtli, Gleichberechtigung. Der Kampf um die politischen Rechte der Frau in der Schweiz. Frauenfeld 1975, S. 173 f.
- 15 Von Roten, a.a.O., S. 508.
- 16 Von Roten, a.a.O., S. 286.
- 17 Von Roten, a.a.O., S. 159.
- 18 Von Roten, a.a.O., S. 162.
- 19 Iris von Roten, Interview. In: D'Studäntin kunnt. 100 Jahre Frauen an der Uni Basel, Historisches Seminar der Universität Basel 2000, S. 65–68.
- 20 Woodtli, a.a.O., S. 182.
- 21 Woodtli, a.a.O., S. 182.
- 22 Allerdings wurde ein Auszug aus dem Werk in die Quellensammlung von Elisabeth Joris und Heidi Witzig aufgenommen. Elisabeth Joris und Heidi Witzig (Hg.): Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz. Zürich: Limmatverlag, 1986. Neue Auflage, 2001. S. 352.
- 23 Regina Wecker, Frauenlohnarbeit. Statistik und Wirklichkeit in der Schweiz an der Wende zum 20. Jahrhundert. In: Brigitte Schnegg/Regina Wecker (Hg.): Frauen. Zur Geschichte weiblicher Arbeits- und Lebensbedingungen. Basel, Schweizerische Zeitschrift für Geschichte Vol. 34. Nr. 3, 1984, S. 346 – 356.
- 24 Weder bei Annamarie Ryter noch bei mir finden sich Hinweise auf Iris von Roten. Annamarie Ryter, Als Weibsbild bevogtet. Zum Alltag von Frauen im 19. Jahrhundert. Geschlechtsvormundschaft und Ehebeschränkungen im Kanton Basel-Landschaft, Liestal 1994. Regina Wecker, Geschlechtsvormundschaft im Kanton Basel-Stadt, in: Rudolf Jaun/ Brigitte Studer (Hg.), Weiblich-männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz: Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken, Zürich, 1995, S. 87 – 110.
- 25 Von Roten, a.a.O., S. 311.

88

«Eine Mischung von extrem scharfsinniger Analyse und Polemik»

Ein Gespräch zu Iris von Rotens Werk und Person

Franziska Baetcke, Monika Hofmann, Elisabeth Joris

Im September 2008 lief in der «Passage 2» die von Franziska Baetcke realisierte Sendung zu Iris von Rotens Werk «Frauen im Laufgitter». Unter ihrer Leitung diskutierten Andrea Maihofer, Professorin und Leiterin des Zentrums für Gender Studies an der Universität Basel, Corina Caduff, Kulturwissenschaftlerin und Professorin an der Zürcher Hochschule der Künste, und Elisabeth Joris, freie Historikerin und Publizistin. Monika Hofmann transkribierte das Gespräch, Elisabeth Joris hat es gekürzt und redigiert.*

89

Für Frauen gibt es nichts. Diese verdammte Herrschaft der Männer. Diese Selbstverständlichkeit. Mir scheint, ich hätte so gar nichts mehr zu erwarten. O lieber Schatz, was für ein Leben! Wenn ich nur noch die Kraft habe, das Buch zu Ende zu schreiben. Wenn schon zugrunde gehen, dann unter Protest.

Brief an den Ehemann Peter von Roten, 1950 (Meichtry, 453 – 454)

Franziska Baetcke (FB): Das Buch erscheint 1958, im Herbst. Da findet auf dem Landi-Areal am schönen Zürichsee die SAFFA statt, die Schweizer Ausstellung für Frauenarbeit. Eigentlich ein guter Zeitpunkt, um ein Buch zu publizieren, das den Untertitel trägt «Offene Worte zur Stellung der Frau».

Elisabeth Joris (EJ): Da kamen zwei diametral entgegengesetzte Konzeptionen zur Beurteilung der Stellung der Frau in der Schweiz zur Sprache. Die SAFFA legte Gewicht auf die sichtbaren Fortschritte: die moderne berufstätige Frau zum einen und die moderne Hausfrau, die ihren Haushalt im Griff hat, zum andern.

Die moderne Hausfrau der 1950er Jahre weiss Zeit zu sparen, hat neue leichte Möbel, verfügt über eine gewisse erotische Ausstrahlung, ordnet sich dabei aber weiterhin den Bedürfnissen der Familie unter. Iris von Roten behandelt die gleichen Themen, jedoch immer verbunden mit einer klaren Kritik an den Zuständen.

In Wirklichkeit sind die Frauen überall überflüssig oder verachtet oder eine unangenehme Konkurrenz. Aber warum empfind ich allein das? Andere Frauen geben sich stumpf und stumm und zum Teil noch zufrieden mit dem Los ab, das ihnen die Männer zuweisen. Sie sind Schatten, weil sie die Männer als Schatten haben wollen. Aber ich will keine Schattenexistenz sein. Lieber tot.

Brief an den Freund Peter von Roten, 1943 (Meichtry, 230)

FB: «Diese verdammte Herrschaft der Männer», Iris von Rotens Stosseufzer aus einem Brief an ihren Mann, Peter von Roten, ist Thema ihres Buches. Ebenso die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern und die Verlogenheit und Heuchelei, mit der diese Ungerechtigkeit schönegeredet wird. Ihr Buch bohrte sich wie eine Faust in die Magengrube der Schweizer Gesellschaft. Es ist eine gigantische, eine unvorstellbare Provokation.

90

EJ: Die Provokation liegt in dieser Gegenposition zu dem, was damals akzeptiert war. Man sah die Stellung der Frau als eine fortschrittliche an. Von Roten greift diese Sicht pamphletartig an und unterstreicht ihre Kritik zugleich mit Statistiken und Merksätzen aus dem Recht. Damit stellt sie die gesellschaftliche Ordnung der Schweiz grundsätzlich in Frage. Auch das Verhältnis von Mann und Frau, wie es hier als modernes Modell akzeptiert war, wird nicht nur hinterfragt, sondern attackiert. Provozierend ist diese Angriffslust, diese Entlarvung. Sie entlarvt ein Selbstbildnis als Herrschaftsverhältnis. Darum spricht sie – etwas, das in der deutschsprachigen Schweiz der 50er Jahre überhaupt nicht üblich war – immer von Feminismus und Feministinnen, und zwar im Sinne von Herrschaftskritik.

Jede Zeit hat Lieblingsillusionen, eine der gehässeltesten unseres Jahrhunderts ist «die moderne Frau», die beruflich gleichberechtigte, unabhängige und erfolgreiche Frau.

Vermeintlich sollen der «Frau von heute» weite Gebiete offenstehen, sie soll im Gegensatz zu ihrer Grossmutter in jedem Beruf und jeder Stellung tätig sein. Auch die angesehensten und einkömmlichsten Posten seien der tüchtigen Frau nicht verschlossen. Seien solche von Frauen noch nicht bekleidet worden, so nur deshalb, weil noch keine Frau geruht habe, hinaufzu-

steigen und den Platz einzunehmen, den ihr anzubieten der fortschrittliche Mann sich beeile. Und wie der junge Mann, ergreife heute auch das junge Mädchen den seinen Gaben gemässen Beruf, stehe auf eigenen Füssen. Auf den Mann zu warten, zu heiraten, um versorgt zu sein, sei der Frau von heute unbekannt. Sie heirate aus lauter Liebe, wann und wen sie wolle, worauf sie das Kunststück fertigbringe, Beruf, Haushalt und Mutterschaft zu vereinigen. So schmeisse sie den Laden, «meistere das Leben lächelnd». Der modernen Frau zur Seite stehe der fortschrittliche Mann, erfüllt von bewunderndem Staunen ob dem stolzen Schwan, der aus dem hässlichen Entlein geworden. Seit langem habe er seinen Kopf von Vorurteilen befreit und die Gleichberechtigung der Geschlechter im Leben der Familie, der Wirtschaft und des Staates langsam, aber sicher Platz greifen lassen.

Die Wirklichkeit aber sieht manchenorts, und in der Schweiz ganz besonders, anders aus.

Frauen im Laufgitter, 1958 (17)

FB: «Frauen im Laufgitter»: 579 eng bedruckte Seiten, allein das Inhaltsverzeichnis umfasst 8 Seiten.

Berufstätigkeit, Liebe, Sexualität, Mutterschaft, Hausarbeit – Iris von Roten nennt sie konsequent «Haushaltfron» –, Politik. Auch für die politische Rechtlosigkeit findet Iris von Roten eine treffende Überschrift. Das Kapitel heisst: «Ein Volk von Brüdern ohne Schwestern». Schon das Inhaltsverzeichnis macht klar: Hier hat sich jemand nichts geschenkt, und auch den Leserinnen und Lesern wird nichts geschenkt. Dieses Buch vibriert vor Wut.

Andrea Maihofer (AM): Von Roten greift hier alle an: Frauen ebenso wie Männer. Sie versucht in diesem Text nicht Verbündete zu finden. Im Gegenteil, eigentlich sehen, wenn man es mal grob formuliert, alle die Dinge falsch ausser ihr. Das ist eine Art des Schreibens, Problematisierens und Kritisierens, die heute genauso ein Problem auslösen würde. Sie könnte als ein typisches Verhalten einer wütenden Feministin abgetan werden; alle könnten in gleicher Weise ihre Klischees erfüllt sehen und ebenso darauf reagieren. Denn ganz vieles, selbst wenn der Text anders geschrieben würde, ist ja heute noch Thema.

FB: Hellsichtig und präzise wirkt der Text bis heute. Er legt den Finger auf Widersprüche und entlarvt sie. Er stellt die Moral bloss, wo sie hohl und menschenfeindlich geworden ist.

Seltsamerweise finden die Weiblichkeitspropheten – die, sobald Frauen etwas Bedeutendes unternehmen wollen, süsslich davon faseln, wie die Frauen vor dem Schmutz des beruflichen und politischen Lebens zu bewahren seien – es

durchaus in Ordnung, ja echt weiblich, dass die Frauen Hand anlegen, wenn der Schmutz sichtbar und greifbar wird.

Frauen im Laufgitter, 1958 (29)

FB: Manchmal ist der Text auch witzig, scharfzüngig, rhetorisch verwegen, voller Bilder, lebensprall, beinahe phantastisch, geschrieben mit einer offenkundigen Lust am Schreiben, am Türmen der Sentenzen, an der Steigerung, der Übertreibung. Man stellt sich vor, dass die Autorin beim Schreiben den Text laut vor sich hin spricht, während sie Buchstaben für Buchstaben heftig niederschreibt.

Kochen ist im Grund keine uninteressante Arbeit. Liesse sie sich im Sinne einer gelegentlichen Ferienbeschäftigung ausüben, wie Pilzesammeln, Fischen und Jagen, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Grimmig an der Kocherei ist jedoch, dass sie dreimal täglich, jahraus, jahrein, ein Leben lang, erfolgen muss. Morgen-, Mittag- und Nachtessen bilden den Kern der Haushaltsservitut der «Frau und Mutter». Dies nimmt ihren Tag derart zerstückelt gefangen, dass sich so anspruchsvolle Arbeit wie die ganztägige berufliche kaum glücklich mit ihr kombinieren lässt.

92 Der erste Stein des Anstosses, das kontinentale Frühstück, wäre an sich eine Angelegenheit, die kaum ins Gewicht fällt. Eigentlich ist nur Milch, Kaffee oder Tee zu kochen. Alles übrige braucht bloss auf den Tisch gestellt zu werden. Aber das schweizerische Männerkollektiv verlangt auf Grund des ungeschriebenen Gewohnheitsrechtes des Ehemannes und des geschriebenen Rechtes der Schulreglemente, die Erstklässler auf acht und Fünftklässler sommers auf sieben Uhr früh ans Tagwerk rufen, dass Männer und Kinder ihr Frühstückstrank beim Morgengrauen von der Mama in ihrer Betätigung als Gattin und Mutter vorgesetzt erhalten, ohne selber einen Finger rühren zu müssen. Dass sie dazu besonders früh aufstehen muss, sofern sie nicht in landwirtschaftlichen Verhältnissen lebt oder ausserhäuslicher Arbeit nachgeht, spielt keine Rolle. Getränke-siederei in der Frühe ist eben Pflicht der Hausfrau. Siedet sie die fragliche Quantität Milch oder Wasser nicht tagaus, tagein, Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr, im Morgennebel, in der Morgendämmerung oder gar vor Tag, so gilt sie als schlechte Frau und Mutter. Also erheben sich die Hausfrauen, abgesehen von einigen wenigen, je nach Hablichkeit mild oder stark verschrieenen, auf die Stunde, die ihnen das Männerkollektiv vorschreibt. Eine frühe Stunde, die sich schlecht mit der so gerne ins Feld geführten körperlichen Anfälligkeit und Schwäche des weiblichen Geschlechtes reimt. Die Servitut, vom Hochzeits- bis zum Totenbett täglich beim Morgengrauen einen Krug gesottener Milch auf den Tisch zu

stellen, ist jedoch nichts im Vergleich zu jener, ein ausgiebiges, kontinentales Mittagessen aufzutischen.

Die Personen, die am Morgen zum Tagwerk abgefertigt worden sind, Mann und Kinder, tauchen spätestens nach fünf Stunden unweigerlich wieder auf. Diesmal wollen sie nicht nur einen heissen Milchkaffee mit Brot, Butter und Konfitüre vorfinden, sondern das Mittagessen, bestehend aus Suppe, Teigwaren oder Kartoffeln, Gemüse, Dessert und womöglich viel Fleisch oder doch Fleischillusion.

Die Tageseinteilung in den Büros, Fabriken und Schulen bewirkt, dass im städtischen Strassenbild die Bevölkerung um 12.00 Uhr in ein sichtbares, rasches Strömen gerät. Nichts anderes bringt sie in Fluss als die Aussicht, von ungezählten verheirateten weiblichen Wesen, von allen, die man da unter «Frau und Mutter» versteht, abgefüttert zu werden. Ingrimmig verfolgen alle dasselbe Ziel. Mit dem kontinentalen Mittagessen lässt sich nicht spassen. Brechen Mann und Kinder zur Türe herein, so hat eine dampfende Suppe sie zu begrüssen.

Frauen im Laufgitter, 1958 (401 – 402)

Corina Caduff (CC): Für mich ist Iris von Roten bis heute ein im Grunde unbewältigtes Phänomen, und zwar sowohl was die Person als auch was den Text betrifft. «Frauen im Laufgitter» ist ein Text, der mich nach wie vor angreift, ich halte ihn heute noch schwer aus. Das liegt sicherlich zunächst am Gestus «Ich gegen alle». Wir identifizieren uns ja mit diesem Text, mit diesem Inhalt, aber wir wissen, dass dieses «Ich gegen alle» heute nicht mehr funktioniert.

Der Text hat zudem eine ganz spezielle Eigenart, für die es auch wenige Vorbilder gibt, er stellt nämlich eine Mischung von zwei Textgattungen dar, die ansonsten getrennt bleiben: die Mischung von extrem scharfsinniger Analyse einerseits und heftiger Polemik andererseits. Genau diese Mischung von Analyse und Polemik macht den Text so enorm schwierig. Iris von Roten sagt beispielsweise von einer stillenden Frau, dass sie ein «lebendiger Futterschlauch» sei. Diese Formulierung muss man ja erst mal irgendwie aushalten. Oder ein anderes Beispiel: Wenn sie von der Hausarbeit spricht, dann spricht sie immer von «Zwangsarbeit». Der ganze Text hat eine unglaublich angriffige, polemische Schubkraft, ist aber zugleich klar abgesichert durch extrem genaue Analysen und eine umfangreiche internationale Bibliographie. Wenn es ein rein analytischer Text wäre, dann hätten wir eine relativ klassische akademische Abhandlung. Die wäre dann in den 70er, 80er Jahren von den Gender Studies und von der Feministischen Literaturwissenschaft aufgegriffen worden, was sicherlich auch eine Rezeptionsgeschichte zur Folge gehabt hätte, die uns nun heute fehlt. Doch weil der Text so stark war, ist er

93

im Jahr 1958 aufs heftigste diskutiert und dann aber danach nicht mehr beachtet worden. Mir kommt es vor, als hätte man sich von diesem Schock erst einmal erholen müssen. Ich denke, dass diese Gleichzeitigkeit von Analyse und Polemik ein zentraler Knackpunkt ist, auch für die Rezeption.

AM: Iris von Roten bezieht sich auf Literatur, aber sie verarbeitet sie nicht wirklich. Diese Literatur, die sie zitiert, wird zu 80 Prozent benutzt, um zu beweisen, wie borniert die Leute sind oder was für problematische Thesen über Hausfrauen, über Berufsverhältnisse, über Sexualität sie aufstellen. Wenn sie richtig zitiert, ist das nicht wie in einem wissenschaftlichen Text, wo an wissenschaftliche Erkenntnisse im positiven Sinn angeknüpft wird: Wo gibt es Personen im internationalen Kontext, die ähnlich denken wie ich? In der Schweiz war das für sie ja nicht der Fall. Der Text wäre schon viel weniger angreifbar gewesen, wenn sie hätte sagen können: Ich habe ganz viele interessante Wissenschaftlerinnen oder Intellektuelle oder Schriftstellerinnen oder Historikerinnen aus anderen Ländern gelesen, die ähnliche Analysen machen. Es gibt ja sehr viele, die sich genau mit dem Problem auseinandersetzen: Wie kann ich einen Text als Feministin schreiben, der voll ist mit Kritik an der gesellschaftlichen Situation der Frau, ohne mich ins offene Messer laufen zu lassen? Was mache ich mit der Wut, die ich habe, weil ich sehe, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse die Frauen unterdrücken, sie diskriminieren? Aber sie macht sich keine Gedanken, oder zumindest merkt man es an diesem Text nicht, was diese Wut macht.

94

Das Problem ist – weil es sich um einen feministischen Text handelt, in dem es um die Kritik des ganzen Lebenskontextes der Personen geht, der Männer wie der Frauen –, dass jede Person zutiefst von diesem Text in Frage gestellt wird. Das löst natürlich auch eine ungeheure Gegenreaktion aus.

EJ: Damals wurden alle Feministinnen abgelehnt, und zwar mit dem Etikett der frustrierten alten Jungfer. Zu Iris von Roten passt dieses Klischee nicht – zum Text und nicht zu ihrer Erscheinung. Da ergibt sich ein weiteres Problem: Man kann Iris von Roten nicht einordnen. Es gab einige wenige Frauen, wie Gertrud Heinzlmann oder Lotti Ruckstuhl, die eine ähnlich scharfsinnige Analyse machten, zum Teil sogar die gleichen zugespitzten Beispiele brachten. Sie griffen Iris von Roten damals nicht an. Gertrud Heinzlmann unterstützte sie sogar öffentlich. Aber die Solidarität dieser Frauen hielt sich in Grenzen, weil sie empfanden – ein weiteres Dilemma –, dass sie nicht miteinbezogen wurden. Neben Iris von Roten hatten sie keinen Platz, geredet wurde nur von ihr, obwohl auch sie als Feministinnen abgelehnt wurden.

CC: Der Text macht es einem sehr schwer, solidarisch zu sein. Doch würde ich gerne noch ein Beispiel einer positiven Besprechung anführen. Laure Wyss, die 2002 verstorbene Schweizer Schriftstellerin und Journalistin, hat den Text nach

seinem Erscheinen positiv rezensiert und ihn durchwegs gestützt. Sie hat die Polemik einfach zur Seite schieben können und gesagt: Was da analytisch herausgearbeitet worden ist, das ist richtig.

FB: Die Reaktionen auf Iris von Rotens Buch sind zahlreich und beinahe ausnahmslos negativ. Mehr noch, sie sind vernichtend. Das ist die eigentliche Tragik dieser Geschichte. Dass die Rezeption den Blick auf das Werk sofort verstellt hat. Die Artikel in den Tageszeitungen sind beleidigt und beleidigend, denn sie zielen mit ihrer Kritik häufig unter die Gürtellinie. Das Buch wird mitsamt der Autorin diffamiert, kaum eine Replik beschäftigt sich inhaltlich mit den Analysen, die Iris von Roten herausgearbeitet hat. Schon ihr Gestus allein, Gleichberechtigung und Selbstbestimmung für die Frau einzufordern, erzürnt die Rezensenten. So begräbt die öffentliche Reaktion das Buch unter einer selbstgerecht vorgebrachten Entrüstung. Die Ironie daran: Das Buch verkauft sich wie warme Weggli. Die zweite Auflage kommt kurz nach der Abstimmung im Februar 1959 in die Läden, da haben die Schweizer Männer den Frauen das Stimmrecht an der Urne gerade verweigert. Iris von Roten erhält eine Flut von Briefen an ihre Privatadresse. Sie freut sich über jeden einzelnen, der positiv auf ihr Buch reagiert, und sie schreibt im Vorwort zur Zweitaufgabe, dass sie den Rest ihres Lebens mit Ehrverletzungsklagen füllen könnte. So stellt sich die Frage: Hat dieser Text sich gegen seine Autorin gerichtet? Hat er am Ende nur ihr Leben zerstört, aber an den Verhältnissen selbst nichts geändert? Ist der Text verpufft?

95

EJ: Ich würde nicht sagen, er sei verpufft, denn er hat eigentlich den gesellschaftlichen Konsens aufgebrochen. Auf die Ablehnung des Frauenstimmrechts reagierten Gymnasiallehrerinnen in Basel mit einem Streik, ein Mittel, das Iris von Roten in ihrem Buch als Möglichkeit der Widerständigkeit thematisiert. Die Bravheit hatte sie bereits im Vorfeld dieser Abstimmung in Frage gestellt, und der stille Konsens konnte danach in seiner bisherigen Art und Weise nicht mehr hergestellt werden.

AM: Das war einfach eine unglaublich kluge Frau. Sie hat mit einem Scharfblick und einem grossen analytischen Vermögen Dinge gesehen. Sie hatte auch einen ungeheuren Mut, sich so zu engagieren im eigenen Leben.

CC: Für mich ist das, was ich persönlich unter Mut verstehe, bei Iris von Roten exakt eingelöst. Mut heisst nicht einfach nur, über einen Abgrund hinauszulaufen und dann mal zu sehen, ob einen einer auffängt oder nicht, sondern Mut heisst, hinauszulaufen und zu wissen, dass da ein Abgrund ist, und auch zu wissen: Ich kann mit diesem Abgrund umgehen, wenn es sein muss. Das hat Iris von Roten in den Jahren nach dem Skandal über «Frauen im Laufgitter» bewiesen: Dass sie die Stärke hat, den Abgrund auszuhalten und trotzdem weiterhin am Leben aktiv teilzunehmen.

FB: Iris von Roten ist eine selbstbewusste Frau. Aber es ist nicht so, dass die Ablehnung, die sie schon früh wahrnimmt, sie kalt lässt.

EJ: Iris von Roten hat sich geweigert zu akzeptieren, man könnte ihren Rückzug als Verletztheit interpretieren. Ausserdem hat sie sich zwei Monate nach der Abstimmung vom Februar 1959 noch zu Worte gemeldet und das «Frauenstimmrechts-Brevier» publiziert, eine Analyse, wie das Frauenstimmrecht ohne Verfassungsänderung eingeführt werden könnte.

CC: Sie hat auch noch Reisereportagen geschrieben. Zum Beispiel 1965 das Türkeibuch «Vom Bosphorus zum Euphrat». Sie hat übrigens auch Blumen gemalt. Als ich das zum ersten Mal gelesen habe, mochte ich es kaum glauben. Da hat man dieses Buch «Frauen im Laufgitter», diese unglaublichen Anfeindungen, die bis dahin gingen, dass man der Autorin vorgeworfen hat, sie würde sich verhalten wie die Rassentheoretiker von Hitler. Und dann zieht sie sich zurück und malt Blumen! Ich finde schon, dass das auch eine tragische Dimension hat.

Was wäre übrigens, wenn «Frauen im Laufgitter» in dieser Form in Frankreich erschienen wäre, in Deutschland oder in Italien? Ich bin überzeugt davon, dass das Buch dort ein anderes Schicksal gehabt hätte. Denn was hier auch zum Tragen kommt, ist eine schweizerische Abwehr gegen Intellektualität per se. Es ist ja ein Merkmal von Schweizerinnen, dass sie – im Vergleich mit umliegenden Nationen – einfach grössere Schwierigkeiten mit Intellektualität haben. Der Grund dafür scheint mir in der Sprache zu liegen; Intellektualität bedeutet immer auch Sprachmächtigkeit, womit Schweizer oft Mühe haben, und ich meine, dass das hier auch zum Tragen kommt. Intellektuelle und sprachfähige Frauen wie Iris von Roten sind natürlich noch schlimmer als intellektuelle Männer, das war 1958 so und später auch noch.

AM: Ich würde nicht unbedingt sagen, dass die Schweiz ein antiintellektuelles Land ist, also ein Land, das Intellektualität dezidiert ablehnt. Ich glaube, in der Schweiz ist es ein grosses Problem, dass es so etwas wie ein Meckertabu gibt. Wenn jemand sehr massiv kritisiert, dann löst das Unbehagen und Aversion aus. Das ist ein ganz merkwürdiges Phänomen, und das ist zum Beispiel in der Bundesrepublik oder in Frankreich anders. Dort ist ganz klar, dass Kritik, auch eben intellektuelle Kritik, Gesellschaftskritik, einen Status hat. In der Schweiz dagegen besteht keine wirklich breite intellektuelle Kultur.

CC: Ich würde da eine direkte Ableitung von der politischen Diskussionskultur geltend machen. Es gibt in der Schweiz, im Gegensatz zu den eben erst genannten Ländern, keine politische Oppositionskultur. Das heisst, dass wir eben auch keine Tradition und keine Übung im Meckern haben.

EJ: Dazu kommt, dass es in der Schweiz der Nachkriegszeit, die ganz lange anhielt, die Tradition des Sonderfalls gibt. Es scheint abgedroschen, davon zu sprechen,

aber in den 50er Jahren ist die Hoch-Zeit des Sonderfalls Schweiz. Das heisst, man thematisiert die Schweiz nicht im Vergleich zu Amerika oder zu Frankreich, sondern man debattiert die Schweiz als Schweiz. Iris von Roten kritisiert die Schweiz, aber sie bezieht sich nicht nur auf die Schweiz. Das Buch hat daher keinen Ort, wo es zu beheimaten, zu verankern wäre. Es ist weder nur ein schweizerisches Buch, noch ist es eine Auseinandersetzung mit dem Sonderfall. Es passt nicht in die Art des Diskutierens. In der Schweiz spricht man unter Schweizern über Schweizer, sie dagegen will in diesem Buch nicht Schweizerin sein. Sie kritisiert die hiesigen Zustände eingebettet in eine feministische Kritik.

AM: Aber sie bettet sich auch nicht in die internationale feministische Diskussion ein, denn dann hätte sie einen Ort gehabt. Auch das tut sie nicht.

CC: Es ist absolut unverortet.

EJ: Es gibt ein Buch, das später in ähnlicher Weise verfährt, jedoch in einem anderen Umfeld erscheint. Es wurde öffentlich diskutiert, es wurde darüber polemisiert. Es ist Alice Schwarzers «Kleiner Unterschied». Auch dieses Buch ist eine Mischung von Analyse und Polemik, verankert jedoch in einer Bewegung.

CC: Aber Schwarzer hat es auch geschrieben, als Alice Schwarzer schon Alice Schwarzer war. Das heisst, sie hat auch einen Ort gehabt, von dem aus sie hat sprechen können. Bei Iris von Roten ist das nicht der Fall gewesen. Denn es war ja das erste Mal, dass sie in so grossem Rahmen an die Öffentlichkeit getreten ist, und sie ist seither in erster Linie mit diesem Buch behaftet. Dabei operierte sie aber eben nicht von einer Grundlage aus, die sie sich bereits vorher, wie Alice Schwarzer, geschaffen hatte.

FB: Nun ist es nicht so, dass man «Frauen im Laufgitter» wie eine apokryphe Bibel lesen müsste und die Autorin zur Märtyrerin verklären bräuchte. Man darf auch heute beides ganz genau anschauen, schonungslos, so wie auch Iris von Roten einen unzimperlichen Blick auf alles geworfen hat, was sie umgab. Bleibt die Frage: Was bleibt von diesem Buch? Was bleibt aktuell, brisant, virulent, störend, ungeklärt? Der Versuch einer Antwort.

Erstens: Iris von Roten zählt einige sehr konkrete Probleme auf, die bis heute gesellschaftlich nicht gelöst sind. Da wäre die Hausarbeit. Und die Frage, wie sie auf Männer und Frauen aufgeteilt werden könnte. Dazu schreibt Iris von Roten 1958:

Bis jetzt ist sie allerdings «Frauenarbeit» geblieben. Der Mann betrachtet es als sein Recht und seine Würde, dabei nicht Hand anzulegen. Während die Frau zu tun hat, langweilt er sich. Schliesslich geht er aus. Draussen trifft er andere Männer, deren Frauen auch zu tun haben und die auch nicht wissen, was tun. Also tut man sich in einer Wirtschaft zusammen. Inzwischen sind die

Frauen fertig geworden. Sie sind allein. An Sommerabenden schauen sie beim Eindunkeln mit dumpfer Sehnsucht nach dem Leben «draussen» zum Fenster hinaus. Sie kommen sich vor wie ausgekoppelte Eisenbahnwagen auf einem Nebengeleise. Ausgerechnet die im angeblichen Interesse der Familie so gerne angerufene «Arbeitsteilung» der Geschlechter hindert den Mann und damit auch die Söhne, die nächstliegenden aller verbindenden Arbeiten zu verrichten. Die traditionelle Dispensierung des Mannes von Hausarbeit steht dem weder durch Hausmusik noch Halmaspielen ersetzbaren unmittelbaren organisatorischen Zusammenhang der Familie entgegen. Nicht an der Frau ist es, «wieder zu lernen, Hausfrau zu sein», sondern am Mann, als «Hausmann» zu wirken. Er kommt von selbst auf die Idee, wenn er sich nicht als der Hauptversorger der Familie betrachtet. Wesentliche Mitarbeit des Ehemannes bei der Hausarbeit hängt ökonomisch indirekt und psychologisch direkt von der erfolgreichen Erwerbsarbeit der Ehefrau ab.

Frauen im Laufgitter, 1958 (444)

98

FB: Zweitens: Es bleibt die Provokation. Im ganz politischen Sinn, wenn Iris von Roten die Schweizer Demokratie an der Gleichberechtigung der Frau misst. Und im ganz privaten Sinn, wenn sie Liebe, Ehe und Sexualität unter ihr Brennglas legt.

CC: Das hat mich persönlich am meisten interessiert: Was sagt eine Frau in den 50er Jahren zum Liebeskonzept? Aus meiner Sicht sagt sie da Dinge, die wir durchaus heute noch diskutieren können, zum Beispiel das Problem der Asymmetrie in Beziehungen. Iris von Roten geht dabei von der Frage aus, warum eigentlich Frauen ein solch grosses Zärtlichkeitsbedürfnis haben. Dabei kommt sie auf einen Vergleich zu sprechen: Sie vergleicht die Beziehung zwischen Vorgesetzten und Arbeitnehmenden. Wir wissen alle, dass wir doch immer gerne ein Kompliment vom Chef oder von der Chefin bekommen. Und wir wissen auch, wenn wir selber Chefin oder Chef sind, wie wichtig es ist, Mitarbeitenden Zuspruch zu geben. Von Roten sagt nun, aus dieser Asymmetrie heraus entwickle sich die Liebesbedürftigkeit von denjenigen, die unten sind. Konkret heisst das dann: Praktische Entrechtung macht liebesbedürftig. Das ist meines Erachtens eine heute noch aktuelle Frage. Übrigens auch in umgekehrter Form für die Frauen, denn heute haben wir ja auch das Problem einer umgekehrten Asymmetrie, es gibt zunehmend Frauen, die sozial höher gestellt sind als ihre Partner. Für solche Formen gibt es noch kaum gesellschaftliche Vorbilder oder Muster. Bei diesem Punkt könnte man sie durchaus weiterdenken.

FB: Was den Tatbestand der Provokation betrifft, würde es schon reichen, Iris von Roten zu lesen. Ihr zweites Kapitel, in dem sie sich ganz den Themen Liebe und

Sexualität widmet, ist in der Rezeption von 1958 restlos ausgeklammert worden. Als ob es den Lesenden kollektiv die Sprache verschlagen hätte. So ungehörig ist, was die Autorin hier formuliert. Ein Auszug:

Getüpfelte und gestrichelte Kurven zeigen dem denkenden Beglückter graphisch, wie die sexuelle Erregung bei der Frau langsamer ansteige und er daher nicht mit der Tür ins Haus fallen, sondern sich erst nach «gut aufgebaute[m] Vorspiel» in medias res begeben sollte. (...) Eine ganze Literatur erteilt Ratschläge, wie die Männer Zärtlichkeiten zu praktizieren hätten. Langweilige Rezepte werden gegeben, in welcher Folge was und wie an den Frauen zu berühren sei, bis diese – endlich! – psychisch und physisch zum Geschlechtsakt bereit seien. Sie haben etwas vom Geiste der Gebrauchsanweisung zu einer Nähmaschine mit dem Motto: «Sie spukt einfach, wenn nicht richtig eingefädelt wird.»

Frauen im Laufgitter, 1958 (274)

FB: Da bleibt keine und keiner verschont vor unbequemen Fragen. Und, seien wir ehrlich, auf Angriffe auf die eigene Sexualität würden wir auch heute, in diesem enthemmten Zeitalter, immer noch sensibel reagieren.

Drittens: Es bleibt ihre Forderung nach Selbstbestimmung für die Frau.

AM: Die Frauen müssen ein Recht haben zu einem eigenständigen Lebensentwurf. Heute kommen junge Frauen in die historische Situation, das für sich tatsächlich in Angriff zu nehmen: eine Eigenständigkeit, nicht nur ein Selbstbewusstsein zu haben.

FB: Viertens: Es bleibt die Problematisierung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

EJ: Wenn wir sehen, was sie thematisiert in Bezug auf Notwendigkeiten über Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft, dann ist es das, was jetzt eigentlich ganz langsam akzeptiert wird – in Ansätzen akzeptiert wird, aber immer noch sehr umstritten ist.

FB: Fünftens: Es bleibt die kritische Auseinandersetzung mit der Rolle der Frau als Mutter.

CC: Ich finde, dass sie über das Wesen der Mutterschaft, über das Dasein als Mutter, Dinge sagt, die auch heute noch gültig sind. Etwa wenn sie danach fragt, was das eigentlich für eine seltsame Neigung sei, dass man das eigene körperliche und psychische Wohlbefinden immer hinter dasjenige des Kindes zurückstelle. Sie kritisiert die mütterliche Aufopferung, sie kritisiert überhaupt die mütterliche Identifikation mit dem Kind. Tatsächlich ist Mütterlichkeit von vielen Faktoren abhängig, von der gesellschaftlichen Gesamtsituation, von der Berufstätigkeit,

99

Ein weibliches Kollektiv werden? Iris von Rotens Aufruf zur feministischen Solidarität

Katrin Meyer

Als Iris von Roten in den Jahren 1948 bis 1958 ihr Buch «Frauen im Laufgitter» verfasste, stand ihr der Begriff «Gender» als analytische Kategorie noch nicht zur Verfügung.¹ Der für die heutige Geschlechterforschung so zentrale Begriff wurde erst in den 1970er Jahren geprägt, um auf die soziale Dimension weiblicher und männlicher Geschlechtsidentitäten im Sinne von Rollenerwartungen, Interaktionsmustern und psychischen Normierungen aufmerksam zu machen. Dass Iris von Roten vor dieser wissenschaftstheoretisch entscheidenden Neuerung geforscht hat, macht sie in gewissem Sinn zu einer fernen Autorin. Umso interessanter ist die Frage, in welcher Logik und Sprache von Roten die Geschlechterverhältnisse ihrer Zeit analysiert und kritisiert hat. Wie hat sie die «Stellung der Frau» konzeptualisiert? Kann ihr Zugang etwas denkbar und erkennbar machen, was in den feministischen Debatten der letzten Jahre durch die spezifische Logik des Genderbegriffs in den Hintergrund getreten ist?

Wie ich zeigen werde, ist eine wichtige Kategorie in Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter» das «weibliche Kollektiv». Dessen Bedeutung changiert zwischen einer sozialen Klasse und einer feministischen Utopie. Diese Mehrdeutigkeit sehe ich als Chance, um das «weibliche Kollektiv» als Namen für ein «werdendes» Kollektiv zu lesen, das entsteht, wenn sich Frauen ihrer gesellschaftlichen «Stellung» bewusst werden und sich untereinander politisch solidarisieren. Mit ihrem Werk «Frauen im Laufgitter» wollte Iris von Roten zu dieser Bewusstwerdung und Solidarisierung beitragen.

von ökonomischen Verhältnissen und natürlich eben auch von der psychischen Bindung an das Kind, die ja aber ihrerseits wiederum auch kulturell geleitet ist. Man kommt ja nicht einfach als Mutter auf die Welt, vielmehr wird die Praxis von Mütterlichkeit auch vorgegeben durch Texte, durch Bilder, durch kulturelle Codes.

EJ: Es ist auch deshalb interessant, weil sie zum einen die Mutterschaft, wie sie damals gelebt wurde, demontiert und zum anderen eine sehr hohe Aufwertung der Mutterschaft vornimmt. So fragt sie, was das für eine Wertung der Mutterschaft sei, wenn man die Frauen damit allein lasse, wenn die Mutterschaft nur auf der Wortebene immer wieder hochgelobt werde, effektiv der Wert dieser Arbeit aber gleich null sei.

AM: Wo ich schon auch ein Problem sehe, ist, dass sie sich die erwachsene Frau so stark über die Mutterschaft vorstellt. Da ist zum einen wirklich etwas sehr Heterosexuelles: immer ist der Mann Liebes- und Sexualpartner. Da ist sie wirklich ziemlich heteronormativ und ein bisschen antiquiert. Ebenso das Bild, dass Frauen erst dann sich verstehen können als erwachsene Frauen, wenn sie Mutter sind. Das ist bei den Männern so massiv nicht besetzt. Vaterschaft ist kein Kennzeichen von Erwachsensein. Da ist Iris von Roten wirklich eben noch etwas traditionell orientiert. Gleichzeitig ist es das Aktuelle, weil klar ist, dass viele Frauen Mutterschaft und Berufstätigkeit miteinander verbinden wollen. Auch wollen zunehmend mehr Männer Vaterschaft und Berufstätigkeit verbinden. Von daher sind ihre Thesen einerseits recht traditionell und gleichzeitig hochaktuell.

Was das Frauenrechtlerische anbetrifft, kann ich mir nicht vorstellen, wie man es noch glühender sein könnte, jedenfalls habe ich noch niemanden gesehen, der frauenrechtlicher als ich gewesen wäre. Es ist im Augenblick allerdings nicht Mode, im Gegenteil: Es gehört allgemein, vor allem auch unter den jungen Mädchen, zum guten Ton, darüber zu lachen. Ich finde das kurzsichtig. Ich stehe also gewissermassen allein da. Andererseits kommen mir die Angehörigen der verschiedenen Organisationen, die offiziellen Schweizerischen Frauenrechtlerinnen anders als ich vor. Irgendwie scheint mir, diese vertreten die Geltung des weiblichen Prinzips nur partiell, während es doch auf das Ganze ankommt. Dies nur kurz. Ich könnte darüber länger als 1000 und 1 Nacht reden.

Brief an den Freund Peter von Roten, 1943 (Meichtry, 237 – 238)

* Radio DRS2, Passage2, Freitag, 12. September 2008, 20.00 bis 21.00 Uhr.

Der feministische Kampf und das «weibliche Kollektiv»

Iris von Roten hat ihr Buch dem feministischen Kampf verschrieben. Bereits auf den ersten Seiten stellt sie fest, dass die emanzipatorischen Errungenschaften der «modernen Frau» flüchtig sind, wenn nicht kontinuierlich weitergekämpft werde (24). Doch obwohl sie in der Folge konkrete Vorschläge macht, wie die Rechte und Handlungsfähigkeiten von Frauen verbessert werden könnten, bilden diese Reformvorschläge meiner Meinung nach nicht das eigentliche Thema des Buches. Ihr Text versucht viel eher, die Grundlagen des Feminismus freizulegen und dafür zu argumentieren, dass eine kollektive feministische Solidarisierung in der Schweiz absolut notwendig und unausweichlich ist. Von Rotens Analysen zur Geschlechterlage in «Frauen im Laufgitter» sollten Frauen davon überzeugen, dass die strukturelle Ungleichheit zwischen Mann und Frau nur durch eine feministische Politik zu überwinden ist.²

Wie also kann von Roten Frauen davon überzeugen, dass sie sich mit anderen Frauen im feministischen Kampf solidarisieren müssen? Eine zentrale Rolle in ihrer Argumentation spielt das «weibliche Kollektiv». Es dient als empirischer Beweis für die These, dass Frauen systematisch und strukturell schlechtere Handlungsmöglichkeiten und weniger Rechte haben als Männer. Der Begriff taucht zum ersten Mal auf, wenn von Roten im ersten Kapitel ihres Buches empfiehlt, «die Frauen sollten nicht übersehen, dass das weibliche Kollektiv in Europa und anderswo Jahrhunderte «im Haus» gefangen gewesen ist und unter der ganzen Tragweite solcher Häuslichkeit und Abhängigkeit gelitten hat». (24) Diese Abhängigkeit und den Mangel an Handlungsfähigkeit des weiblichen Kollektivs begründet von Roten mit der These, dass Frauen beruflich, ökonomisch und politisch diskriminiert seien, «weil die Männer als Kollektiv (...) die Macht in jedem einzelnen Gebiet nicht mit den Frauen teilen wollen». (96) Das «weibliche Kollektiv» ist für von Roten also in einem Feld kämpferischer Machtverhältnisse zu verorten. Weibliche und männliche Kollektive erscheinen als Akteure in sozialen, politischen und ökonomischen Verteilungskämpfen und stehen sich feindlich gegenüber.

Beide Thesen, die von Roten mit dem weiblichen Kollektiv verbindet – die Generalisierbarkeit weiblicher Diskriminierungserfahrungen und der Dualismus von weiblichem und männlichem Kollektiv –, tönen für heutige Ohren unplausibel. Die Zuordnung aller Frauen zu einer Sphäre der Häuslichkeit erscheint als Verallgemeinerung der Lebensform bürgerlicher Frauen in der europäischen Moderne, die andere Lebensbedingungen von Frauen – zum Beispiel die Situation von Fabrikarbeiterinnen im 19. und 20. Jahrhundert – ausblendet. Genauso fragwürdig erscheint heute die Unterstellung, dass es ein homogenes Kollektiv der Männer gebe und dass sich die komplexen gesellschaftlichen Machtverhältnisse

auf einen Dualismus weiblicher und männlicher Kollektive reduzieren lasse.

Mit dieser Kritik an den falschen Universalisierungen des «first wave»-Feminismus scheint auch von Rotens Konzept eines «weiblichen Kollektivs» endgültig widerlegt und auf den Müllhaufen der Theoriegeschichte verfrachtbar. Doch ist das Konzept wirklich so uninteressant?

Ich möchte diese Frage verneinen und dafür plädieren, eine andere Lesart des weiblichen Kollektivs zu versuchen, die die Universalisierungen und Reduktionismen vermeidet, aber das Interessante am Kollektiv im Auge behält. Dieses liegt darin, den Geschlechterbegriff stärker als feministische Ermächtigungsstrategie fassbar zu machen. Von Rotens Analysen zum weiblichen Kollektiv sind darum interessant, weil sie die Probleme dieser feministischen Ermächtigung klar erkannt und thematisiert hat. So hat von Roten das weibliche Kollektiv nicht nur als abstraktes Phantasma konzipiert, sondern vor allem als Ergebnis einer feministischen Solidarisierung, die – wie ich in den nächsten Kapiteln zeigen werde – mit zwei Problemen zu kämpfen hat: den intersektionalen Machtverhältnissen innerhalb des weiblichen Kollektivs und der individualistischen Ausgrenzung aus dem weiblichen Kollektiv. Beides sind Probleme, die den gegenwärtigen Feminismus zentral herausfordern.

Die intersektionalen Formen der Solidarität

Von Rotens Analysen zur Ungleichheit der Geschlechter zielen darauf ab, die Schweizer Frauen aufzurütteln und feministisch zu mobilisieren. Im Versuch, die Strukturen zu benennen, die Frauen kollektiv benachteiligen, stellt sich für von Roten ein erstes Problem. So zeigt gerade ihre Analyse der Hausarbeit, die doch, wie oben zitiert, die eigentliche Sphäre des weiblichen Kollektivs zu sein schien, in welchem Mass das weibliche und das männliche Kollektiv nicht die einzigen Gruppen sind, die im Feld gesellschaftlicher Machtverhältnisse konstituiert und gegeneinander ausgespielt werden. Die ««weiten Gebiete» der Putzerei und Handwäscherei», so schreibt von Roten ironisch, standen den Männern zwar immer offen, «aber sie betreten sie nicht. Es sei denn, sie seien Angehörige einer in fremder Kultur lebenden unterdrückten Rasse. In dieser Lage geht ihnen das Wasser ebenfalls so weit an den Hals, dass sie den Schmutz aus Geweben und Böden reiben müssen.» (28) Dass die Hausarbeit kategorial eine Frauenfrage ist, das heisst, dass sie den Zuständigkeitsbereich des weiblichen Kollektivs definiert, schliesst also nicht aus, dass sie auch dazu dient, andere Kollektive zu bilden und voneinander zu unterscheiden – zum Beispiel jene der Schweizer Männer und der Männer, die einem (post-)kolonialen Regime unterworfen sind. Es schliesst auch nicht aus, dass sich das weibliche Kollektiv intern danach hierarchisiert, wie die Haushaltsführung organisiert wird. Denn nach von Roten bestimmt gerade

die Abwälzung der Hausarbeit unter den Frauen die Klassenstruktur innerhalb des weiblichen Kollektivs (430). An der Haushaltsfrage bilden sich demnach Ungleichheitsverhältnisse heraus, weil es das Leitprinzip im Umgang mit der Hausarbeit ist, sie «auf Schwächere abzuwälzen» (437).³

Mit dieser Ausdifferenzierung der Machtverhältnisse wird die feministische Solidarität unter Frauen problematisch. Wenn die Zugehörigkeit zum weiblichen Kollektiv davon abhängt, dass sich Frauen als gleichermassen diskriminiert erkennen, dann stösst sich diese Gleichheit an internen Machtverhältnissen. Solidarität erscheint nur möglich, wenn die feministischen Forderungen die Interessen aller Frauen berücksichtigen. So sieht von Roten ein, dass die «Abwälzung der Hausarbeit auf schlechtergestellte Frauen (...) unter dem feministischen Gesichtspunkt keine echte Lösung ist» (450).⁴ Das ist ein Indiz dafür, dass die Solidarität unter Frauen kein abstraktes Phänomen ist, sondern mit der Neuverteilung von Handlungsfähigkeiten und Machtpositionen unter Frauen einhergehen muss. Obwohl von Roten selber dieses Problem nicht konsequent weiterverfolgt, zeigen ihre Hinweise auf die Unterschiede unter den «Hausfrauenklassen» (430), dass das Verhältnis von Rasse, Klasse und Geschlecht aus feministischer Perspektive zentral ist.

104

Die Individualisierungsfalle

Ein weiteres Problem für die Entwicklung einer feministischen Solidarität liegt für Iris von Roten darin, dass sich viele Frauen dem weiblichen Kollektiv nicht zurechnen wollen, weil es statuslos ist. Frauen sind «gesellschaftliche Nullen» (154), meint von Roten, und zwar nicht als Individuen, sondern als Angehörige des weiblichen Kollektivs. Es fehlt den Frauen, wie von Roten schreibt, der «eigene soziale Stand» (152). Die soziale Deklassierung, die mit der Geschlechtszugehörigkeit verbunden ist, führt nicht nur zu einer Abwertung von Frauen als Frauen, sondern auch zur Abwertung aller Tätigkeiten, die symbolisch der Sphäre der Frauen zugeordnet werden.

Diese Konstellation macht es nach von Roten für viele Frauen unattraktiv, sich feministisch zu solidarisieren und dem weiblichen Kollektiv zuzurechnen.⁵ Die Einsicht, als Angehörige des weiblichen Geschlechts systematisch benachteiligt zu bleiben, sei für viele, vor allem für junge Frauen «des Schlimmen zuviel, um es sich einzugestehen». (19) Andere rechnen damit, dass sie durch einen ehelichen «Gesamtarbeitsvertrag» (200) mit einem männlichen Versorger abgesichert sind und sich im ungerechten System ihren individuellen Vorteil herauschlagen können. Dritte schliesslich wollen «nichts anderes als Frau sein» (24) und geniessen das bisher Er kämpfte ohne feministische Solidarität. Alle diese Strategien klingen auch aus heutiger Sicht vertraut. Deutlich wird daran, dass ein grosses

Problem der feministischen Bewegung gerade sein «weiblicher Kollektivismus» ist. Solange das weibliche Kollektiv gemäss von Roten mit einem Mangel an sozialem Status und ökonomischer und politischer Macht verbunden ist, bedeutet die solidarische Zugehörigkeit zu diesem Nicht-Stand einen Statusverlust. Umgekehrt aber scheint der Feminismus, um das System strukturell ändern zu können und nicht nur für einzelne, privilegierte Frauen, auf Kosten der anderen, einen Vorteil zu ergattern, auf eben jenes kämpferische Kollektivbewusstsein angewiesen zu sein. Die Abwertung alles Weiblichen hat darum eine zirkuläre Kraft, und die Frage stellt sich, wie der Reproduktion dieser Diskriminierungsstrategie zu entgehen ist.

Feministisches Selbstbewusstsein als Kredit

Im fünften Kapitel über die politische und rechtliche Gleichstellung der Frau diskutiert Iris von Roten das Problem, dass Frauen in der Politik auch bei formeller Gleichberechtigung weniger Wahlchancen hätten als Männer. Einer der Gründe dafür ist nach von Roten, dass Frauen «oft das Selbstbewusstsein in bezug auf die Zugehörigkeit zum weiblichen Kollektiv abgeht» (572). So ist nicht nur in der Politik, sondern auch in der Ökonomie eine wichtige Ursache für den hohen Status, den Männer erringen können, «das Minderwertigkeitsgefühl der Frauen beziehungsweise der grössere Kredit, den sie dem Urteil der Männer als demjenigen der Angehörigen der Herrschaft entgegenbringen» (65).

Der Begriff des Kredits in diesem Zusammenhang ist erstaunlich. Er entspricht einer Terminologie, die einige Jahrzehnte später Pierre Bourdieu in seiner Analyse von Machtbeziehungen eingeführt hat, indem er zwischen ökonomischem und symbolischem Kapital unterscheidet.⁶ Von Roten vertraut also darauf, dass sich das Kapital des weiblichen Kollektivs vermehrt, wenn Frauen selbstbewusst werden und sich untereinander wertschätzen. Statt dass Frauen das Kapital der Männer, das sich deren Zugehörigkeit zur «Herrschaft» verdankt, stützen und vermehren, sollten sie versuchen, ihre Anerkennung dem weiblichen Kollektiv zu geben, das dadurch nicht nur an politischer und ökonomischer, sondern auch an symbolischer Macht gewinnt. Zugleich zeigt der Hinweis auf die Möglichkeit des «hausfraulichen Warenboykotts» (483), mit dem ausbeutende Firmen sanktioniert werden können, dass von Roten die Vergabe von Kredit und Wertschätzung auch sehr handfest als ökonomischen Einsatz verstanden hat, mit dem sich die Frauen für ihre «Klasseninteressen» wehren können.

Soll Geschlecht kollektiver gedacht werden?

Aus dem Bisherigen ist deutlich geworden, dass von Rotens Interesse am weiblichen Kollektiv andere Gewichtungen vornimmt als viele der neueren Geschlech-

105

tertheorien. Von Roten geht es um die Mobilisierung eines weiblichen Kollektivs im feministischen Kampf gegen die strukturelle Männerherrschaft. Die Erklärungskraft des Genderbegriffs dagegen, so wie er seit den einschlägigen Arbeiten der Ethnomethodologie und der Performativitätstheorie verstanden wird, liegt darin, Geschlecht als strukturellen Effekt alltäglicher Praktiken zu denken und vom antagonistischen Gesellschaftsmodell zweier sich konkurrierender Machtblöcke abzulösen.

Was kann von Rotens Logik des kollektiven Geschlechterklassenkampfes vor diesem Hintergrund für das aktuelle Geschlechterverständnis leisten? Von Rotens «weibliches Kollektiv» ruft meiner Ansicht nach die eher vergessene, utopische und kämpferische Bedeutung des Geschlechterbegriffs ins Bewusstsein. Ihr Werk erinnert daran, dass sich die theoretische Auseinandersetzung mit dem Geschlechterbegriff in einem gesellschaftlichen Feld abspielt, das durch eine diskriminierende Geschlechterordnung gekennzeichnet ist. Das Konzept des weiblichen Kollektivs steht in diesem Sinn für die utopische Hoffnung, dass sich Klassen, Gruppen und Individuen untereinander solidarisieren und ein Kollektiv bilden, weil sie nur gemeinsam gegen eine ungerechte Gesellschaftsordnung kämpfen können. Diese Utopie ist, wie oben gezeigt, nicht frei von Gefahren. Sie ist aber als kämpferisches Interesse eine wichtige Motivationskraft, um sich auch theoretisch mit der Geschlechterordnung und dem Geschlechterbegriff auseinanderzusetzen. In diesem Sinn gehört der utopische Vorgriff auf das «weibliche Kollektiv» meiner Ansicht nach nicht nur zur Anfangsgeschichte des Feminismus, sondern bleibt Teil einer alltäglichen feministischen Theoriebildung. Das Konzept des weiblichen Kollektivs ist in den Gendertheorien – auch jenen, die sich kritisch mit feministischen Utopien und Begriffsbildungen auseinandersetzen – so lange unverzichtbar, als die Geschlechterforschung zur Veränderung gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse beitragen will und dabei auf die Unterstützung von Frauen angewiesen ist. Dabei zeigt von Rotens Analyse der Grenzen und Probleme des weiblichen Kollektivismus, dass diese Utopie das selbstkritische feministische Denken nicht vernebelt, sondern im Gegenteil die unterschiedlichen Klasseninteressen von Frauen ans Licht bringt und einer politischen und theoretischen Aufarbeitung zugänglich macht.

- 1 Iris von Roten, *Frauen im Laufgitter*. Offene Worte zur Stellung der Frau. Zürich/Dortmund 1991, 2. Aufl.; im Folgenden wird aus dieser Ausgabe zitiert und die Seitenzahlen werden direkt im Text hinter dem Zitat angegeben.
- 2 Aus von Rotens Text spricht ein rationalistischer Glaube an die Kraft vernünftiger Analysen, der von Ferne an Thomas Hobbes erinnert. Auch Hobbes war überzeugt, dass sich Individuen zwingend politisch organisieren, wenn sie einsehen, dass die individualistische Verfolgung ihrer Interessen sie in den Untergang führt. Von Roten teilt mit Hobbes im Übrigen auch das Verständnis der Politik als Kampffeld, auf dem es um die Verteilung und Stabilisierung von Macht geht. Die Kampfmetapher ist in «Frauen im Laufgitter» zentral.
- 3 Von Roten war sich der historischen Verbindung zwischen vergeschlechtlicher und versklavender Arbeit bewusst, wenn sie schreibt, es handle sich bei den «Dienstmädchen»-Berufen «um Arbeiten, die man jeweilen den Sklaven überliess, sofern man welche hatte» (30) und die «Beschäftigung der Dienstmädchen» sei zugleich «diejenige der Hausfrau» (30).
- 4 Offen lässt von Roten, ob das auch für die Abwälzung auf schlechtergestellte Männer der «unterdrückten Rasse» gilt.
- 5 Vgl. dazu auch von Rotens Fazit: «Es lockt die Subalternen immer, bei den Herrschaften gut angeschrieben zu sein, eine Lockung, die im Rahmen der Frauenbewegung häufig den Willen zur Solidarität mit den Geschlechtsgenossinnen auflöst.» (545)
- 6 Bereits Pierre Bourdieu hat gezeigt, dass der Kapitalbegriff nicht auf das Eigentum an materiellen Produktionsmitteln zu beschränken ist, weil auch soziales Prestige ein Kapital darstellt; vgl. Pierre Bourdieu, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main 1993. Hier besonders S. 205–221.

Brotkörbe, Fleischtöpfe, Arbeitsbienen, Haushaltfron. Zur Bildsprache Iris von Rotens

Patricia Purtschert

108

Schon der Titel macht es klar: «Frauen im Laufgitter» ist nicht «Le deuxième sexe». Simone de Beauvoir hat sich für einen Titel entschieden, der auf ihre philosophische Analyse verweist, nämlich darauf, dass die Frau die Andere in einem hierarchischen Geschlechtersystem sei. Von Roten hingegen mobilisiert ein Bild, das erst einmal eigenartig anmutet: Wo sich sonst kleine Kinder befinden, im Laufgitter nämlich, da sollen auch die Frauen sein. Der Zweck dieses Holzgestells, dass nämlich die Kinder an Ort und Stelle verbleiben, wird durch die Übertragung auf den erwachsenen Menschen zum Skandal: Das Laufgitter wird (was es vielleicht beim Kind schon ist) zum Käfig, sein Nutzen zum Zwang, sein zweckdienlicher Einsatz zur menschenverachtenden Tat. Von Rotens Bild ist schlagend und herausfordernd: Folgt man ihm, erscheinen die Frauen als gefangen, eingesperrt und infantilisiert. Die Autorin zwingt uns somit – anders als de Beauvoir – bereits im Titel, die Herrschaftsverhältnisse zwischen Frauen und Männern zu imaginieren. Und sie tut das mit Hilfe eines Bildes, das gleichzeitig luzide, überzeichnet, ironisch und eindringlich ist.

Bemerkenswert ist dabei, dass von Roten nicht die bekannten Metaphern von Gefangenschaft mobilisiert; etwa diejenige des Gefängnisses, der Sklaverei oder der Knechtschaft. Sie verwendet vielmehr ein Bild, das den Hausfrauen und Müttern aus ihrem Alltag bekannt ist, und rückt es damit in eine doppelte Nähe zu diesen Frauen: Sie sollen ihre Unfreiheit mittels einer Vorstellung erkennen, die ihrer Lebenswelt entnommen ist. Zur damaligen öffentlichen Diskussion hingegen steht dieses Bild in einer zweifachen Ferne: Erstens wird die patriarchale Geschlechterordnung nicht hingenommen, sondern ange-

klagt. Und zweitens geschieht dies über eine befremdende und ungewohnte Vorstellung, die dem Haushalt und somit einem Bereich entstammt, der zwar gesellschaftlich unverzichtbar ist, in der öffentlichen Sphäre aber weitgehend unsichtbar bleibt. Diese spezifische Bildsprache, die Iris von Roten in ihrem Text benützt, ist Inhalt der nachfolgenden Reflexionen.

«Eine kleine Photo vom Lebensstandard der modernen Frau»

Eine der eindringlichsten Szenen in «Frauen im Laufgitter» ist wohl das Bild, welches von Roten von der ledigen berufstätigen Frau zeichnet. Die Passage ist überschrieben mit «Eine kleine Photo vom Lebensstandard der modernen Frau» und durch diesen Titel explizit als bildliche Momentaufnahme eingeraht. Sie liest sich folgendermassen:

«Ein möbliertes, oder, wenn die Eltern schon gestorben sind, ein mit ihrem alten Hausrat angefülltes unmöbliertes Zimmer ist ihre Welt; oft ist es eine Mansarde. [...] Auf irgendeine Weise wird gegessen, auf irgendeine Weise wird gewaschen. Man sitzt auf dem Bett, das mit einem Überwurf gewissermassen für den Tag angezogen ist, und verspeist ein paar Brötchen, einen Apfel, Tee und Schokolade. Auf einem Rechaud oder in einer fremden Küche, wenn es sich um ein Zimmer «mit Küchenanteil» handelt, wird rasch irgend etwas geköchelt. Als Vorratskammer wird der Kleiderschrank, das Fensterbrett oder eine Kommodenschublade benützt.»¹ Ab und zu leistet sich die berufstätige Frau den Gang ins alkoholfreie Restaurant, allerdings nur, um bald schon wieder zu Hause zu essen: «Auf lange Sicht kann man bei verhältnismässig grossen Ausgaben nicht nur wie ein Vögelchen picken, obschon die Frauen laut dem gängigen Weiblichkeitsideal auch weniger Hunger haben sollen als Männer und für die Frau eine Zwetschge auf dem Salatblatt viel gesünder sein soll als ein Beefsteak. Über kurz oder lang kommt also wieder das Butterbrot auf dem Bettrand an die Reihe. Die moderne Frau kann von dort aus ihre Welt betrachten und nach ihrem Tagewerk etwa feststellen, dass noch genau dieselbe Schmeissfliege wie gestern abend am Fenster auf und ab surrt.»²

Von Rotens Blick auf das Leben der (noch) ledigen modernen Frau ist deshalb revolutionär, weil er anderes festhält als die Bilder, welche die Frauenmagazine und die Werbung zeigen. Nicht die elegante und zugleich züchtige moderne Frau stellt sie vor, die in einem Büro an einer Schreibmaschine sitzt, die aktuelle Mode zur Schau trägt oder sich an einem neu entwickelten Haushaltsgerät erfreut. Ihr Blick zoomt auf ein Leben, das von Armut, Einsamkeit und Warten gezeichnet ist. Ein Leben auf der Bettkante, das von Roten auf die immense Lohnungleichheit zwischen Männern und Frauen zurückführt. Anders als eine soziologische oder ökonomische Analyse dieser Ungleichheit hält dieses Bild

109

aber ein Lebensgefühl fest. Es zeigt, inwiefern erwerbstätige Frauen an eine Welt verwiesen werden, die ihnen ganz und gar nicht offensteht, ihnen nicht gehört und ihnen kaum genug Platz zum Dasein einräumt. Nicht zufällig taucht der Weltbegriff in der oben zitierten Passage zweimal auf: Einmal besteht die Welt dieser Frau aus ihrem Zimmer, ein anderes Mal aus dem Blick auf die immergleiche Fliege am Fenster. Das ist nicht die expandierende und fortschritts-gläubige Welt, die gemeinhin mit der Moderne assoziiert wird, aber es ist, wie von Roten zeigt, die Welt der modernen Frau. Die ökonomische Armut dieser namenlosen Frau überkreuzt sich in dieser kleinen Studie mit ihrer psychischen, intellektuellen und sinnlichen Mittellosigkeit. Denn sogar dann, wenn sie sich etwas leistet, wird sie sich, den gesellschaftlichen Normen folgend, für die Ent-haltsamkeit entscheiden: für das alkoholfreie Restaurant und die Zwetschge auf dem Salatblatt.

Die Gesellschaftsordnung mit Hilfe des Haushalts expliziert

Die sprachliche Fotografie von Rotens kann als Versuch verstanden werden, die ökonomische und soziale Kritik in ein neues Register zu übersetzen und sie damit anders zugänglich zu machen. Durch den Genrewechsel gelingt es der Autorin, nicht nur über Frauen zu sprechen, sondern deren Alltag und emotionale Verfasstheit emphatisch in den Blick zu rücken. Dadurch wird der Leserin der Blickwinkel der Frau, die im Laufgitter lebt, eröffnet; ihre Perspektive auf die Welt wird nachvollziehbar. Wer wird es etwa der Frau, die mit dem Butterbrot auf der Bettkante sitzt, verübeln, dass ihr die Ehe als reizvoller Ausweg aus der Einöde ihres Lebens erscheint? Solche Passagen vermitteln etwas vom Skandal, welchen das Leben im Laufgitter nicht nur ökonomisch und sozial, sondern auch psychisch und intellektuell bedeutet.

Von Roten arbeitet in solchen Skizzen mit einem Verfahren, das man als Phä-nomenologie des Alltags bezeichnen könnte und das sich durch präzise Schilderungen der Lebenswelt von Frauen auszeichnet. Die Bilder, die sie dabei zeichnet, sind sowohl individuell als auch kollektiv verfasst: individuell, weil sie einen Einblick in das einzelne Leben ermöglichen. Kollektiv, weil dieses Leben zugleich für unzählige andere steht. Diese Bilder stehen zudem im Gesamtkontext eines Werkes, welches auch juristisch, philosophisch, anthropologisch oder soziologisch argumentiert. Beim Lesen von «Frauen im Laufgitter» drängen sich somit unterschiedliche geistesgeschichtliche Bezüge auf. Mit ihrem Vertrauen in die Überzeugungskraft rationaler Argumente schliesst von Roten an einen Aufklärungsgestus an, wie er von Immanuel Kant vertreten worden ist. Die Bedeutsamkeit von Metaphern für das Denken, die Notwendigkeit multi-perspektivischen Wissens und nicht zuletzt ihre Wortgewalt erinnern hingegen

an Friedrich Nietzsche. Und schliesslich weist ihr Text Gemeinsamkeiten mit den Werken US-amerikanischer Feministinnen wie Audre Lorde, June Jordan, Adrienne Rich oder Gloria Anzaldúa auf.³ Sie verbinden alle theoretisches, literarisches und poetisches Schreiben, um ein Wissen über Frauen (und Männer) hervorzubringen, das die patriarchalen und rassistischen Tendenzen der jeweiligen Schreibstile aufbricht und unterläuft.

Indem Iris von Roten immer wieder das Genre wechselt und die Analyse mit der Anekdote, die Deskription mit der Narration verbindet, kann sie das Leben von Frauen aus vielerlei Perspektiven ergründen. Gemäss ihrem Credo, «in jedem Wort mit dem Pulsschlag des täglichen Lebens in Fühlung zu stehen»⁴, bezieht die Autorin – beispielsweise durch die Verwendung von Volksliedern, Gedichten oder Alltagsdiskursen – auch immer wieder die Sprache, das Wissen und die Denkweisen der von ihr beschriebenen Frauen mit ein. Damit gelingt ihr etwas, was sie vielleicht gar nicht beabsichtigt hat: Sie schreibt nämlich nicht nur über diese Frauen, sondern erzählt auch von ihnen, verwendet sie nicht nur als Objekt einer Studie, sondern bringt sie auch als (verhinderte) Subjekte einer Gesellschaft zur Sprache. Damit entfällt stellenweise die wissenschaftliche Distanz zwischen dem Text und seiner Leserin: Diese wird – etwa durch den Blick ins Zimmer der modernen Frau – in eine intime Relation zu diesem Frauenleben gesetzt, das ihr buchstäblich «auf den Leib rückt».

Nebst den literarischen Einschüben lässt sich von Rotens Bildsprache auch durch die Verwendung eigensinniger Analyse-kategorien charakterisieren. Können wir uns eine aktuelle Geschlechterforschung vorstellen, in der nicht Geschlechterordnung, Performativität, doing gender oder Heteronormativität die Leitbegriffe darstellen, sondern vielmehr Brotkörbe, Fleischtöpfe, Arbeitsbienen und Haushaltfron? Die Begriffe aus der aktuellen Geschlechterforschung standen von Roten zwar nicht zur Verfügung.⁵ Sie hat sich aber auch in ihrem Kontext oftmals gegen das gängige wissenschaftliche Vokabular und für Begriffe entschieden, deren metaphorischer Gehalt ungewöhnlich war: Derart wird in ihrem Buch um Brotkörbe gekämpft und um Fleischtöpfe gerungen. Frauen sind Arbeitsbienen, und sie leisten Fronarbeit. Einige Analysen gipfeln in der Einführung von Begriffen wie «Kolibri-Geltungswille»⁶, «Tugendhyäne»⁷ oder «Ewigkeitssuppe»⁸.

Auffallend ist auch bei solchen der Analyse dienenden Begriffen, dass sie oft von Perspektiven und Erfahrungszusammenhängen von Frauen inspiriert sind. Der Kampf um Brotkörbe und Fleischtöpfe macht etwas sichtbar, was durch Begriffe wie Geld, Ressourcen oder Anerkennung verschleiert wird, das es nämlich aus Sicht vieler Frauen um Nahrungsbeschaffung, Existenzsicherung und Überleben geht. Gleichzeitig steckt darin, so vermute ich, eine Schwäche

der Bilderpolitik von Rotens. Nicht nur waren ihre Metaphern aus konventioneller Sicht angreifbar, weil damit scheinbar unwissenschaftliche Konzepte zur Anwendung gebracht wurden. Im Versuch der Neuen Frauenbewegung, sich von den überholten Vorstellungen des Hausfrauendaseins zu lösen, hat diese Begrifflichkeit wohl zudem verstaubt und überholt gewirkt. Das könnte mit ein Grund dafür gewesen sein, dass sich die Schweizer Frauenbewegung der 1970er Jahre auf die internationale feministische Literatur mit ihren antibürgerlichen Metaphern und nicht auf von Rotens Werk bezogen hat.

Grenzen des Innovativen: Von Rotens postkoloniale Bilderwelten

Während von Rotens Bilder einen Schlüssel zum innovativen Aspekt ihres Schreibens darstellen, können sie auch in kritischer Absicht als Zeichen ihrer Zeit gelesen werden. Dies soll im Folgenden anhand einer postkolonialen Lektüre deutlich gemacht werden, welche nach den eurozentrischen und rassistischen Vorstellungen im Werk von Rotens fragt, die in der Schweiz der 1950er Jahre überaus präsent waren (und es auch heute noch weitgehend sind).⁹ Die Anspielungen auf andere Kulturen sind in von Rotens Werk zahlreich und vielfältig: Unzivilisierte Länder, primitive Völker oder Wilde fungieren immer wieder als Gegenbild für die abendländische Geschlechterordnung.¹⁰ Solche Passagen verweisen auf das für die westliche Moderne typische koloniale Imaginäre, wonach die Welt in zivilisierte und wilde Zonen eingeteilt werden und die moderne Welt sich in der archaischen spiegeln kann.¹¹ So spricht von Roten von den «Frauen anderer Kulturen», die, im Gegensatz zu den westlichen Frauen, mehr als zwei oder drei Kinder haben. «Es handelt sich zumeist um Völker, deren Frauen selbst die Hoffnung auf eine praktische Verwirklichung der Gleichberechtigung fehlt, um Verhältnisse, denen sogar der Gedanke an eine Entfaltung der Individualität der Frau fremd ist.»¹² Demgegenüber, so meint die Autorin, finden sich Frauen, deren Wille relativ frei ist und «die eine deutliche Vorstellung von der Gleichberechtigung der Geschlechter haben können», am ehesten in der westlichen Kultur.¹³ Einer Begründung für diese Behauptung scheint es nicht zu bedürfen.

Auch das «Land des Lächelns» dient Iris von Roten als Folie, auf der sie die Schweizer Geschlechterordnung untersuchen kann.¹⁴ Die Durchschlagskraft dieses Bildes, welches zeigen soll, dass die Frauen in der Schweiz ständig gute Miene zum bösen Spiel machen müssen, speist sich von orientalistischen Vorstellungen, wie sie beispielsweise durch Franz Lehárs gleichnamige Operette popularisiert und verbreitet worden sind. Es sind dies Bilder einer asiatischen Kultur, in der das Lächeln omnipräsent und ein Symbol von Unterwürfigkeit ist. Auch der «konsequent antifeministische Mohammedaner»¹⁵ taucht immer

wieder auf – eine Figur, die im Zug der gegenwärtigen islamophoben Diskurse von besonderer Aktualität ist.

Der eurozentrische, auf sich selbst bezogene Einsatz von anderen Kulturen ist auch dann noch auszumachen, wenn sich von Roten gegen rassistische Zuweisungen wendet. Wenn «ein Kollege als Ehemann wie ein Busch neger zum vornherein ausser Betracht»¹⁶ fällt, weil die Schweizer Frau in den gleichen Stand einheiraten muss, oder wenn die Menstruation für die Frau «sozusagen das Kraushaar des Negers»¹⁷ darstellt, weil sie wie der Schwarze qua Biologie einer unterdrückten Gruppe zugewiesen wird, dann weist von Roten zwar ansatzweise darauf hin, dass Rassismus und Sexismus miteinander zu tun haben.¹⁸ Eine eigenständige, selbstkritische Auseinandersetzung mit der kolonialen Situation des Westens und der Schweiz fehlt aber. Der «Neger» dient lediglich als Vergleichsgrösse für die Analyse der (westlichen) Frau im «Apparat der Männerherrschaft»¹⁹. Der Rassismus kommt als eigenständiges Problem dieser Herrschaftsstruktur, das mit der Geschlechterordnung intrinsisch verknüpft ist, nicht in den Blick.

Königliche Erbschaft

Von Rotens Bildsprache ist, wie eine postkoloniale Perspektive auf ihr Werk zeigt, mit Vorsicht zu geniessen und immer auch in kritischer Absicht zu entziffern. Dennoch soll abschliessend nochmals die These starkgemacht werden, wonach die Eindringlichkeit ihres Textes, die – je nach Lektüreerfahrung – auch einmal in Provokation, Aufsässigkeit oder Überspanntheit kippen kann, mit ihrer spezifischen Bildpolitik zu hat. Detail um Detail arbeitet sich die Autorin nämlich imaginativ durch das Leben im Laufgitter. Und sie mobilisiert dabei Vorstellungen, die oft zugleich humorvoll verfasst und schmerzhaft überzeichnet sind und die sich durch ihre Kreativität, ihre Ungewohntheit, ihre Schärfe und ihre Polemik auszeichnen. Dadurch wird die Leserin sozusagen in ihrem eigenen Kopf in die Enge getrieben: Will sie sich selbst als «Frau im Laufgitter» imaginieren oder nicht? Von Rotens Bilderpolitik führt an solchen Stellen geradewegs in ein Dilemma der Wissensvermittlung: Lässt die Leserin das Bild (das sie womöglich selbst betrifft) zu, dann wird sie von dessen Wucht vielleicht überwältigt. Weist sie es jedoch von sich, verpasst sie die Erkenntnis, die es vermitteln könnte.

Fast hätte ich an dieser Stelle festgehalten, dass dem hiesigen Feminismus diese spezifische Bildsprache abhanden gekommen sei. Glücklicherweise las ich mir selbst den Titel meines Artikels nochmals laut vor: «Brotkörbe, Fleischtöpfe, Arbeitsbienen, Haushaltfron». Und fühlte mich schlagartig an jenes Kollektiv erinnert, das unermüdlich seine feministischen Interventionen betreibt: Wäh-

rend wir Mitte der 1990er Jahre mit dekonstruktivistischen Begriffen um uns warfen, haben die «Reines Prochaines» ihren Kommentar zur laufenden Genderdebatte als Hörspiel mit dem Titel «Sandale, Haus, Pfirsich, Brot» veröffentlicht und mit folgendem Satz beginnen lassen: «Dies ist ein Hörspiel, ein merkwürdiges Hörspiel, es handelt von Sex, Abenteuer, Philosophie, Gender Crossing, Bienchen, Vögeln, zwei Staubsaugern, Tierhaaren und vielem mehr.» Und nach der rechtslastigen «Männer-Bundesratswahl» von 2003 haben die Künstlerinnen ein feministisches «Kampflied» geschrieben, in dem es heisst: «Und ganz bescheiden ganz leise / und ohne weh zu tun / mit antiseptischen Händen / haben wir gewartet ohne je zu ruhn / Das ist vorbei, wir scheuen keinen Schmutz an Händen / auf den Blusen keinen Fleck / wir wollen regieren und jetzt vom Speck.» Ob Iris von Roten Freude an dieser feministischen Intervention gehabt hätte, sei dahingestellt. Ihre provokative Bildpolitik hat in den «Reines Prochaines» jedenfalls königliche Nachfolgerinnen gefunden.²⁰ Und uns erinnern sie daran, dass man dem feministischen Alltags-Haushalts-Universum mit analytischem, politischem, ästhetischem und, jawohl: sinnlichem Gewinn zugewendet bleiben kann.

gibt es am Ende des Buches: «Redet man von der «Frau des Ostens», so schlägt man dabei gerne die Frauen eines ganzen Erdteils über einen Leisten und sieht sie samt und sonders als unter dem Daumen gehaltene Mohammedanerinnen oder vor dem Ehemann (einst) in den Staub sinkende Japanerinnen.» (von Roten, a.a.O., 576) In der Folge führt die Autorin Beispiele emanzipierter Buddhistinnen an und betont auch, dass sich an türkischen Universitäten mehr Studentinnen und Dozentinnen finden lassen als in der Schweiz.

19 Ebd., 6.

20 Vgl. dazu www.reinesprochaines.ch.

- 1 Iris von Roten, *Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau*, Zürich/Dortmund 1991, 105 f.
- 2 Ebd. 106.
- 3 Vgl. dazu meinen Aufsatz über Iris von Rotens und Audre Lores Kritikbegriff. Patricia Purtschert: Nicht so regiert werden wollen. Zum Verhältnis von Wut und Kritik, in: transversal. multilingual webjournal, <http://eipcp.net/transversal/0808/purtschert/de>.
- 4 Von Roten, a.a.O., 5.
- 5 Vgl. dazu den Artikel von Katrin Meyer in diesem Heft. S. 101.
- 6 Von Roten, a.a.O., 187.
- 7 Ebd., 307.
- 8 Ebd., 423.
- 9 Vgl. dazu Olympe 27: Postkolonialismus. Logik und Perspektiven.
- 10 Vgl. z.B. von Roten, a.a.O., 271, 450, 499, 520.
- 11 Ein besonders krasses Beispiel für von Rotens Eurozentrismus ist ihre Darstellung der «Kolonisationslage des 19. Jahrhunderts». Sie untersucht dabei nicht etwa die Situation der kolonisierten Menschen, sondern allein diejenige der Kolonisierenden, die «bei Auseinandersetzungen mit den Einheimischen und den Tücken der Natur mehr auf sich selbst gestellt waren [...] als in den Verhältnissen der alten Länder» (ebd., 565).
- 12 Ebd., 230 f.
- 13 Ebd., 231.
- 14 Ebd., 265 ff.
- 15 Ebd., 544.
- 16 Ebd., 82.
- 17 Ebd., 326 f.
- 18 Vgl. dazu den Beitrag von Sonja Eismann in diesem Heft. Ansätze zu einer differenzierteren Auseinandersetzung mit eurozentrischen Projektionen, die leider nicht weiter verfolgt werden,

Über Iris von Roten sprechen: Offene Fragen nach anschlussfähiger Kritik

Fleur Weibel

116

Von Iris von Roten hörte ich dieses Jahr zum ersten Mal, zufälligerweise gleichzeitig in zwei unterschiedlichen Kontexten. Zum einen besuchte ich die Tagung «Offene Worte» in Basel, an der «Frauen im Laufgitter» wieder gelesen und hinsichtlich seiner Bedeutung befragt wurde. Zum anderen begleitete ich meine Grossmutter kurz vor dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzung in eine Ausstellung zu Iris von Rotens Leben und Schreiben. Meine Grossmutter interessierte sich aufgrund ihres persönlichen Bezugs für die Ausstellung – sie hatte das «unmögliche Buch»¹ 1958 gekauft. So wurde sie bereits als Zwanzigjährige mit von Rotens Forderungen konfrontiert, während sie zeitgleich dem öffentlichen Skandal um diese polemisierende Zeitgenossin beiwohnte. Fünfzig Jahre später geht sie nun mit mir an den Bildern, Zeitungsartikeln und stapelweise ausgestellten Briefen entlang. Mich interessiert in meiner Faszination für Iris von Rotens Art des Schreibens, wie meine Grossmutter wohl als junge Frau über deren kritische Worte dachte. Ihre Antwort auf meine Nachfrage: «Diese Frau hatte Recht mit dem, was sie forderte. Ich habe das Buch meiner Mutter weitergegeben, damit sie es auch liest.»

Gut, kam Iris von Roten

Iris von Roten hatte Recht? Nun, das könnte wohl so behauptet werden, immerhin hatte sie das eidgenössische Recht studiert. Hätte ihr dies nicht, ähnlich wie das Philosophiestudium Simone de Beauvoir in Frankreich, eine legitimierte Sprechposition ermöglichen sollen? Offensichtlich nicht, denn diese wurde ihr von den Medien und der Politik 1958 abgesprochen² – «Iris von Roten kam zu

früh», hiess es Anfang der 1990er Jahre.³ Die akademische Diskussion dieser Redewendung irritierte mich und warf eine Frage auf: Muss die niederschmetternde Antwort auf «Frauen im Laufgitter» wirklich so gedeutet werden, dass sie eine Frau war, die zu früh kam? Meine Zweifel an dieser Betrachtung sah ich am zweiten Tag der Veranstaltung durch die Historikerin Caroline Arni bestätigt, welche prägnant dargelegte, warum von «eine Frau kommt zu früh» nichts «übrig bleiben [soll]».⁴ Diesem Postulat schliesse ich mich erleichtert an.

Aus einer diskurstheoretischen Perspektive kann Iris von Roten nicht losgelöst von ihrer historischen Situierung gedacht werden⁵ – sie war auch keine «Visionärin»⁶ im Sinne eines Subjekts, das dem kollektiven Wissen seiner Zeit voraus ist. Natürlich, sie stellte zu jener Zeit ein unerhörtes und einzigartiges Ereignis in der Deutschschweiz dar. Könnte man deswegen zu der Vermutung gelangen, Iris von Roten habe zumindest entgegen ihrer kulturellen Situierung als Schweizerin gehandelt? Weil sie polemisch kritisierte, was keine andere in diesem Land derart offen und selbstbewusst wagte? In der Tat war sie eine der ganz wenigen, die mit «wütender Feder» auf die eklatanten Missstände rund um die Stellung der (bürgerlichen) Frau hinwies. Aber mit ihrer kritischen Einschätzung der damaligen Geschlechterverhältnisse war sie kaum allein. Sie scheint eine gewisse Zustimmung aus der Schweizer Bevölkerung erhalten zu haben, wenn wir meine eingangs erwähnte Grossmutter als Vertreterin einer bestimmten historischen und kulturellen Diskursposition⁷ ernst nehmen.

Vielleicht ist es an der Zeit, diesen Leserinnen aufmerksam zuzuhören und zu fragen, in welchem Verhältnis sie zu der lautstarken männlichen Polemik und der öffentlichen weiblichen Distanzierung⁸ standen. Es wäre doch zu begrüßen, wenn der Diskurs, der bereits die mediale Rezeption von «Frauen im Laufgitter» dominierte, nicht auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung überlagern und eventuell blenden würde. Ich fände es jedenfalls wichtig, heute jenen Stimmen eine Plattform zu geben, die erstens keine autorisierten Sprechpositionen innehaben (zum einen nicht als Frauen, zum anderen nicht als Jugend) und zweitens auch nicht öffentlich aufgebehrten, sondern schwiegen. Was sagten diese Stimmen im Privaten? Was sagten sie zu ihren Eltern? Wie redeten sie in Freundeskreisen? Was sagten sie später ihren Kindern, wenn es um die Stellung der Frau in der Schweiz ging? Und welche Gespräche wurden zwischen ihnen und ihren (Ehe-)Männern geführt, bevor diese Männer 1959 das Frauenstimmrecht ablehnten?

Um es auf den Punkt zu bringen: Dass die Gleichstellung von Mann und Frau in der Schweiz erst viele Jahre nach Erscheinen des «unmöglichen Buches» in Angriff genommen wird, bedeutet nicht notwendigerweise, dass Iris von Roten zu früh gekommen ist mit ihrem Ärger. Aus meiner Perspektive bin ich sogar versucht zu sagen: Gut, dass sie damals kam! Denn ihr Auftauchen wirft Fra-

117

gen hinsichtlich unserer Geschichte und unserer Gegenwart auf und bietet Anhaltspunkte für gegenwärtige Kritiken von Geschlechterverhältnissen. Anders ausgedrückt: Wenn wir davon ausgehen wollen, dass damals nicht alles gesagt wurde, was zu «Frauen im Laufgitter» und seiner Autorin hätte gesagt werden können, dann müssen wir nach den spezifischen Bedingungen fragen, die gewisse Stimmen zum Schweigen und andere zum Sprechen gebracht haben.⁹ Welche Machtmechanismen werden sichtbar, wenn wir das Ereignis «Iris von Roten» im Kontext einer stillen Zustimmung neu verstehen?

Offene Fragen zur Sprache bringen

Das Zur-Sprache-bringen dieser Stimmen, eine diskurstheoretische Analyse «methodisch provoziertes Redeereignisse»¹⁰, könnte ein alternatives Licht auf die Transformation der Geschlechterverhältnisse in der Schweiz werfen – mit einer aktiv am Wandel und an den Persistenzen der Geschlechterverhältnisse beteiligten Frau. Andererseits liesse sich der Frage nachgehen, wie es dazu kommen konnte, dass das Buch, welches für eine Jugend geschrieben wurde, die «unge-wohnten Gedanken vorurteilslos zu begegnen»¹¹ vermag, Schweigen anstelle von begeisterter Resonanz hervorrief.

118 Um einer solchen Untersuchung, die an anderer Stelle vielleicht realisiert wird, nicht mit Spekulationen vorzugreifen, hier lediglich ein Verdacht: Abgesehen von den zahlreich bestehenden Ausschlüssen¹² gegenüber weiblichen Subjekten ist durchaus denkbar, dass sich einige der jungen Frauen bewusst nicht gegen die 1958 herrschenden Weiblichkeitsnormen aussprechen wollten. Fragen wir sie doch, welche Möglichkeiten sie vor Augen hatten und welche Strategien sie wählten, um sich in ihrem sozialen Umfeld zu positionieren. Vielleicht würde sich zeigen, dass nicht nur die realpolitischen Frauenrechtlerinnen vor der Polemik von Rotens zurückschreckten, sondern dass diese Art der Kritik auch für junge Frauen nicht anschlussfähig war – obwohl gerade für sie gedacht. Allenfalls sollte uns die Frage solcher Anschlussfähigkeit(en) beschäftigen, wenn es um das Formulieren gegenwärtiger Kritiken geht.

Versetzen wir «Frauen im Laufgitter» versuchsweise in meinen Gegenwartskontext: Lese ich heute Iris von Rotens offene Kritik (an der «männerherrschaftlichen Regelung des Verhältnisses zwischen Mutter und Kind», an den «Vorwänden, [die] die Unterdrückung der Frauen im wirtschaftlichen Leben rechtfertigen» oder daran, dass «in der Liebe die weibliche Eigenart am wenigsten interessiert»¹³ dann verstehe ich ihre Wut gegenüber den beschriebenen Missständen. Gleichzeitig erscheint mir ihre «Gleichstellungspolitik» aber unproduktiv für eine Gesellschaft, in der Frauen im Bundesrat politisieren können, Migrantinnen das Hausarbeitsproblem der Wohlhabenden lösen, Männer mehr Zeit mit

ihren Kindern verbringen wollen und es neben der Ehe inzwischen eine offizielle Zweierbeziehungsform für Homosexuelle gibt. Spätestens in einer heterogenen «Postmoderne»¹⁴, in der viele Individuen im Sportverein, in der Intersexuellenorganisation, der Seniorentanzgruppe, der Moschee/Kirche/Synagoge oder in einer Umweltorganisation «ihre Nische» finden können, kann anschlussfähige Kritik an einer zweigeschlechtlichen und heteronormativen Gesellschaftsstruktur nicht mehr aus der Position «des allgemein unterdrückten Opfers» heraus formuliert werden. Wenn wir heute aufmerksam machen wollen auf soziale Diskriminierungen, die mindestens so zahlreich sind wie die Inklusionseffekte der Nischen, dann sollte dies aus einer situierter Perspektive geschehen. Ohne dabei den Anspruch zu erheben, für «uns» resp. für «andere» oder gegen «sie» zu sprechen. Gegenwärtige Kritik muss das intersektionelle Netz von Kräfteverhältnissen (gebildet aus Sexualität, Geschlecht, Alter, Nationalität, Klasse, Religion, Gesundheit ...) mitdenken, welches die Schweizer Gesellschaft in einem globalen Kontext sowohl bedingt wie ermöglicht. Und sie muss nach neuen Politiken fragen, die bestehende Fronten nicht verhärten, sondern im offenen Dialog durchqueren. Möglicherweise liegt diese gesellschaftliche Durchquerungsbewegung nicht in polemischen Wortgefechten, sondern im kritischen Zuhören und in der offenen, subversiven Nachfrage.

119

- 1 Vgl. Text von Caroline Arni in diesem Heft, S. 41.
- 2 Vgl. für eine detaillierte Darstellung der Reaktionen auf Iris von Roten das Nachwort von Elisabeth Joris, Die Fünfzigerjahre – Das Werk – Die Autorin. In: Iris von Roten: Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau. Zürich, 1991.
- 3 Vgl. den Titel der von-Roten-Biographie: Yvonne Denise Köchlin, Eine Frau kommt zu früh: Das Leben der Iris von Roten. Zürich, 1992.
- 4 Vgl. Text von Caroline Arni in diesem Heft, S. 41.
- 5 Vgl. unter den zahlreichen Abhandlungen Foucaults insbesondere Michel Foucault, Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus/Rabinow: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim 1994.
- 6 Luise F. Pusch, Iris von Roten, ihrer Zeit Jahrzehnte voraus., 1998. Veröffentlicht auf: <http://www.fembio.org/biographie.php/frau/comments/iris-von-roten-ihrer-zeit-jahrzehnte-voraus>.
- 7 Vgl. zum Konzept der Diskursposition neben Foucault beispielsweise auch Laclau/Mouffe, Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien 1991.
- 8 Tatsächlich gab es auch einige Frauenorganisationen und Einzelpersonen, die sich öffentlich gegen Iris von Roten aussprachen, doch befanden sich diese im Abstimmungskampf um das Frauenstimmrecht und verhielten sich in ihrer Abhängigkeit von der männlichen Zustimmung sehr realpolitisch (vgl. Fussnote 2). Und realpolitisch waren Iris von Rotens Forderungen natürlich ganz und gar nicht!
- 9 «[Es] gibt keine Aussage im Allgemeinen, keine freie, neutrale und unabhängige Aussage; sondern stets eine Aussage, die zu einer Folge oder einer Menge gehört, eine Rolle inmitten der anderen spielt.» (Dreyfus/Rabinow [1994]: Michel Foucault, a.a.O., 78).

- 10 Aus dem Manuskript eines von Tomke König am 33. Kongress der DSG in Kassel (2006) gehaltenen Vortrags. Die Idee zu einer solchen Verbindung verschiedener methodologischer Zugänge lehnt sich an Königs Habilitationsprojekt an, einen diskursanalytischen Ansatz mit empirisch generiertem Material (Interviews) zu verbinden. Vgl. auch König, Tomke, Familiäre Geschlechterarrangements oder wie Paare Arbeit teilen und dabei Geschlecht herstellen. In: Freiburger FrauenStudien 18, 2006.
- 11 Iris von Roten, a.a.O., 1991, S. 5.
- 12 Als offensichtlichstes Beispiel dient wohl der Ausschluss der weiblichen Bürgerinnen vom eidgenössischen Wahl- und Stimmrecht.
- 13 Vgl. Iris von Roten a.a.O., 1991, S. 165, 239, 376.
- 14 Vgl. zum Begriff der Postmoderne Andreas Huyssen/Klaus R. Scherpe, Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Rowohlt 1986.

Simone de Beauvoir und Iris von Roten. Die Frau als eigenständiges Subjekt

Andrea Maihofer

Als ich mich daran setzen wollte, diesen Vortrag zu schreiben, merkte ich, dass mir etwas passierte, was ich schon lange nicht mehr erlebt hatte: Ich schlich um meinen Schreibtisch, machte Ausflüchte, war nervös, lustlos und fühlte mich ziemlich leer im Kopf. Ich war irritiert. Was war los?

Irgendwie, merkte ich, hatte ich keine Lust auf den Vortrag, wollte selber gar nicht hören, was ich über die beiden und ihr jeweiliges Geschlechterverständnis zu sagen hatte. Aber warum nur?

Nach einer Weile wurde mir klar: Es gab zwei Punkte an meiner Themenstellung, die mich störten. Erstens war mir zutiefst unbehaglich bei der Vorstellung, die beiden Autorinnen und ihre Konzeptionen einem *Vergleich* zu unterziehen, wie es im Titel meines Vortrags angekündigt ist. Ich mochte nicht «den Professor X» spielen – um ein Bild von Virginia Woolf zu Hilfe zu nehmen –, der anhand seiner «Messlatte» vergleicht, was die eine oder die andere uns Wichtiges zu sagen und welche die exzellentere Geschlechtertheorie entwickelt hat. Ich hatte schlicht keine Lust auf ein Ranking zwischen Beauvoir und von Roten. Doch in den letzten Monaten hatte ich zunehmend den Eindruck gewonnen, dass die Würdigungen anlässlich des 50. Jahrestages des Erscheinens von von Rotens «Frauen im Laufgitter» eine solche Dynamik angenommen hatten: Ist es ein gutes Buch? Wie gut? Warum war es nicht so erfolgreich wie Beauvoirs «Das andere Geschlecht»? Und so fort.

Nun muss ja ein Vergleich nicht unweigerlich zu einer Bewertung und Hierarchisierung führen; aber die Gefahr ist gross. Das Ganze ist eine Gratwanderung und kann stets leicht in diesem Sinne kippen. Ein Problem, auf das hinzuweisen beide zudem grossen Wert legten.

Anders als ursprünglich gedacht, werden daher die beiden Konzeptionen im Folgenden vor allem im Sinne einer produktiven Ergänzung gelesen und ihr jeweiliges Potenzial zueinander in Beziehung gesetzt.

Aber mein Unbehagen war damit noch immer nicht richtig gelöst. Es galt *zweitens* eine weitere Verschiebung im Thema vorzunehmen. Im Laufe der letzten Monate hatte mich nämlich an den beiden Konzeptionen neben ihrem Verständnis von Geschlecht und Geschlechterdifferenz(en) zunehmend etwas ganz anderes zu faszinieren begonnen: die gemeinsame *Vision* nämlich von einer erwachsenen Frau, gleichberechtigt, eigenständig, Subjekt ihres eigenen Begehrens; wobei Begehren hier sowohl sexuell als auch ganz allgemein zu verstehen ist, z.B. das Begehren nach einem eigenständigen, erfüllten Leben.

Ich habe daher den Fokus meiner Ausführungen etwas verschoben und werde mich nun vor allem mit dieser Vision/Utopie beschäftigen, die beide meiner Meinung nach miteinander teilen und beide zutiefst miteinander verbindet.

Fehlende Kritik an der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit

Gleich zu Beginn möchte ich auf zwei problematische Punkte hinweisen, die mit dieser Idee der Frau als eigenständiges Subjekt verbunden sind.

122 Zum einen neigen sowohl Beauvoir in «Das andere Geschlecht» als auch von Roten in «Frauen im Laufgitter» dazu, mit wenigen Ausnahmen, von der Frau zu sprechen. Zwar gibt es Stellen, wo sie ganz ausdrücklich zwischen Frauen und ihren verschiedenen Lebensweisen, kulturellen Kontexten und ihren unterschiedlichen sozialen Lagen differenzieren, aber letztlich sprechen sie doch meist von der Frau und für die Frauen. Und wenn wir genauer hinschauen, zeigt es sich, diese Frau ist eine westliche, bürgerliche, weisse, mittelständische, heterosexuelle Frau.

Zum anderen problematisieren beide weder die Heteronormativität der bestehenden Geschlechterordnung noch deren Zweigeschlechtlichkeit. Im Gegenteil gehen beide in ihrem Denken von der heterosexuellen Zweigeschlechterordnung als selbstverständlich gegeben aus. So haben sie in ihrem Bild von der Frau auch ausschliesslich die *heterosexuelle* Frau vor Augen. Zudem fragen sie sich nicht, inwieweit die von ihnen kritisierte binär-hierarchische Aufteilung der Menschen in zwei qualitativ voneinander verschiedene Geschlechter Mann – Frau nicht möglicherweise konstitutiv ist für die (Re-)Produktion dieser Geschlechterordnung als *heterosexuelles* Geschlechterregime. Oder anders ausgedrückt, sie reflektieren nicht, dass Heterosexualität ein zentrales Organisationsprinzip der bürgerlichen Geschlechterordnung ist. Daher stellen sie auch keine Verbindung her zwischen ihrer Kritik an den patriarchalen Geschlechterverhältnissen oder, wie dies von Roten nennt, am «Apparat der Männerherrschaft» (von Roten 1991, 6) und de-

ren Heteronormativität. Ebenso wenig stellen sie deren Zweigeschlechtlichkeit in Frage.

Dass dies nicht lediglich eine Frage der historischen Zeit ist, sie das eben damals nicht haben sehen können, zeigt ein Blick auf Virginia Woolf, eine andere bedeutsame feministische Theoretikerin des letzten Jahrhunderts, die ihnen zeitlich sogar vorausgeht und die sowohl die heterosexuelle Strukturierung des bürgerlichen Geschlechterregimes erkennt als auch deren Zweigeschlechtlichkeit problematisiert. So betont Woolf in ihrem Essay «Ein eigenes Zimmer», sie empfinde «zwei Geschlechter angesichts der Weite und Vielfalt der Welt» als absolut «unzulänglich» (Woolf 2005, 87). Und sie verweist auf die phantastische Möglichkeit, dass ein Forschungsreisender bei seiner Rückkehr (aus dem All oder anderen verborgenen Teilen der Erde) die «Kunde brächte von anderen Geschlechtern, die durch die Zweige anderer Bäume zu anderen Himmeln aufblicken» (ebd.). Ihr zufolge könnte «der Menschheit kein grösserer Dienst erwiesen werden» (ebd.), als von der Existenz noch anderer Geschlechter zu erfahren. Woolfs Utopie zielt daher auf die Idee einer Vielfalt bzw. Vervielfältigung der Geschlechter. So haben wir es in ihrem Roman «Orlando» mit Personen zu tun, deren Geschlecht und sexuelle Orientierung sich mehrfach wandelt. Die Vorstellung, dass Menschen in ihrem Leben weder auf ein Geschlecht noch auf eine sexuelle Orientierung festgelegt sind, übt auf Woolf eine grosse Faszination aus. Zudem spielt sie in diesem Roman mit der Varianz geschlechtlicher Markierungen: Das Spektrum ihrer Personen reicht dabei von einer ausdrücklichen Betonung der Geschlechterdifferenz, von Männlichkeit/Weiblichkeit, über eine Vielzahl von Schattierungen zwischen diesen Polen bis hin zu einer Veruneindeutigung des Geschlechts, bei der es entweder auf den ersten Blick oder grundsätzlich unklar ist, welches Geschlecht eine Person nun wirklich besitzt. Auch kann sich dieses Changieren von Geschlechtsmarkierungen bei einer Person mehrmals ändern.

Mit dieser Utopie einer Pluralisierung der Geschlechter ist für Woolf die Chance verbunden, die vorherrschende Dominanz des einen Geschlechts über das andere zu überwinden. Ihr zufolge besteht ein gesellschaftlicher Zwang zum Messen, Werten und Hierarchisieren. Ein Zwang zur Distinktion und Unterscheidung, der elementar ist für die Reproduktion der bürgerlichen patriarchalen Geschlechterordnung (Woolf 2001, 145ff.). Massstab ist dabei der *Mann*, genauer, der westliche, bürgerliche, weisse, heterosexuelle Mann, seine Fähigkeiten und seine Lebensweise. Die Vorstellung von einer Vielheit der Geschlechter löst daher bei ihr das «ungeheure Vergnügen» aus, «Professor X zu seinen Messlatten eilen zu sehen, um seine «Überlegenheit» zu beweisen» (Woolf 2005, 87). Vergebens. Denn angesichts der Vielfalt der Geschlechter wäre das zwanghafte Bedürfnis nach Bestimmung der männlichen Überlegenheit nicht mehr einzulösen. Für *Männer* auch

nicht mehr ohne weiteres wünschenswert, wenn sie selbst möglicherweise phasenweise als Frauen leben. Der Mann als Massstab aller Dinge, an dem gemessen alles andere als defizitär erscheint, hätte damit seine Rolle zur Diskriminierung (im doppelten Sinne von diskriminieren/unterscheiden und diskriminieren/ausgrenzen/hierarchisieren) verloren (vgl. Maihofer 1997). Die vorherrschende Dominanz des einen Geschlechts über das andere, d.h. die patriarchale Hierarchie in der bürgerlichen Geschlechterordnung, würde allmählich schwinden.

Während Virginia Woolf in der Folge entsprechend für eine Gleichberechtigung in der Differenz plädiert, optieren Beauvoir und von Roten dagegen eher im Sinne einer klassischen Gleichheitsposition für eine *Gleichstellung* der Frauen mit den Männern. Zentral dafür ist ihre Idee von der Frau als einem eigenständigen Subjekt.

Weiblichkeit und Selbstbestimmung

Wieso aber ist für Beauvoir und von Roten diese Vorstellung der Frau als eigenständigem Subjekt so wichtig? Und was genau verbinden sie damit?

Um dies zu beantworten, ist es notwendig, etwas auszuholen und sich einige ihrer zentralen Einsichten zu vergegenwärtigen, die beide in ihren kritischen Analysen der bestehenden Geschlechterordnungen gewonnen haben.

1. Beide gehen davon aus, dass Weiblichkeit keine Essenz ist, kein natürliches Wesen, das Frauen aufgrund ihrer biologischen Natur zukäme. Frauen sind nicht von Natur aus *Frauen* bzw. *weiblich*. Oder wie es Beauvoir in ihrer berühmten Formulierung ausdrückt: «Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es» (Beauvoir 2005, 334).

2. Die inhaltliche Bestimmung von *Weiblichkeit* bzw. *Frausein* ist in den westlichen Geschlechterordnungen für beide vor allem eine *Zuschreibung*. In ihr definieren Männer, was Weiblichkeit ihren Vorstellungen entsprechend ist. So ist nach Beauvoir die Frau «nichts anderes als das, was der Mann bestimmt» (ebd., 12). Das aber bedeutet, «dass die Frau sich nicht als für sich existierend erkennt und wählt, sondern so, wie der Mann sie definiert» (ebd., 189). Bei von Roten ist es eher «der Apparat der Männerherrschaft», durch den und in dem diese Zuschreibungen und Zuweisungen geschehen (von Roten 1991, 17ff.; 536ff.). Mit anderen Worten: Nicht die Biologie bestimmt das Schicksal von Frauen, sondern die jeweils historische Geschlechterordnung.

3. Bei beiden sind Frauen also vor allem *passives Objekt* dieser Zuschreibungen, die sich mehr oder weniger den von Männern etablierten hegemonialen Normen von Weiblichkeit fügen müssen. Allerdings ziehen sie daraus auch einen gewissen Gewinn, indem sie beispielsweise keine Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen brauchen, wie dies Beauvoir betont: «Aber es ist ein bequemer Weg: man

vermeidet so die Angst und Spannung einer selbstverantwortlichen Existenz. Der Mann, der die Frau als eine *Andere* konstituiert, trifft bei ihr also auf weitgehendes Einverständnis. Die Frau erhebt nicht den Anspruch, Subjekt zu sein, weil ihr die konkreten Möglichkeiten dazu fehlen, weil sie ihre Bindung an den Mann als notwendig empfindet, ohne deren Reziprozität zu setzen, und weil sie sich oft in ihrer Rolle als *Andere* gefällt» (Beauvoir 2005, 17). Oder wie dies von Roten formuliert, zwar wünschen sich die Frauen häufig «eine individuelle Karriere», praktisch aber sind sie froh, «einen Mann einzubringen, der hilft, die Kinder und sie selbst zu ernähren» (von Roten 1991, 97; 548ff.).

In der bestehenden Geschlechterordnung ist folglich für beide (wie auch bei Woolf) der Mann mit Menschsein identisch, während die Frau durch ihr Geschlecht das Abweichende ist. *Er* ist damit der Massstab, an dem gemessen er das «Eine», das «Wesentliche», das «Allgemeine» ist, sie hingegen das «Andere», das «Unwesentliche», das «Besondere». Wobei sie beide ausdrücklich hervorheben, dass die Setzung als *Andere* bzw. *Anderswertige* (von Roten 1991, 23) immer zugleich eine Bewertung und Hierarchisierung als defizitär und minderwertig impliziert, eine zur «Anderswertigkeit verzuckerte Minderwertigkeit», wie dies von Roten treffend auf den Punkt bringt (ebd., 540ff.).

4. Entsprechend sind *Weiblichkeit/Frausein* Ergebnis gesellschaftlicher Konstruktions- und Sozialisationsprozesse sowie gesellschaftlicher Zuweisungen, Ein- und Ausschlüsse. Statt Ausdruck einer Essenz von Frauen sind sie also Effekt ihrer historisch konkreten Existenz, eben der Art und Weise, wie Frauen in einer historisch bestimmten *Zeit* leben. *Weiblichkeit* bzw. *Frausein* kann daher stets nur *nachträglich* inhaltlich bestimmt werden, eben als *historische Figur*.

5. Eine *Eigendefinition* von *Weiblichkeit/Frausein* durch die Frauen selbst gibt es beiden zufolge bislang nicht oder erst in Ansätzen. Denn dies wäre nur möglich, wenn den Frauen erlaubt wäre, ihre Immanenz zu transzendieren, um es mit Beauvoir zu sagen, d.h., wenn sie ihre Faktizität in eigenen Lebensentwürfen überschreiten könnten. Das aber würde bedeuten, dass den Frauen der Status eines eigenständigen Subjekts zugestanden würde.

6. Genau dies ist jedoch nicht der Fall. Im herrschenden Geschlechterregime sind Frauen vielmehr in der Position des passiven Objektes, der «Prinzessin», die auf ihren «Prinzen» wartet, der sie in ihr zukünftiges Leben führt (Beauvoir 2005, 516ff.; von Roten 1991, 268ff.). Rechtlich, materiell und psychisch sind die Frauen daher stets entweder vom Vater, vom Bruder oder vom Ehemann abhängig; von ihnen und nicht durch sich selbst erhalten sie ihren jeweiligen sozialen Status. Und erwachsen werden sie letztlich nur durch Heirat: als Ehefrau und Mutter. Eine Lebensphase als eigenständige erwachsene Person, wie sie für Männer selbstverständlich, ja obligatorisch ist, ist für Frauen nicht vorgesehen. – Und dies

beginnt sich, genau besehen, auch derzeit erst grundsätzlich zu ändern.

Für Beauvoir wie für von Roten ist folglich eine zentrale Einsicht ihrer Analysen, dass die Frau in der bürgerlichen Geschlechterordnung keinen eigenen Subjektstatus besitzt. Im Gegenteil, der Status als gleichberechtigtes Subjekt ist der Frau prinzipiell verwehrt.

7. Vor diesem Hintergrund wird auch nachvollziehbar, warum diese Idee auf sie eine solch grosse Faszination ausübt. Es gilt, die aus ihrer Sicht für die Lage der Frauen entscheidende *Leerstelle* zu besetzen: die Position einer erwachsenen eigenständigen Frau, die Subjekt ihres eigenen Begehrens ist im sexuellen wie auch im allgemeinen Sinne, z.B. im Sinne eines Begehrens nach einem gleichberechtigten eigenständigen erfüllten Leben. Und nur so kann die Beziehung zwischen Männern und Frauen eine reziproke von Subjekt zu Subjekt sein.

8. Die *Berufstätigkeit* ist nun für beide eine wesentliche Bedingung für die Selbstständigkeit von Frauen (vgl. Beauvoir 2005, 841ff.; von Roten 1991, 138ff.). Sie ist die notwendige Basis, damit sie tatsächlich finanzielle *und* psychische Unabhängigkeit erlangen. So halten es beide für die Entwicklung des Selbstbewusstseins von Frauen auch für unabdingbar, dass sie ihre Identität ebenfalls (wie Männer) über den Beruf gewinnen und sich in ihm verwirklichen. Die Berufstätigkeit ist sine qua non, damit Frauen tatsächlich einen eigenständigen Lebensentwurf realisieren können.

Anders aber als bei Beauvoir, die diesen Aspekt praktisch völlig ausblendet, ist für von Roten zudem die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zentral. Denn aufgrund ihrer spezifischen «Doppelbestimmung», Mensch *und* Frau bzw. Mutter zu sein (von Roten 1991, 197), haben Frauen den Wunsch, «beides zugleich», Mutterschaft und Berufstätigkeit zu verwirklichen, weil sie nur so «ihre Doppelbestimmung harmonisch erfüllen» können (ebd., 230). Die Sicherung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist somit unabdingbar für die Berufstätigkeit von Frauen. An diesem Punkt hat von Roten deutlicher gesehen, dass eine Erwerbstätigkeit vielen Frauen nur möglich ist, wenn die nötigen gesellschaftlichen Infrastrukturen und familialen Bedingungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf vorhanden sind. So hat sie dieser Thematik einschliesslich der Frage der gleichberechtigten Arbeitsteilung in der Familie und den damit verbundenen Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen breite Aufmerksamkeit geschenkt (vgl. von Roten 1991, 222ff.). Wie die gegenwärtigen Debatten um die Vereinbarkeit zeigen, war von Roten hier also sehr aktuell.

Ähnlich bedeutsam wie die Berufstätigkeit ist für beide jedoch auch die *Selbstbestimmung im Bereich der Sexualität*. So gehört meiner Meinung nach, ohne dies hier weiter ausführen zu können, für beide die Idee einer selbstbestimmten weiblichen Sexualität, d.h., Subjekt des eigenen Begehrens zu sein, konstitutiv zu ihrer

Vision einer eigenständigen Subjektivität von Frauen. Dieses Problem nimmt bei ihnen in ihren Überlegungen entsprechend einen sehr breiten Raum ein (Beauvoir 2005, 847ff.; von Roten 1991, 239ff.). Interessant ist sicherlich, dass gerade dieser Aspekt der Reproduktion der herrschenden Geschlechterverhältnisse, obwohl so fundamental, derzeit weit weniger diskutiert wird als die Bedeutung der Berufstätigkeit und der Vereinbarkeit. Obwohl neue Forschungen durchaus zeigen, wie persistent gerade in diesem Bereich traditionelle Geschlechterverhältnisse sind.

Angleichung und/oder eigene Weiblichkeit?

Während Woolf in einer Pluralisierung der Geschlechter die Möglichkeit sieht, die männliche Dominanz in der herrschenden Geschlechterordnung langfristig zu überwinden, liegt für Beauvoir und von Roten die Chance in der Idee von der Frau als einem gleichberechtigten eigenständigen Subjekt. Und während Woolf entsprechend für eine Position der Gleichberechtigung *in* der Differenz plädiert, vertreten Beauvoir und von Roten in gewisser Weise eine klassische Gleichheitsposition und votieren für eine *Gleichstellung* der Frauen mit den Männern. Klassisch ist diese Position vor allem deshalb, weil dies ein Gleichheitsverständnis impliziert, in dem die Frauen nur dann als gleichberechtigt anerkannt werden, wenn sie – *trotz* gewisser Unterschiede – letztlich als *Gleiche* angesehen werden (vgl. Maihofer 1997). Dazu aber müssen sie sich den männlichen Werten *angleichen*, beispielsweise indem sie sich in ihren Lebensentwürfen an männlichen Berufsbiographien orientieren. Der Mann und seine Werte bleiben unhinterfragter Massstab, oder wie es Beauvoir formuliert: «Die moderne Frau dagegen akzeptiert die männlichen Werte. Es reizt sie, wie ein Mann zu denken, zu handeln, zu arbeiten und wie er schöpferisch tätig zu sein. Statt die Männer herabzusetzen, behauptet sie, es ihnen gleichzutun» (Beauvoir 2005, 884).

Wie sich allerdings bei genauerer Betrachtung zeigt, sind beide in ihrer Argumentation keineswegs so eindeutig, wie es zunächst erscheint. Welche Kompetenzen Frauen in Zukunft entwickeln und welche Lebensweisen sie wählen werden, so heben zwar beide hervor, wird erst dann sichtbar, wenn Frauen überhaupt einmal in der Lage sind, einen eigenen Lebensentwurf zu verwirklichen. Doch in ihrer Vision von einem eigenständigen Leben für Frauen geht es ihnen nicht lediglich darum, dass in Zukunft *auch* Frauen diese Möglichkeit haben, wie dies für Männer längst der Fall ist. Sie verbinden damit vielmehr die Idee, dass die Existenzweisen von Frauen unter Umständen anders sein werden als die von Männern, sich die Frauen möglicherweise sowohl angleichen, als auch «besonders bleiben» bzw. sein werden (Beauvoir 2005, 881). Auch ist offen, welche gesellschaftliche Bedeutung Geschlechterdifferenzen dann (noch) haben werden (ebd.).

Die Frage, ob die Idee der Frau als einem eigenständigen Subjekt die Entwicklung eines spezifischen Begehrens als *Frauen* einschliesst, wird von ihnen aber nicht einfach offen gelassen, sondern indiziert eine innere Ambivalenz in ihren Konzeptionen. Denn bei beiden stehen Frauen in ihrer Existenz vor einem kaum überwindbaren, wenn auch etwas unterschiedlichen Dilemma.

Bei Beauvoir besteht für Frauen ein bislang unlösbarer Konflikt zwischen der Anforderung an sie als *Mensch*, ein eigenständiges Subjekt zu sein und ihre Faktizität in einem eigenen Lebensentwurf zu transzendieren einerseits, und ihrer Situation als *Frau* in einer patriarchalen Geschlechterordnung andererseits, in der ihr die Position des Subjekts verwehrt und sie in die Rolle des Objektes gedrängt ist. «Das Drama der Frau besteht in diesem Konflikt zwischen dem fundamentalen Anspruch jedes Subjekts, das sich immer als das Wesentliche setzt, und den Anforderungen einer Situation, die sie als das Unwesentliche konstituiert. Wie kann ein Mensch sich im Frau-Sein verwirklichen?» (Beauvoir 2005, 25f.) Oder anders ausgedrückt: Wie kann die Frau eigenständiges Subjekt und zugleich Frau sein? Wie kann sie verhindern, sich entweder als Mensch oder als Frau zu verstümmeln? Wie den Status eines eigenständigen erwachsenen Subjekts erreichen, ohne ihre Geschlechtlichkeit, ihr Frausein zu verlieren (ebd., 844)?

128 Auch bei von Roten ergibt sich das «Problem des weiblichen Lebens» aus dem Konflikt zwischen den Anforderungen an sie als Mensch und als Frau in einer patriarchalen Gesellschaft, «aus der Doppelrolle der Frau: individueller Mensch, weiblicher Mensch, gespielt im Rahmen einer Männergesellschaft» (von Roten 1991, 5). Doch spitzt sich dieses Dilemma durch «die Doppelbedeutung des Menschen, der Individual- und Geschlechtswesen beziehungsweise Gattungswesen zugleich ist» (ebd., 197) für die Frauen weiter zu. Denn dieser «Zwiespalt ist bei den Frauen ausgeprägter als bei den Männern, weil die Bedeutung ihrer Geschlechtsfunktion bzw. Gattungsfunktion grösser ist» (ebd.). Sie wollen daher «beides»: «Sie möchten Mensch, das heisst sich selbst und zugleich «Frau», das heisst hier Mutter, sein. Sie möchten einen Beruf besitzen und damit auch wirtschaftliche und soziale Eigenständigkeit, materielle, kulturelle und politische Macht. Überdies wollen sie Kinder haben» (ebd., 197f.).

Im Gegensatz zu Beauvoir, die in dieser Frage letztlich unentschieden bleibt, es der zukünftigen Entwicklung überlässt, schliesst für von Roten die Idee der Frau als einem eigenständigen Subjekt ganz ausdrücklich die Entwicklung eines spezifischen Begehrens ein, nämlich Beruf und Muttersein in ihren Lebensentwurf zu integrieren. Aus diesem Grund hat für sie die Frage der Vereinbarkeit für die Möglichkeit von Frauen, einen eigenen Lebensentwurf zu verwirklichen, auch so grosse Relevanz. Und dies reflektiert sich auch in einer gewissen Modifikation ihres Gleichheitsverständnisses. So betont sie zwar, dass im Rahmen der Gleich-

heit jede «Anderswertigkeit» bedeutungslos ist (ebd., 547), zugleich aber votiert sie für ebensolche spezifische Problemlagen für «L'égalité, mais l'égalité dans la différence» (ebd., 233).

Insgesamt wird in diesem Schwanken und den verschiedenen Versuchen, die Frage zu lösen, ob eine eigenständige Subjektivität von Frauen (noch) «weiblich» (vergeschlechtlicht) ist oder ob dies damit überwunden ist bzw. überhaupt überwunden werden soll, eine grosse Schwierigkeit feministischer Theorie und Politik deutlich. Ein Problem, das nach wie vor ungelöst ist. Ein wichtiger Schritt aber ist, die Idee einer eigenständigen Subjektivität für Frauen in dieser Radikalität zu denken; ein weiterer wäre, dies mit Woolfs Utopie einer Pluralisierung der Geschlechter zu verbinden, um die heteronormativen Verkürzungen zu überwinden.

Literatur

de Beauvoir, Simone, Das andere Geschlecht. Hamburg 2005.

Maihofer, Andrea, Gleichheit und/oder Differenz? Zum Verlauf einer Debatte. In: E. Kreisky/B. Sauer (Hg.): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. 1997, PVS Sonderheft 28, S. 155-176.

von Roten, Iris Frauen im Laufgitter. Zürich 1991.

Woolf, Virginia, Orlando. Frankfurt/M. 2000.

Woolf, Virginia, Drei Guineen. In: Dies: Gesammelte Werke. Frankfurt/M. 2001, S. 127-361.

Woolf, Virginia, Ein eigenes Zimmer. Frankfurt/M. 2005.

Zeitensprung im Tabubruch: Iris von Roten und Charlotte Roche

Laura Eigenmann, Jana Pavlova, Dora Bernet, Phyllis Sen

130

Emanzipation und Feminismus galten bis vor kurzem noch als Ausdrücke von vorgestern und die Feministin als unsexy. Mit Pauken und Trompeten läutete dann die Medienwelt den Feminismus 2.0 ein. «Feministin» kommt seither keiner Verbalinjurie mehr gleich – Feminismus groovt und alle jubeln jetzt mit.

Doch nichts mit Friede-Freude-Eierkuchen-Stimmung unter den Frauen, der sagenumwobene Zickenkrieg lauert hinter jeder Zeitungsecke: Bezeichnungen wie Muttermord fallen, sobald eine neue Generation von Feministinnen auf alteingesessene Frauenrechtlerinnen trifft. Und wenn man sich vorstellt, dass die 30-jährige Popfeministin Charlotte Roche, die in ihrem umstrittenen Roman «Feuchtgebiete» ihre Körperöffnungen und Sekrete erkundet, Iris von Roten trafe – die mit Jahrgang 1917 ihre Grossmutter sein könnte: Würden sich die beiden in übergenerationeller Solidarität hinsetzen, zusammen Tee trinken und mal kräftig auf den Stammtisch klopfen? Könnte schon sein, denn: Beide haben ein gemeinsames Ziel. Die Befreiung der weiblichen Sexualität – unter anderem.

Die damalige Tabuisierung des Körperlichen animierte von Roten, ihre gesellschaftskritische Sezierung unzimperlich auch auf diesen Intimbereich auszuweiten: Eines der fünf Kapitel handelt von der Liebe, von Sex und Eheleben. Doch mit der Forderung, die Gleichstellung von Mann und Frau bis hinein in die Schlafzimmer von Herrn und Frau Schweizer durchzusetzen, waren Publikum und Kritik 1958 völlig überfordert. Schon der Schriftsetzer weigerte sich, nachdem er die ersten Zeilen des Manuskripts gesetzt hatte, seine Arbeit weiterzuführen.

«Wie es der Frau in der Liebe und ihrem Drum und Dran ergeht»

Schon mit dem Titel des berüchtigten zweiten Kapitels sticht Iris von Roten mit ihrer spitzen Feder mitten in das Moralempfinden der Herren und Damen der 1950er Jahre. Und es bleibt nicht beim Titel: Eine ihrer Forderungen ist – zehn Jahre vor 1968 – die «freie Liebe». Nicht nur Männer, die oft ohne weiteres auf «Frauen, die ihre Geschlechtsorgane vermieten» zurückgreifen, sollen ihr Liebesleben abwechslungsreich gestalten dürfen. Auch Frauen sollen sich nicht mit dem Erstbesten – und dann gleich für den Rest des Lebens – zufriedengeben müssen. «Ein einziger «Richtiger» auf Lebenszeit ist richtig kümmerlich. Bei einer einmaligen, selbst optimalen Wahl der Frauen am Gabentisch des Lebens liesse sich mit Bachofen sagen: «Nicht, um in den Armen eines einzelnen zu verwelken, wird das Weib von der Natur mit allen Reizen, über welche sie gebietet, ausgestattet.»»

Nein, wenn es nach Iris von Roten geht, muss frau sich nicht zeitlebens mit einem Einzigem zufriedengeben. Leider gehörte das Prinzip der Zwangsmogamie für die Frau zu jener Epoche dazu, vor der Pille, vor der ökonomischen Unabhängigkeit und vor der Einführung des Wahl- und Stimmrechts für Frauen – denn dieses grundlegende Menschenrecht wurde den Schweizerinnen erst 1971 gewährt.

Iris von Roten prangert auch die ungleichen Anforderungen betreffend den neu heraufbeschworenen Sex-Appeal an: «Die männlichen Hirsche tragen, wie gesagt, kein Geweih. Dagegen tragen die Frauen Blumen auf dem Kopf.» Um dem vergleichsweise kargen Angebot an «Glatzköpfen» und «Schmerzbäuchen» zu gefallen, muss sich die Frau pudern, aufputzen und sanft gebärden. Dabei hat auch die Frau den Wunsch, aus einem einigermassen breiten Angebot attraktiver Männer wählen zu können. Ihre Wahl aber beschränkt sich auf den Mann in der braunen und den Mann in der schwarzen «Begräbnistracht».

Gewisse Bemühungen der Männer seien zwar nicht zu leugnen, schreibt von Roten, sie nähmen jedoch bisweilen seltsame Formen an. Für den Akt an sich gebe es zwar zahlreiche Ratgeber, in denen «getüpfelte und gestrichelte Kurven [...] dem denkenden Beglückter graphisch [zeigen], wie die sexuelle Erregung bei der Frau langsamer ansteige und er daher nicht mit der Tür ins Haus fallen, sondern sich erst nach «gut aufgebautem Vorspiel» in medias res begeben sollte.»

Doch im Grunde genommen sei das Fach «Frau» eher langweilig. Die meisten Ratgeber zum Thema hätten «etwas vom Geiste der Gebrauchsanweisung zu einer Nähmaschine mit dem Motto «Sie spukt einfach, wenn nicht richtig eingefädelt wird.»»

131

Polemik versus Medien-Hype

Iris von Roten scheute sich nicht vor direkten Attacken auf die Männer: Sie warf ihnen ihre Doppelmoral und bequeme Selbstzufriedenheit vor. Von Rotens schonungsloser Angriff auf das patriarchale Verständnis von Sexualität schockierte – und blieb nicht ohne Folgen.

Die Frauen in den Frauenrechtsorganisationen distanzieren sich von Iris von Roten. Sie fürchteten, die Gunst der Männer zu verlieren. Schliesslich waren es die Männer, die abstimmten und politische Entscheidungen trafen. Und 1958 stand die Schweiz vor der ersten Volksabstimmung zur Einführung des Frauenstimmrechts – die im Februar 1959 abgelehnt wurde. Mit ihrer Streitschrift gewann Iris von Roten keine Verbündete, im Gegenteil. Die Polemik, die ihre «Offenen Worte» entfachten, begrub die Autorin und ihr Buch unter einer Woge von Hass und Verachtung. Iris von Roten wurde dem Gespött ausgeliefert. Die streitbare Feministin hatte sich zu weit aus dem Fenster gelehnt – und teuer für ihren Mut bezahlt. Iris von Roten hatte wie ihre (fiktive) Enkelin Charlotte Roche das Ziel, die erotisch-sexuelle Selbstbestimmung der Frau als tolerierten Lebensentwurf zu thematisieren, und beide haben damit heftige Reaktionen ausgelöst – wenn auch in unterschiedlichem Ausmass. Roche wird Bestseller-autorin, Anti-Hygiene-Guru und Wannabe-Sprachrohr einer Generation. Von Roten wird öffentlich verspottet, angeprangert und sieht keinen anderen Ausweg als die radikale Abkehr von der Thematik: Iris von Roten zog sich nach 1959 aus dem öffentlich-politischen Feld zurück und widmete sich ausschliesslich ihren Reisereportagen und ihren Blumenbildern.

Vermutlich hätten Iris von Roten und Charlotte Roche einiges zu bereden. Sie würden sich gegenseitig darin bestätigen, wie wichtig die sexuelle Selbstbestimmung für die Emanzipation der Frau ist, und könnten sich darüber austauschen, welche heftigen Reaktionen die schonungslose Thematisierung der Sexualität auslösen kann. Doch vermutlich hätten sie sich nach einer halben Stunde nichts mehr zu sagen. Denn während Roche in der totalen Enttabuisierung der weiblichen Sexualität, des weiblichen Körpers und aller möglichen Körperflüssigkeiten das ultimative Mittel zur Emanzipation der Frau sieht, hat von Roten die ganze Breite des sozialen Zusammenlebens im Blick. Und davon ist die Sexualität nun einmal nur ein Teil.

Schafft ein, zwei, viele Iris von Roten: über die Herstellung von Identität in Intellektuellen-Porträts.

Isolde Schaad

«Verliebte Feinde» ist eine Lektüre, in der man versinken kann: der Historiker Wilfried Meichtry hat ganze Arbeit geleistet. Seine Doppelbiografie schildert den Werdegang zweier Repräsentanten einer besseren Schweiz, einer Schweiz der Hoffnung, wie sie die Sechzigerjahre vertraten, als man die erste Autobahn eingeweiht hat und Amerika die beste aller möglichen Welten war. Nur, was damals so spröde die Frauenfrage hiess, schlummerte nach wie vor in den Lesezirkeln von «Blaustrümpfen», verkümmerte in den Stadt- und Gemeindebibliotheken, die durchaus wussten, dass es einschlägige Werke gab. Studierte Mütter leugneten ihre wahren Bedürfnisse im Auge von Iris von Roten: eine kaltherzige Person, eine Unruhestifterin! Meinte auch meine geliebte, von mir vergötterte Mutter, was ich damals als kleines Mädchen mitbekam. Wie so manche Lehrerin war sie eine verhinderte Intellektuelle, die ihren Lesehunger und Wissensdurst auf die Nachtischlektüre reduzierte, wo der evangelisch reformierte Boldern-Morgengruss und Hermann Hesses «Glasperlenspiel» lagen. Auch sie lehnte das Studium von Iris von Rotens epochalem «Machwerk» ab, wie die meisten angepassten Mütter jener Zeit, die ihre geistig-kulturellen Ambitionen auf immer der Familie opfereten, wenn das erste Kind im Laufgitter krächte.

Und jetzt? Nach Jahrzehnten und manchem Versuch, ihre kühne Studie zu lancieren, und sie in einer breiten Leserschaft zu verankern, wissen wir jetzt, wer Iris von Roten war? Kennen wir nun diese Frau, die zu früh kam, und wer hinter diesem Namen wirklich steckte?

Dazu einige Gedanken, eine Analyse, die ich anderen grossen weiblichen Intellektuellen gewidmet, an ihnen ab- und aufgearbeitet habe: von Susan Sontag

über Simone de Beauvoir zu Ingeborg Bachmann, Elfriede Jelinek und Hannah Arendt.

Schöne Literatur soll sexy sein, verkündigen neuerdings ihre Anbieter, und Schriftsteller, Autorinnen haben ja tatsächlich ein Geschlecht, wie ihr Nachbar und ihre Nachbarin auch, die vielleicht Elektromonteur oder Mathematiklehrerin sind. Doch im Unterschied zu ihnen, von denen nichts anderes als formales Knowhow erwartet wird, halten wir das Schreiben des Schriftstellers, der Schriftstellerin schon für ein Bekenntnis an sich. Ein Roman, und erst recht das Gedicht ist uns Geständnis, denn an der Seele baumelt ein Leib. Seit Flaubert gesagt hat, *Madame Bovary c'est moi*, halten wir jedes Stück Fiction für eine Ladung Coming-out. Aha, diese Jelinek wird ja ein schön verkorkstes Sex-life führen, so wie sich ihre unglückliche Protagonistin Erika Kohut mit der Schere zurichtet. Wird sie, muss sie? Ganz abgesehen davon, dass Flaubert falsch rezipiert worden ist. Klassiker werden häufig ausser Kontext, also verwässert zitiert.

134 Das Ich der Autorin, des Autors sitzt in allen Figuren, es nistet in allen Umständen und es gurgelt in allen Sätzen. Denn der Autor, die Autorin ist der Text selbst, dafür braucht man nicht den ganzen Derrida zu lesen, der diese Erkenntnis ausschweifend theoretisch poetisch aus seiner phänomenalen Gehirnwindung wickelt. Und so wird unser plattes Vorurteil schliesslich wissenschaftlich besiegelt: Es ist also doch so: im Schreiben lieben und hassen sie; ihre Figuren so wie sich selbst, ihren Stoff so wie sein Gegengift.

Wer berühmt wird, durch die Künste oder die Wissenschaft, bekommt als Berühmtheit ein Image wie eine Ohrfeige aufgeklatscht. Das Image orientiert sich am Geschlecht und nicht am Geist, und wird dann die Mutter der kommenden Homestory aller Medienpfaufenfedern. Das Image ist unfrei erfunden, verschattet die reale Person, oder bläht sie auf. Man staunt dann, wie zierlich Ingeborg Bachmann in Wirklichkeit war und wie klein von Wuchs die grosse Arendt, und auch Elfriede Jelinek ist fragiler, als man sie sich vorstellt. Von ihnen hatte man Vorvorstellungen, als Hoheiten der Dissidenz.

Das Image hängt Frauen mehr an als Männern, Handke kann sagen, was er will, seine Kundschaft bleibt ihm treu. Ebenso Enzensberger. Hannah Arendt hat hingegen nicht mit der Entrüstung gerechnet, die ihr Statement über den Massenmörder Eichmann hervorrief. (Dass er ein ganz banaler Mensch sei.) Und über die Pionierin des modernen Feminismus liest man schon vor dem Tode die übelsten Nekrologe: eine wie diese Simone de Beauvoir, die sich der Promiskuität verschreibt, um den Begriff salopp anzuwenden, zumal sie es neben Liebhabern auch mit Schülerinnen treiben soll, wie die Konkurrenz ihr unterstellt, möchte man am liebsten in den Orkus schicken. Nein, sie sind allesamt nicht identisch

mit ihrem Image. Wer hätte von diesem «kettenrauchenden Mannweib» gedacht (wie die politische Reaktion der Sechzigerjahre von Hannah Arendt, der Theoretikerin der «*Vita activa*», spricht), dass ihr das Wort Liebe so leicht über die Zunge gleitet, als handle es sich um ein Hustenbonbon? Allerdings betont sie dabei, dass man nur Personen, und nicht etwa ein Volk lieben könne, was ihr wiederum übel genommen wird. Während man von Jelinek, die seit dreissig Jahren solide verheiratet ist, in Herzensdingen rein gar nichts erwartet. Umso mehr Bekenntnis, Geständnis wollte man aus Ingeborg Bachmann herauspressen, die man zur grossen Tragischen der deutschen Nachkriegsdichtung stilisiert hat. Weil man sie wohl als grosse Tragische rezeptorisch besser in den Griff zu kriegen glaubte. Nun liegt der Briefwechsel mit Paul Celan vor, und man kann daraus lesen, dass ihre Liebe sich in Worten und Sentenzen imaginär ausleben konnte, in einem Grade, die das Reich der Sprache nur einer grossen Poetin erlaubt. (Während sie dann beiläufig schreibt: «du kannst dir vorstellen, das ich in der Zwischenzeit nicht ohne Männer gewesen bin.»)

Von Sontag zu Arendt, von Beauvoir zu Bachmann, inklusive Iris von Roten: ihr Leben könnte nicht unterschiedlicher sein, aber eins teilen sie alle: die Abkehr von der Norm. Dadurch werden sie ohne zu wissen zu Vorläuferinnen einer neuen erotischen Identität, die zu ihrer Zeit noch keinen Namen hat: Gender, das Geschlecht, das sich sozial definiert. Nach Jahrzehnten scheint es zu greifen: Männer entdecken den weiblichen Anteil in sich, Frauen betreiben Bodybuilding und Homosexuelle treten vor den Traualtar. Das Neueste der Szene ist die soziale Allianz der alternden Hetera mit dem jüngeren schwulen Mann oder der nicht mehr taufrischen Lesbe mit dem Kavalier ihrer frühen Jahre. Auch tut sich zu sozialen Zwecken etwa der betagte Homo-Vip mit der Gesellschaftsnudel höheren Anspruchs zusammen. Was für ein erfinderisches, buntes Völkchen ballt sich doch im Kulturbetrieb des vergangenen Jahrhunderts! Hans Werner Henze, der schwule Komponist, hat seine frühe Zeit mit Ingeborg Bachmann in Italien als die glücklichste seines Lebens bezeichnet, dann sei die zur Poesie beflügelte Freundin an seiner Seite leider zu einer, Zitat: «anstrengenderen und konkreteren Praxis mit einem Mann namens Frisch übergelaufen.»

Gibt es ein weibliches Schreiben, und wenn, woran ist es zu erkennen? Das ist heutzutage eine Frage, die eine Gendergesellschaft, welche Differenz und Vielfalt anstrebt, neu stellen muss, indem sie jeder Autorschaft unbedingte Autonomie zuschreibt. Die grossen Intellektuellen aus Kunst und Literatur stammen aus einem Jahrhundert, das noch vom starken Geschlecht sprach, sie lebten in einer Zeit, da Mann und Frau aufs himmlischste oder teuflischste in einem erotischen Dualismus verstrickt sind, wenn nicht in eine süsse Antinomie. Es ist die Zeitspanne des Aufbruchs zwischen dem Existentialismus, der 68er- und der 80er-

Revolte, und wer links denkt, untersteht dem Sartreschen Leitsatz: Das Private ist öffentlich. Ein Gebot, das jedem Dichter die persönliche, und das heisst dann die politische Stellungnahme abverlangt. Was dann eine Ingeborg Bachmann fast (oder vielleicht ganz) umgebracht hat, weil sie mit dem Gestus der intellektuellen Selbstentblössung daherkam, die auch das Schlafzimmer mitmeinte. Daraus entstand, vorwiegend an der Männerfront, eine Flucht nach vorn. Max Frisch kommt uns zum vornherein als Bekenner, das fängt schon im ersten Tagebuch an und kulminiert in der Erzählung «Montauk» mit dem Motto: Leser, dies ist ein aufrichtiges Buch. Nun ist die literarische Gattung Tagebuch noch kein Garant für die Confession sentimentale, auch wenn bei Frisch das Tagebuch, sagen wir in Ermangelung eines besseren Ausdrucks: Authentizität konstruiert. Im Allgemeinen geben Tagebücher bloss vordergründige Antworten, ich behaupte, die wahre Besessenheit sparen sie aus. Das wissen wir nicht erst seit Anais Nin und ihrer verlegerisch zensurierten Passion für Henri Miller, die auch in der ungekürzten Spätausgabe nicht mehr über diese beiden als Erotomanin und Erotomanen aussagt. Der Dichter Peter Rühmkorf, sonst der Offenherzigste aus den «Jahren, die ihr kennt», verschweigt uns in seinem grossangelegten TaBu zwar nicht seine mit den Jahrgängen zunehmende Lolita-Lüsternheit, berichtet uns aber rein gar nichts über die dauerhafte Ehe mit Eva, der Politikerin und SPD-Abgeordneten, die uns weit mehr interessiert hätte, und von der wir bloss zwischen den Zeilen erraten, dass er stolz auf sie ist.

136

Sollten Tagebuch-Notate das Intimleben ausbreiten, wie das der alte Thomas Mann beinahe statistisch vorgemacht hat, verändern sie kaum die Sicht, schon gar nicht den Rang und Namen eines Würdenträgers: Was man jetzt weiss, hat man schon vorher aus der Lektüre gewusst. Es ist bekannt, dass die «Chronique scandaleuse» immer zur Gattung Fiction gehört, mag sie noch so autobiografisch tun. Und hat die Autobiografie nicht oft genug mit der Illusion gespielt? Man denke bloss an Gertrude Stein und «the autobiography of Alice Toklas», in der sie sich selber narrt, indem sie sich mit allen Verzerrungen des Alltags in der Sprache ihrer Gefährtin spiegelt. Am listigsten, und wie gewohnt elegant, sagt H. M. Enzensberger was es mit der Autobiografie auf sich hat, in seinem Gedichtband «Die Geschichte der Wolken»:

Der Autobiograph:

Er schreibt über die andern,
wenn er über sich selbst schreibt.
Er schreibt über sich selbst,
wenn er nicht über sich selbst schreibt.
Wenn er schreibt, ist er nicht da.

Wenn er da ist, schreibt er nicht.
Er verschwindet, um zu schreiben.
Er schreibt, um zu verschwinden.
In dem, was er schreibt,
ist er verschwunden.

Die Wahrheit wird nicht biografisch entschlüsselt. Was da über ein Leben und Werk recherchiert und kolportiert wird, und sei es aufgrund von meterlangen Tonband-Zeugenschaften, kann nur die im Wortsinn fragwürdige Annäherung an den Kern einer Persönlichkeit sein. Deshalb hat die Biografin von Ingeborg Bachmann, die Literaturwissenschaftlerin Sigrid Weigel, mit Absicht das Label Biografie gemieden, als sie anfang, das Konvolut eines streunenden Werkes zu sichten, das seine Korrespondenzen noch lange verschliesst. Dabei wüsste man doch gern hier und jetzt, wie's denn wirklich um diese Ingeborg Bachmann stand, die man zum Opfer bestellte und bald als die Tragische vom Dienst herumtransportiert hat. Auch hier: man grabe im Werk, es stammt ja von einer Verfasserin, die den berühmten Satz sagte: Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar. Wenn schon die Wahrheit nie gewusst werden kann, darf die Phantasie umso tüchtiger eingesetzt werden, als Fahnderin nach der Substanz, diesem bestimmten Gran, das ein Lebenswerk ticken macht. Damit will ich das Recht zur Spekulation begründen, als das Salz jeder Interpretation. Im Übrigen nehmen sie alle ihr Geheimnis mit ins Grab, oder sperren es in den Tresor, wo die letztwillige Verfügung ruht; und die entbindet alle Betroffenen von ihrer Betroffenheit. So sind es die Nachlassverwalter, die Geld- oder Publicity-hungrigen Erbegemeinschaften – eigentlich: die Familienzustände – und nicht zu vergessen gierige Kritiker, die uns die sogenannte Enthüllung anbieten.

Einer hat da eine Ausnahme gemacht, was wir als Kinder der Zeit zunächst als Offenbarung empfanden: Max Frisch. Bei der zweiten Lektüre nach Jahren kamen schon Zweifel auf. Heute kommt uns der Bekenner Frisch schon fast programmatisch vor, aber seine Sprache besticht noch immer durch die Kristallklarheit der Gedanken. Für Frisch ist die Ehe noch ein Sakrament, das er ganz und gar unkirchlich erleidet, und leidet, in dem er es bricht. Mann und Frau stellen das unausweichliche Gegenüber, dem weder am Tisch noch im Bett zu entkommen ist. Dagegen ist für Hannah Arendt und Elfriede Jelinek die Ehe der solide Rahmen für die schöpferische Autonomie, ebenso für den Konzeptkünstler Marcel Duchamp, der seine weibliche Seite aktiv bedient hat, indem er als Frau verkleidet umging.

Es gibt kein gemeinsames Gedächtnis, sagt Frisch in «Blaubart», seiner letzten Erzählung, die die Quintessenz seiner Selbstüberführung als Ehemann enthält.

137

Selbst wenn es eins gäbe, so wäre es, um das mindeste zu behaupten, selektiv gepolstert mit nachgereichtem Erinnerungsgut der lieben Nächsten und vielen blinden Flecken.

Was hat es nun mit dem erotischen Subtext der Literatur auf sich, wenn wir es mit Autorschaften zu tun haben, die ihr Liebesleben nicht auf den Tasten austragen? Meine These lautet: Der Primärtext ist der Schlüsseltext. (Im Falle des Sachbuchs bilden die Quellentexte Relevanz.) Auch im Primär- bzw. Quellentext erscheinen Autor, Autorin so different, wie es die verschiedenen Lebenslagen und Zeiten erforderlich machen. Erscheinen als Liebende aller Schattierungen, als Zweifelnde, Verzweifelnde und Himmelhochjauchzende des Augenblicks. Und so gibt das ganze Werk erst eine verbindliche Antwort auf die Frage, wer diese Autoren, diese Autorinnen als Menschen und Partner, Partnerinnen sind. Denn: was wir nicht lieben, oder hassen, was in uns Autoren, Autorinnen nicht Denkströme und Erregung auslöst, darüber schreiben wir nicht.

(bearbeitet aus Cc: Von Einem, Literatur + Geschlecht, Limmatverlag, Zürich 2004)

Spurensuche

Iris Menne, Julia Rauscher, Marianne Graf

Basel im Juni 2008. Wir stehen vor einem alten Stadthaus in der Innenstadt. Nadelberg 29. Hier wohnte Iris von Roten, die bekannte und zugleich umstrittene Schweizer Journalistin und Autorin. Die Nonkonformistin, die schon 1958 die Frauen in der Schweiz zum Streik aufrief, zur Verweigerung der Hausarbeit – und zur Feier der freien Liebe. Diese Frau sprengte den Rahmen der gesellschaftlichen Konventionen ihrer Zeit. Doch wer war diese Frau? Und was machte sie in den späten 1950er Jahren zu einer der meistdiskutierten Frauen der Schweiz?

Vor dem Haus, in dem Iris und Peter von Roten von 1950 bis 1990 wohnten, treffen wir die ehemalige Nachbarin, Ursula Ackermann-Lieblich. Sie war 1993 die erste ordentliche Professorin an der medizinischen Fakultät der Universität Basel. Ursula Ackermann-Lieblich erinnert sich an Iris von Roten als eine sehr impulsive Frau, die es liebte, zu provozieren und sich von der Norm abzuheben.

Iris von Roten wird am 2. April 1917 in Basel geboren. Sie setzt sich schon im Jugendalter kritisch mit der herrschenden Gesellschaftsordnung auseinander. Früh nimmt sie eine widerständige Position ein. Sie verfasst journalistische Texte, was sonst nur sehr wenige Frauen tun – und was sie wiederum dazu zwingt, ihre Texte unter einem Pseudonym zu veröffentlichen. Auch ihr Jurastudium an den Universitäten von Bern, Genf und Zürich, das sie mit dem Dokortitel abschliesst, passt nicht ins gängige Bild einer gutbürgerlichen jungen Schweizer Frau. Ursula Ackermann-Lieblich: «Für die jungen Frauen war es damals vorgesehen, eine gute Hausfrau und Mutter zu werden. Deswegen wurde ihnen

nahe gelegt, die Hauswirtschaftsschule zu besuchen – vom Studium wurde ihnen eher abgeraten.»

1944 übernimmt Iris von Roten die Redaktion des «Schweizer Frauenblatts», dem Organ des Schweizer Bundes der Frauenorganisationen, daneben schreibt sie für die renommierte «Neue Zürcher Zeitung» und für die Zeitschrift «Elle». Als sie zwei Jahre später ihren langjährigen Studienfreund Peter von Roten heiratet, zieht das Paar ins Wallis und eröffnet in der Kleinstadt Visp eine gemeinsame Anwaltskanzlei. Aber auch dort stellt Iris von Roten ein Problem dar. Als Anwältin wird sie nicht ernst genommen. Sie wird für die Sekretärin ihres Mannes gehalten und findet kaum Mandanten, die sich von ihr vertreten lassen möchten. Erzürnt über diese Engstirnigkeit nimmt Iris von Roten ihre journalistischen Tätigkeiten wieder auf. Sie reist nach England, um der Enge des Wallis zu entfliehen. Dort festigt sich der Entschluss, ihre Auffassung von der Gleichstellung der Frau aufzuschreiben. Zehn Jahre später, nach intensiven Recherchen, erscheint «Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau».

Das Buch sorgt für eine riesige öffentliche Polemik. Es wird in vielen Schweizer Tageszeitungen besprochen – beinahe ausschliesslich negativ. Es wird verrissen, die Autorin diffamiert, mit Spott und Hohn übergossen. Nicht einmal die organisierten Frauen in der Schweiz wagen es, Iris von Rotens radikaler Analyse der Stellung der Frau zuzustimmen. Ursula Ackermann-Lieblich war 1958 noch ein Kind: «Meine Mutter war Akademikerin und erfreute sich anfangs an dem Buch. Nachdem sie es aber gelesen hatte, kam die grosse Ernüchterung. Vieles war ihrer Meinung nach nicht korrekt und übertrieben. Vor allem gestört hat sich meine Mutter an zwei Dingen: der freien Liebe und der Ablehnung der Hausarbeit.» So erging es dem Grossteil der Schweizer Bevölkerung.

Aber Iris von Roten polarisiert nicht nur mit ihrer messerscharfen Analyse der Geschlechterverhältnisse – auch ihr Auftreten passt so überhaupt nicht in ihre biedere Zeit. Ursula Ackermann-Lieblich: «Alle Zeitungen berichteten, dass sie mitten in der Nacht um 2 Uhr im Leopardenmantel durchs Niederdorf in Zürich – ein für sein reges Nachtleben und die zahlreichen Erotikkinos bekanntes Viertel - gegangen ist und ein Polizist sie anhielt und den Ausweis verlangte. Und sie war ja eine schöne, attraktive Frau. Sie hat dann sehr beleidigt reagiert, dass sie bis aufs Polizeirevier ging und das dann auch publik gemacht hat, weil sie gedacht hat, dass sie verstanden und unterstützt wird. Wir haben alle gefunden, dass man nicht als Frau, allein, um 2 Uhr nachts durchs Niederdorf geht. Das haben wir heftig diskutiert damals, und wir fanden auch, die Polizei hat überreagiert. Aber sie vielleicht auch.»

Iris von Roten erntet für ihr Buch fast durchwegs negative Kritik. Die «Basler Nachrichten» schreiben am 28. Oktober 1958: «Man kann als Frau nicht hinge-

hen und ein Buch von 564 Seiten schreiben, in dem man unentwegt erbittert gegen die Männerwelt vom Leder zieht.» Und gerade weil sie sich so stark gegen das Patriarchat auflehnt, wird sie in der Folge für den negativen Ausgang der ersten nationalen Abstimmung über das Frauenstimmrecht im Februar 1959 verantwortlich gemacht. Es seien ja die Männer, die darüber abstimmen, ob Frauen in Zukunft wählen dürfen oder nicht – und wer die Männer derart vor den Kopf stosse wie sie, brauche sich über die Quittung nicht zu wundern, heisst es ... Mit ungebremster Wucht bekommt Iris von Roten den Hass der von ihr angegriffenen Männer an der Basler Fasnacht im Winter 1959 zu spüren. Als Karikatur ihrer selbst, als peitschenschwingende Domina im Leopardenmantel ist sie das Sujet des Jahrgangs.

Die öffentliche Abwertung und das Ausbleiben jeglicher Solidaritätsbekundung setzen der selbstbewussten Frau zu. Iris von Roten beendet ihr öffentliches Engagement für die Gleichberechtigung der Frau. Sie verlässt die Schweiz für sechs Monate; sie reist und schreibt über ihre Erlebnisse unterwegs. Nach ihrer Rückkehr versucht sie, ihre Texte zu veröffentlichen. Nur mit Mühe findet sie einen Verlag, der das Risiko eingeht, Iris von Roten zu publizieren – ihr Ruf als Autorin scheint ruiniert.

Iris von Roten fährt allein mit ihrem Fiat 600 in die Türkei und bis in den Iran. Sie schreibt Reportagen und malt Blumenbilder. Aus dem öffentlichen Leben hat sie sich vollständig zurückgezogen. Ihre Gesundheit verschlechtert sich, sie hört und sieht nicht mehr gut. 1988 erleidet sie durch einen Geisterfahrer einen schweren Autounfall. Iris von Roten erträgt ihre Hinfälligkeit nicht. Am 11. September 1990 erhängt sie sich in ihrem Haus in Basel. Sie ist der Überzeugung, dass es für sie Zeit ist sich zu verabschieden: «Wie ein Gast wissen muss, wann es Zeit ist, zu gehen, so sollte man sich auch rechtzeitig vom Tisch des Lebens erheben.»

Es reicht: Der Basler Lehrerinnenstreik vom 3. Februar 1959

Renate Wegmüller

142

Nach der Ablehnung des Frauenstimmrechts am 1. Februar 1959 entschlossen sich die Lehrerinnen des Basler Mädchengymnasiums zu streiken. Diese Aktion wurde in der ganzen Schweiz bekannt. Den Streik und seine Auswirkungen hat Renate Wegmüller im Buch zum 100-Jahr-Jubiläum des Schweizerischen Frauenstimmrechtsvereins beschrieben. Im Einverständnis mit der Autorin, den Herausgeberinnen und dem Verlag veröffentlichen wir einen Auszug aus diesem Kapitel. Das Werk erscheint im Juni 2009 im Schwabe Verlag Basel: «Der Kampf um gleiche Rechte – Le combat pour les droits égaux» herausgegeben vom Schweizerischen Verband für Frauenrechte.

Der Streik

Es war kein gewöhnlicher Montag mehr nach der deutlichen Abstimmungs Niederlage vom Sonntag. Die Lehrerinnen des Mädchengymnasiums waren empört. Und sie liessen es nicht dabei bewenden. Es war Zeit, ein klares Zeichen zu setzen. Die frühere Konrektorin Rut Keiser machte den Vorschlag, am nächsten Tag zu streiken und somit der Konsternation über den Männerentscheid Ausdruck zu geben.¹ Der Vorschlag fand Zustimmung und ausser zwei Vikarinnen unterschrieben alle Lehrerinnen die Solidaritätserklärung. Die Konrektorin Dr. Lotti Genner informierte am Abend den Rektor telefonisch über das geplante Vorhaben.

Am 3. Februar wurden die Schülerinnen bereits um 09.00 Uhr nach Hause geschickt. Der Rektor teilte den Beschluss der Lehrerinnen umgehend dem Erziehungsrat mit. Die streikenden Lehrerinnen blieben den ganzen Tag zuhause. Es

waren keine zusätzlichen Manifestationen zum Streik vorgesehen. Die Lehrerinnen beschränkten sich darauf, eine gemeinsame Erklärung an die Zeitungsredaktionen und das Erziehungsdepartement zu senden. Darin schrieben sie: «Wir haben am Dienstag, 3. Februar 1959, aus Protest gegen die erneute Missachtung des staatsbürgerlichen Rechtsanspruches der Schweizer Frauen solidarisch gestreikt. Es wird uns von Gegnern vorgeworfen, dass wir die demokratischen Spielregeln, nach der sich die Minderheit der Mehrheit zu fügen hat, verkannt und verletzt hätten. Dazu möchten wir folgende Erklärung abgeben: 1. Die volle staatsbürgerliche Rechtsfähigkeit steht uns Frauen zu als mündigen Menschen und Bürgerinnen. Sie muss uns nicht erst geschenkt werden und unsere Rechtsordnung muss sie anerkennen, wenn sie eine wirklich demokratische Rechtsordnung sein will. 2. Die politischen Rechte werden uns Frauen aber vorenthalten. Nicht, weil wir eine Minderheit von Fordernden wären, die sich zu fügen haben. Wir sind nicht diese Minderheit, wir hatten gar keine Möglichkeit, an der Abstimmung teilzunehmen und so Minderheit zu werden. Wir sind vielmehr eine politisch rechtlose Schicht, über die eine politisch privilegierte Schicht abgestimmt und verfügt hat. (...) 3. Wir können die Tatsache, dass den Frauen das volle Mitspracherecht im gemeinsamen Staat durch Männerabstimmung vorenthalten wird, weder als gerecht, noch als demokratisch, noch als zeitgemäss anerkennen. Darum haben wir uns alle, zirka 50 Lehrerinnen spontan und solidarisch entschlossen, unserem Protest gegen den erneuten Machtanspruch einen Ausdruck zu verleihen, der unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen aufmerken lassen sollte. (...) Es hat sich an einem kleinen Ort erwiesen – und das dürfte auch für weitere und grössere Bezirke in unserem Staatshaushalt seine Bedeutung haben –, dass wir alle, Männer und Frauen, auf Zusammenarbeit angewiesen sind, wenn unsere Volksgemeinschaft Bestand haben soll. Eine gedeihliche Zusammenarbeit beruht auf der Partnerschaft von gleichberechtigten Männern und Frauen, von Bürgern und Bürgerinnen, die sich gegenseitig achten und anerkennen.»

Die Reaktionen

Die politischen Behörden

Bereits am Nachmittag des 3. Februars beschäftigte sich der Gesamteregierungsrat mit der Angelegenheit, nahm „mit Befremden“ von dieser sinnlosen Aktion Kenntnis und verurteilte sie aufs schärfste.³ Am 9. Februar befasste sich der Erziehungsrat als Aufsichtsorgan über das Basler Schul- und Bildungswesen mit dem Lehrerinnenstreik. Regierungsrat Zschokke, Präsident des Erziehungsrates, orientierte über die Inspektionssitzung am Mädchengymnasium und über deren Beschluss, den Lehrerinnen einen schriftlichen Verweis zu erteilen. Er wollte zudem einen Lohnabzug für die streikenden Lehrerinnen. Für diesen Vorschlag

143

konnte er im Erziehungsrat keine Mehrheit finden. Der Erziehungsrat einigte sich auf die Erklärung, dass er davon Kenntnis nehme, dass die Inspektion den streikenden Lehrerinnen einen schriftlichen Verweis erteile. Am nächsten Tag fand Regierungsrat Zschokke bei seinen Regierungsratskollegen die nötige Unterstützung für den Lohnabzug. Der Grosse Rat befasste sich am 12. Februar mit den streikenden Lehrerinnen. Grossrat Walter Allgöwer verlangte in seiner Interpellation, dass der Regierungsrat sein Verhalten gegenüber den streikenden Lehrerinnen begründe. Er erwähnte in seiner Argumentation, dass der Streik der Lehrerinnen als eine Reaktion auf diese Abfuhr für das Frauenstimmrecht der Anfang einer neuen Freiheitsbewegung sei. Der Staat könne sich nicht länger den Luxus leisten, irgendeinen Teil seiner Bürger politisch von sich zu stossen, nachdem dieser seine Bereitschaft zur Mitarbeit am Staatsaufbau klar bekundet habe.⁴ Die im Ratssaal anwesenden Frauen nahmen die anschliessenden Diskussionen konsterniert zur Kenntnis. Sie spürten wenig Verständnis für ihr Anliegen. Zudem waren 12 Polizisten im Saal präsent. L. Kogler fasste die Stimmung folgendermassen zusammen: «Verständnislosigkeit für unsere Anliegen, bis zu hämischer Schadenfreude über unsere Niederlage; das Selbstgefühl derer, die Macht und verbrieftes Recht auf ihrer Seite haben und lästerliche und zugleich lächerliche Rebellen wieder einmal verdientermassen in die Schranken weisen!»⁵

144

Später gab es dann doch verständnisvollere Worte. Die Inspektion hörte am 27. Februar 3 Vertreterinnen der streikenden Lehrerinnen an, die ihre Beweggründe darlegen konnten. Anschliessend bekam jede streikende Lehrerin einen schriftlichen Verweis. In diesem Schreiben erläuterte der Erziehungsrat unter anderem: «(...) Die Verweigerung der vollen staatsbürgerlichen Rechte wird als ungerechtfertigte Zurücksetzung eines Volksteils und als Aberkennung eines Rechtes empfunden, das den Frauen als mündigen Menschen und Bürgerinnen von Natur aus zukommt. Die Inspektion teilt diese Enttäuschung und bedauert den Ausgang der Abstimmung nicht weniger als Sie. Und sie versteht durchaus den Entschluss der Lehrerinnen, an einem augenfälligen Beispiel zu demonstrieren, dass auch im Staat Frauen und Männer auf Zusammenarbeit angewiesen sind.»⁶ Da hatte doch ein Gesinnungswandel stattgefunden. Als einen Grund dafür nennt C. Liebherr, dass sich der Präsident der Inspektion, Dr. Albert Würz, als Vertreter des Landesrings, von seinem Parteikollegen W. Allgöwer hatte inspirieren lassen, der im Grossen Rat ein ähnliches Schreiben als Alternative zur scharfen Verurteilung des Streikes durch den Regierungsrat vorgeschlagen hatte.⁷ Das Schreiben wurde auch in den Tageszeitungen veröffentlicht, diesmal mit mehrheitlich positiven Kommentaren. Nur der Regierungsrat war weniger begeistert von der Publikation. Regierungsrat Zschokke versandte einen «ungnädigen Tadelsbrief» an den Erziehungsrat.⁸

Die Öffentlichkeit

Der Lehrerinnenstreik hatte polarisiert und deshalb waren die Reaktionen darauf äusserst heftig. Es war ein völlig ungewöhnliches Ereignis, dass Frauen zum Mittel des Streiks gegriffen hatten. Man(n) hätte das den Frauen überhaupt nicht zugetraut. Die Lehrerinnen und der Rektor erhielten mehr als 300 Zuschriften. Da viele dieser Briefe auch an die Redaktionen der Zeitungen gesandt wurden, erhielten sie eine breite Resonanz. Die Presse selber nahm auch sehr engagiert Stellung. Anfänglich publizierte sie mehr negative Briefe. Im Laufe der Diskussionen änderte sich dies jedoch, da es mehr unterstützende Schreiben gab.

Eine tadelnde Stellungnahme erschien in den «Basler Nachrichten», wo unter anderem folgender Schluss gezogen wurde: «Sie (die streikenden Lehrerinnen) haben unter Führung betont Intellektueller das Ansehen ihrer Schule, vielleicht unseres Schulwesens überhaupt, aufs Spiel gesetzt, zugleich den eigenen gehobenen Berufsstand diskreditiert, und darüber hinaus den persönlichen Interessen der gesamten Lehrerschaft beiderlei Geschlechts keinen guten Dienst geleistet. Sie haben in völliger Verkennung der Zusammenhänge sich am eidgenössischen Souverän dadurch gerächt, dass sie einem gänzlich Unbeteiligten und Unschuldigen gegenüber ihre Amtspflicht verletzen. Und sie haben der ganzen Frauenstimmrechtsbewegung enorm geschadet, haben den Gegner unbedacht einen wertvollen Trumpf in die Hände gespielt; viele Stimmbürger, die bisher für das Frauenstimmrecht eingetreten sind und auch am 1. Februar den Ja-Zettel in die Urne gelegt haben, werden – an deutlichen Erklärungen bis in prominente politische Kreise hinein fehlt es nicht – es vorerst nicht mehr tun.»⁹ Ganz andere Töne schlug hingegen der «Tages-Anzeiger» an: «Man diskutierte beispielsweise, wie es einmal sein könnte, wenn nicht nur 50, sondern alle Lehrerinnen einen Tag streiken würden. Und wie Basel dastehen würde, wenn mit den Lehrerinnen auch sämtliche Stenotypistinnen, Verkäuferinnen, Serviertöchter, sämtliche Fabrikarbeiterinnen, Beamtinnen und gar – Hausfrauen für einen Tag die Arbeit niederlegen und den Männern sagen würden: Macht's ohne uns – wie die Politik! Diese Aussicht empörte zwar manchen wackeren Eidgenossen, fand aber Sympathien bei jenen Männern, die für die Achtung des Rechtsanspruchs der Frauen eintreten. Es gab natürlich auch einigen Fasnächtlern Gelegenheit zu witzigen Anspielungen – als Fasnachtssujet kommt der Protest fast zu spät! – rüttelte aber im Ganzen doch die Männer auf. (...) Es brauche heute Mut zu einer ungewöhnlichen Tat, und diesen Mut hätten die 50 Lehrerinnen aufgebracht.»¹⁰ Ein Beispiel eines solidarischen Leserbriefes stammt von A.E.S., der folgendes Schreiben veröffentlicht hat: «Als Schweizer und Basler Bürger muss ich mich über die Haltung des Regierungsrates sehr schämen. Alle bisherigen Vernehmlassungen über die Gleichberechtigung der Frau können nicht mehr überzeugen, wenn nun selbstän-

145

Offene Worte. Zur Aktualität von Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter».

Iris von Rotens Werk an einer so gelungenen Tagung wie die der «Offenen Worte» (Imprimerie, Basel, 17./18. Oktober) intensiver kennenzulernen, empfand ich als Studentin der Gender Studies als sehr bereichernd. Beeindruckt haben mich nicht nur die klaren und analytisch präzisen Worte in «Frauen im Laufgitter», sondern auch das Engagement der anwesenden WissenschaftlerInnen, sich mit Iris von Rotens Leben und ihrem Buch auseinanderzusetzen. Das grosse Potenzial und die guten Anschlussmöglichkeiten der nunmehr 50-jährigen Streitschrift zeigten sich im Laufe der Tagung immer wieder.

«Offene Worte» begegneten mir an den verschiedenen Veranstaltungsteilen, die geprägt waren von Personen aus Wissenschaft, Politik und Kunst. Es kam deutlich zum Ausdruck, dass Aussagen über den Haushalt, die Berufstätigkeit oder die Mutterschaft heute noch umkämpft sind und vor allem viele ungelöste Fragen hinterlassen. So auch bei der Lesung und Diskussion am Eröffnungsabend. Dabei ging es um die Erfahrungen und Eindrücke beim (Wieder-)Lesen von Iris von Rotens feministischer Schrift. Am zweiten Tag drehten sich die «Offenen Worte» um die Frage, ob «Frauen im Laufgitter» heute noch zum Denken provoziere. Besonders interessant, neu und anregend fand ich die Idee, Iris von Rotens Werk mit der Queer Theory in Verbindung zu setzen. Der Versuch, ihr Konzept der freien Liebe oder von Familienzusammenschlüssen mit den zurzeit in den Gender Studies intensiv diskutierten queeren Denkansätzen zusammen zu bringen, birgt meiner Meinung nach viele Ausbaumöglichkeiten.

Beim Podiumsgespräch setzten sich vier Frauen mit der Frage auseinander, ob «Frauen im Laufgitter» heute noch zum Handeln provoziere. Es waren sich alle einig, dass viele im Buch angesprochenen Themen, Probleme oder Ungerechtigkeiten weder an Aktualität noch an Brisanz verloren haben. Auch heute ist es für Frauen schwer, Familie und Beruf vereinbaren zu können, denn Krippenplätze sind in der Schweiz rar, und die Hausarbeit – Iris von Roten betitelte diese konsequent als Haushaltfron – ist in den meisten Fällen Sache der Frauen. Gerade daran ist zu sehen, dass die Themen, welche eine Iris von Roten beschäftigten, heute noch diskutiert werden müssen.

Abgerundet wurde die Tagung mit einem Erzählcafé über Erinnerungen an die Autorin und ihr Buch. So unterschiedlich die Gründe für das Lesen von «Frauen im Laufgitter» waren, einen bleibenden Eindruck hinterliess das Werk bei allen.

Stefanie Schälín

dige Regungen der Frauen für ihr ureigenstes Recht missbilligt und bestraft werden. Oder hört die Gemütlichkeit etwa dann auf, wenn die Befürchtung besteht, dass ein Streik der Frauen Schule machen könnte? Denn: Die Frauen hätten es in der Hand, den ihnen zustehenden Rechtsanspruch in direkter gemeinsamer Aktion zu erlangen. Ich spreche den streikenden Lehrerinnen meine vollste Sympathie aus und ersuche den Regierungsrat, von jeder disziplinarischen Massnahme abzusehen. Die Schweiz hat in letzter Zeit genug der «unrühmlichen Wege» gesehen und im Ausland in zunehmenden Masse an Ansehen eingebüsst. Es ist an der Zeit, dass diesem unwürdigen Zustand ein Ende gesetzt wird.»¹¹ Pfarrer O. Sprecher aus Gelterkinden schrieb: «Abgesehen vom fragwürdigen Beispiel, dass Sie Ihren Schülerinnen geben, beweisen Sie durch Ihren Schulstreik, dass Ihnen gewisse notwendige geistige Voraussetzungen zur Ausübung des schweizerischen Stimmrechts fehlen.»¹² Frau H. Stöcklin aus Luzern verfasste folgendes Schreiben an die Lehrerinnen: «Meine Damen, Sie haben sich mit Ihrem Streik schrecklich lächerlich gemacht und der anvertrauten Jugend ein schlechtes Beispiel gegeben. Wie kann man in Ihrer Stellung und mit Ihrer Bildung so unbesonnen sein? Nun werden die Männer ein andermal wieder ein grosses Nein einlegen und zwar mit Recht, wenn Frauen so undiszipliniert sind.»¹³ Die zahlreichen Publikationen in vielen Zeitungen machten den Lehrerinnenstreik in der ganzen Schweiz bekannt.

P.S.: 1999 wurde am Kohlberggymnasium eine Gedenktafel installiert, die an den Streik der mutigen Lehrerinnen erinnert.

1 Charly Liebherr, Wenn Lehrerinnen wollen, ist keine Schule! Der Streik der Basler Lehrerinnen am Mädchengymnasium in Basel vom 3. Februar 1959, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 1993, S. 109 ff.

2 Basler Nachrichten, 6. Februar 1959.

3 Lore Marie Koegler, Die Protestaktion der Basler Gymnasiallehrerinnen. Chronik und Rückblick, in: Die Staatsbürgerin Nr. 4, 1959.

4 Liebherr, a.a.O., S. 121.

5 Koegler, a.a.O., S. 2.

6 Das Schweizer Frauenblatt, Frauenstimmrechtsbeilage, 17. April 1959.

7 Liebherr, a.a.O., S. 133.

8 Koegler, a.a.O., S. 3.

9 Basler Nachrichten, 7/8. Februar 1959.

10 Eintägiger «Proteststreik» der Basler Gymnasiallehrerinnen, in: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich 29, 4. Februar 1959.

11 Basler Nachrichten, 6. Februar 1959.

12 Basler Nachrichten, 6. Februar 1959.

13 Basler Nachrichten, 6. Februar 1959.

Literatur von und über Iris von Roten

von Roten, Iris (1958): Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau. Bern. Neuauflage (1991) Zürich.

von Roten, Iris (1959): Das Frauenstimmrechts-Brevier. Basel.

von Roten, Iris (1965, 1993): Vom Bosphorus zum Euphrat. Stuttgart.

von Roten, Iris (1990): Interview. In: D'Studäntin kunnt. 100 Jahre Frauen an der Uni Basel. Basel: Historisches Seminar, Universität Basel. S. 65 – 68.

Joris, Elisabeth (1991): Nachwort zur Neuauflage von «Frauen im Laufgitter». Zürich.

Köchli, Yvonne-Denise (1992): Eine Frau kommt zu früh. Das Leben der Iris von Roten, Autorin von «Frauen im Laufgitter». Zürich.

von Roten, Hortensia (Hg.) (1993): Blumenblicke. Zürich.

Broda, May B. (1998): Wenn Männer für Frauen motzen – ein politisches Lehrstück über die Einführung des Frauenstimmrechts, in: Itinera, Heft 20, Basel, S. 53–76.

Meichtry, Wilfried (2007): Verliebte Feinde. Iris und Peter von Roten. Zürich.

Purtschert, Patricia (2008): Nicht so regiert werden wollen. Zum Verhältnis von Wut und Kritik / Not Wanting To Be Governed Like That: On the Relationship between Anger and Critique / No querer ser gobernados así: la relación entre ira crítica, in: transversal. Multilingual webjournal, <http://eipcp.net/transversal/0808/purtschert/de>.

Villiger, Laura (2008): Iris von Roten as Partner. Rezension von: Wilfried Meichtry, Verliebte Feinde, Iris und Peter von Roten. In: SAHS Review, published for the Swiss American Historical Society Vol. 44, No. 2, Juni, S. 33-37.

Wecker, Regina (2008): Iris von Roten as a Feminist: Observations, Interpretations, an Impact of Frauen im Laufgitter. In: SAHS Review, published for the Swiss American Historical Society Vol. 44, No. 2, Juni, S. 15-27.

Kathrin Arioli, Michelle Cottier, Farahmand Patricia, Zita Küng (Hg.): Wandel der Geschlechterverhältnisse durch Recht?

Dike Verlag, Zürich/St.Gallen 2008.

Der Band enthält Vorträge und Diskussionsbeiträge des Kongresses «Recht und Gender Studies», der im September 2006 an der Universität Zürich durchgeführt wurde. Organisatorinnen waren das Schweizerische Institut für Feministische Rechtswissenschaft und Gender Law (FRI) und das Kompetenzzentrum Gender Studies (KGS) der Universität Zürich. Die Fragestellung geht von einem Spannungsfeld aus: Unter welchen Umständen eignet sich das Recht als Instrument zur Veränderung im Geschlechterverhältnis? Und unter welchen Bedingungen dient es im Gegenteil der Verfestigung von einengenden Geschlechternormen, Hierarchien und Ungleichheiten? Fragen also von allgemeinem Interesse. Die Beiträge stammen zum grossen Teil von Juristinnen aus Forschung und Praxis, teilweise auch von in Politik, Gewerkschaften und Basisbewegungen Engagierten sowie von Historikerinnen. Im Zentrum stand der systematische Austausch zwischen den Disziplinen wie auch zwischen Wissenschaftlerinnen und Praktikerinnen. Wie im Vorwort betont wird, gehörten diese Diskussionen, die nicht alle verschriftlicht sind, zu den «intensivsten und nachhaltigsten Eindrücken» des Kongresses.

Zwei Hauptvorträge führen in die Debatte ein. Elisabeth Holzleithner präsentiert fünf verschiedene Einschätzungen des Veränderungspotenzials von Recht in den modernen Legal Gender Studies. Seit den 1970er Jahren entwickelten sich aufgrund von unterschiedlichen historischen, lokalen und kulturellen Konstellationen verschiedene theoretische Ansätze. Waren Juristinnen zu Beginn der Neuen Frauenbewegung überzeugt, der Ausschluss der Frauen sei aufgrund einer Fehlannahme zustande gekommen, die es nun zu korrigieren gelte, versuchten Differenztheoretikerinnen, Postulate zur Gleichheit differenzsensibel zu erfassen. Das Recht sollte auf die Realität weiblicher Mehrfachbelastungen reagieren und spezifische Care-Qualitäten als Kategorien des Rechts definieren. Doch zeigte sich sofort das alte Dilemma: Die Wahrnehmung von Unterschieden zwischen Männern und Frauen bedeutete ein traditionelles, das heisst diskriminierendes Festschreiben der Zuständigkeiten. Ende der 80er Jahre postulierte der Radikalfeminismus im Gefolge von Catharine MacKinnon ein Gleichstellungsrecht, das auf einem Hierarchisierungsverbot beruhen sollte, das die männliche Dominanz delegitimiere und generell benachteiligende Rollenverhältnisse überwinde. Einige Jahre später verkomplizierten Komplexitätstheorien die Forderungen nach

Geschlechtergleichheit zusätzlich. Frauen befinden sich je nach ihrer Situation an verschiedenen Diskriminierungsachsen (religiös, national, ethnisch, sexuell) und sind keineswegs gleichermaßen Opfer männlicher Gewalt. Laut Holzleithner sollen Legal Gender Studies allen durch ihre Existenzweisen Ausgeschlossenen einen Raum öffnen und ihren Subjektstatus, ihre Sichtweisen ernst nehmen. «Die Aufgabe des Rechts besteht im Wesentlichen darin, Selbstbestimmung zu ermöglichen.»

Im zweiten Hauptreferat behandelt Susanne Baer die aktuellen Herausforderungen an das Gleichstellungsrecht. Obwohl die Gleichberechtigung formal auf globaler, europäischer und nationaler Ebene garantiert ist, lässt sich der Stand des Erreichten in Rechtsprechung und Durchsetzung als prekär definieren. Augenmerk verdient auch die zunehmende Zweigleisigkeit der Antidiskriminierungen, die sich zulasten insbesondere von Frauen auswirken könnte. So kennt die EU im «Antidiskriminierungs-Acquis» eine Geschäftsstelle, wo alle Diskriminierungsaspekte ausser Geschlecht zusammengefasst sind, und daneben ein «Gender-Acquis», das nachrangig berücksichtigt wird. Diese subtilen Ausgrenzungen und internen Hierarchisierungen zwischen den Diskriminierungsgründen sind laut Baer heute noch weitgehend unverstanden. Wie ist also dieses Spannungsfeld zwischen Gender, Intersektionalität und Gleichheit im Gleichheitsrecht konzeptionell zu fassen? Laut Baer muss heute die Gleichheit auch innerhalb der Frauenbewegung nochmals differenzierter gedacht werden. Erst dann lässt sich vermeiden, «dass wieder einmal Frauen ungesehen bleiben, wenn sich die Welt um Vielfalt und Chancengleichheit bemüht» (35).

In diesen skizzierten Spannungsfeldern werden bezüglich Politik, Arbeit, Familie, Körper und Migration historische Erfahrungen und aktuelle Rechtsentwicklungen diskutiert. Eindrücklich ist der Vergleich der Massnahmen zur Durchsetzung der Gleichstellung im Erwerbsleben, wie ihn Natalie Imboden anhand eines Berichts der ILO schildert. Schweden und Kanada (Ontario) kennen proaktive Modelle (Pay Equity Plans): Betriebe werden gesetzlich verpflichtet auf Aktionspläne zu Lohnanpassungen und Überprüfungen, das Vorgehen wird zeitlich und methodisch geregelt. Im Modell Grossbritannien oder Niederlande liegt der Fokus auf gesetzlich vorgegebenen gleichen Ausgangschancen, weniger auf dem Erreichen des Ziels. Im Modell Schweiz, teilweise auch Frankreich hingegen werden kaum Vorgaben für Lohnfestsetzung, Ziele und Instrumente formuliert; der Staat delegiert die Durchsetzung an die SozialpartnerInnen. Die Resultate sind entsprechend. Während in Ländern mit proaktiven Modellen die Gleichstellung weitgehend verwirklicht ist, kann in der Schweiz von einem eigentlichen Vollzugsnotstand gesprochen werden. Zu ähnlichen Resultaten kommen Heidi Stutz, Elisabeth Freivogel und Marianne Schär Moser in der Bilanz zu zehn

Jahren Schweizer Gleichstellungsgesetz. Ernüchternd auch die Resultate in der Tschechischen Republik, wo Barbara Havelková ein eigentliches Scheitern der Gleichstellungspolitik feststellt: Der Staat bemüht sich, den Pflichten eines EU-Mitglieds nachzukommen, und lässt die Realitäten der Geschlechterdiskriminierung in Gesetzgebung und Rechtsprechung völlig ausser Acht.

Bezüglich Körperpolitik werden Traditionen biopolitischer Strategien sichtbar. Ausgehend von Miko Isabel Isos Forschungen zur schweizerischen Tradition psychiatrisch legitimer Sterilisationen von Frauen stellen Michelle Cottier und Patricia Farahmand fest, dass zwar die grössere Verantwortung der Frau für die Erbgesundheit heute kaum mehr propagiert werde, der Druck auf schwangere Frauen sich jedoch einfach verlagert habe. Wie Katja Sanders ausführt, wird Frauen der Entscheid heute aus der Hand genommen, sobald ein Fötus mit Hilfe der modernen Pränatal- und Präimplantationsdiagnostik als «behindert» konzipiert wird. Sie fordert deshalb ein Konzept reproduktiver Freiheiten: eine diskriminierungsfreie Praxis der Schwangerschaft und des Abbruchs, die gleiche Freiheit, eine Schwangerschaft fortzusetzen als auch auszutragen, und das Recht auf genetisches Nichtwissen.

Im Familienrecht identifizieren Maria Wersig und Annegret Künzel einen Zwiespalt zwischen dem geschlechtsneutral formulierten Ehe- und Scheidungsrecht der 1970er Jahre und der deutschen Rechtsprechung, welche die Ehe als Versorgungsinanz für Ehefrauen immer noch aufrechterhalte. Die Autorinnen fordern effektive Schritte in Richtung Zweiverdienermodell. Diese Forderung wird vehement bestritten von Jeanne Dubois, welche sich auf Erfahrungen mit der schweizerischen Scheidungspraxis beruft. Theoretisch möge dieses Anliegen zwar richtig sein, in der Praxis jedoch sei es angesichts des Stellenmarkts und der schlechten Chancen von Wiedereinsteigerinnen unrealistisch.

Mit gleicher Vehemenz wird das Verhältnis von Gendergleichheit und Mehrfachdiskriminierung am Beispiel kopftuchtragender Muslimas diskutiert. Titia Loenen wendet sich gegen die Praxis der niederländischen Gleichbehandlungskommission, die sogar das Tragen von Gesichtsbedeckungen wie Burkis schützt. In persönlichen (Beratungs-)Kontakten findet die Autorin gesichtsbedeckende Kleidung inakzeptabel, weil sie nicht nur eine funktional gute und respektvolle Kommunikation behindere, sondern den unverschleierte Partner (es geht um Männer – Frauen gegenüber kann die Burka abgelegt werden) quasi schutzlos lasse. In ihrem Kommentar betont Anni Lanz mit Nachdruck, dass Frauen aus Nicht-EU-Ländern in erster Linie durch ihren prekären Aufenthaltsstatus auf traditionelle Weiblichkeit festgelegt werden. Migrantinnen werden in typisch zudienende unsichtbare Rollen wie illegale Haushalthilfen, Altenbetreuerinnen oder Sexworkerinnen gezwungen.

In ihrer gehaltvollen Zusammenfassung nimmt Christa Tobler die Stichworte der Begleitausstellung zum Kongress von Barbara Degen auf: Justitia ist eine Frau. Füllhorn, Waage und Schwert sind Attribute einer symbolischen Ordnung, deren Grundlagen seit Tausenden von Jahren der weibliche Körper und das soziale Verhalten von Frauen sind. Ein spannender Band – auch für Nichjuristinnen. Er enthält in seinem klaren Aufbau und der schönen Gestaltung eine Menge von Anregungen und eröffnet zahlreiche Spannungsfelder. Er lässt Widersprüche stehen und versucht, die hochkomplexe und heutzutage vielfach verzweigte Debatte als «Teil einer übergreifenden Denkbewegung» (Susanne Baer) innerhalb der Frauenbewegung zu erfassen.

Heidi Witzig

Sonja Eismann (Hg.): Hot Topic. Popfeminismus heute.

Ventil Verlag, Mainz 2007.

152

Bei «Hot Topic» handelt es sich um eine Sammlung von Beiträgen junger Frauen, welche über ihre feministischen Lebensentwürfe und die dadurch gemachten Erfahrungen in den Popkulturen berichten. Nicht nur Aufsätze, sondern auch Bilder von Kunstprojekten oder Comics lassen sich im Buch finden. So gefächert die Darstellungsarten der Popfeministinnen sind, so weit ist auch die Spannweite der darin behandelten Themen: Verhütung, Schwangerschaftsabbrüche, Körperbehaarung, Essstörungen, Cyberfeminismus, Zines, Drag-Kings, Fussball oder Hip-Hop.

Die Herausgeberin des Buches, Sonja Eismann, referierte an der Tagung «Offene Worte. Zur Aktualität von Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter»». Ihr dort geäußertes Plädoyer galt der kritischen Hinterfragung der Polarisierung zwischen einem «alten» und einem «neuen» Feminismus, und das bedeutet zum Beispiel, eine Iris von Roten (wieder) als eine feministische Wegbegleiterin anzuerkennen. Denn beim ganzen Aufruhr um den sogenannten neuen Feminismus geht oft vergessen, dass es eine Vielzahl junger Frauen gibt, welche sich nicht die ganze Zeit den Kopf darüber zerbrechen, ob sie nun diesem oder jenem Feminismus angehören, sondern sich damit beschäftigen, wie frau «effektiv netzwerken, feministische Veränderung bewirken und dabei möglichst noch Spass haben kann». Eismanns Wunsch ist es, «dass Geschlecht dekonstruiert wird und in Zukunft keine Definitionsmacht mehr über die Gesellschaft hat». Bis dies so weit ist, müssen den Frauen – welche im Mainstream allzu oft marginalisiert sind – eigene «Spaces» zugestanden werden.

Olympe 28/09

«Hot Topic» ist meiner Meinung nach eine der interessantesten und anregendsten Neuerscheinungen der feministischen Literatur. Nicht selten bin ich den darin aufgeführten Internethinweisen gefolgt. Meine Begeisterung für das Buch mag auch damit zusammenhängen, dass ich mich als Studentin der Gender Studies mit einigen der darin abgehandelten Themen und Theorien im Studium und im Alltag selber beschäftige. «Hot Topic» verdient es, von einer breiten LeserInnenschaft rezipiert zu werden, nicht zuletzt um Eismanns Plädoyer ernst zu nehmen, den Feminismus generationenverbindend zu betrachten. Denn eines ist klar, beim (Pop-)Feminismus handelt es sich um ein «Hot Topic».

Stefanie Schälín

A. Doris Baumgartner: Die flexible Frau. Frauenerwerbsarbeit im Werte- und Strukturwandel.

Seismo Verlag, Zürich 2008.

In den 1970er Jahren plädierten Feministinnen zur Erleichterung der Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit für vermehrte Flexibilität der Arbeitsverhältnisse. Inzwischen ist die Flexibilisierung Tatsache geworden, doch die Anpassungsleistungen müssen weiterhin vor allem Frauen erbringen. Das zeigt die Soziologin Doris Baumgartner in ihrer Dissertation, die zwar schwergewichtig die letzten Jahrzehnte beleuchtet, aber dennoch die gesamte Entwicklung des 20. Jahrhunderts nachvollzieht. Dabei hat sie nicht nur messbare Strukturdaten zusammengetragen und analysiert, sondern versucht, die Wechselwirkung von Struktur und Kultur aufzuzeigen. Ein leichtes Unterfangen war das nicht. Die Daten früherer Studien sind alles andere als einheitlich erfasst, Variablen für den Wandel der herrschenden Werte und Normen zu definieren ist nicht einfach.

Im ersten, theoretischen, Teil bindet Baumgartner die Frauenerwerbsarbeit in den Kontext der technologischen Entwicklung ein. Diese war sukzessive geprägt von der Konjunktur sowie von Schlüsseltechnologien wie der Elektrizität, auf Erdöl basierender Technologie und der Informationstechnologie. In Bezug auf die Beschäftigungsstruktur ist die Tertiarisierung das zentrale Merkmal der Entwicklung. Der Anteil an Beschäftigten im Dritten Sektor stieg von 25% um 1900 bis zu 73% im Jahre 2005. 1970 gilt als Wendejahr: Erstmals überstieg der Anteil im Dienstleistungssektor denjenigen des industriellen Sektors. Und auch die starren Arbeitsverhältnisse – unbefristete Vollzeitbeschäftigung und hohe

153

Betriebsbindung entlang der Normbiographie der Männer als Ernährer der Familie – wurden vielfach von flexiblen Modellen abgelöst. Die Tertiarisierung und das erhöhte Angebot an flexiblen Arbeitsverhältnissen korrespondierten auch mit der doppelten Vergesellschaftung der Frau für das Berufs- und das Familienleben. Frauen zeigten sich immer schon äusserst flexibel, und unter den neuen Bedingungen liessen sich die beiden Arbeitsbereiche eher koordinieren, doch oft um den Preis prekarisierter Anstellungsbedingungen.

Das Zusammenspiel von Kultur und Struktur erklärt Baumgartner mit einem theoretischen Modell, das sowohl die Makro-, die Meso- wie auch die Mikroebene umfasst, also vom gesellschaftlichen System bis zur individuellen Ebene reicht, und zugleich den Wandel der Handlungsmöglichkeiten in Raum und Zeit berücksichtigt. Dazu hält Baumgartner fest: «Den individuellen Einstellungen zur Erwerbsarbeit stehen die strukturellen Möglichkeiten und Begrenzungen gegenüber. Und Einzelentscheidungen sind eingebunden in ein gesellschaftliches Normengefüge und die Geschlechterordnung.» Was sich theoretisch kompliziert anhört, wird im zweiten Teil konkretisiert. So kann die Soziologin zeigen, dass die individuellen Werte – angesiedelt auf der Mikroebene – sich leichter modernisieren als die auf der Mesoebene angesiedelten Leitbilder. So war beispielsweise in den 1960er Jahren der Zivilstand eine entscheidende Variable für die Einstellung zur Erwerbsarbeit, d.h. Frauen gaben bei der Verheiratung die Erwerbsarbeit wenn möglich auf. Dagegen nahm der Anteil der Erwerbsarbeit auch unter verheirateten Frauen in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich zu, parallel dazu auch die teilzeitliche Erwerbsarbeit. Teilzeitarbeit ist aber ein klarer Gradmesser, dass weiterhin mehrheitlich Frauen die Verantwortung für die Familienarbeit tragen. Trotz dieser Asymmetrie sind über das ganze Jahrhundert hinweg die Geschlechterarrangements wesentlich egalitärer geworden. Diese Egalität zeigt sich nicht in der konkreten Aufgabenteilung im Haushalt, sondern in der individuellen Einstellung der Frauen. Auch verheiratete Frauen definieren sich heute nicht mehr primär über ihre Familienaufgaben, sondern über ihren Beruf. So geben denn im Verhältnis zu 1950 bedeutend weniger Frauen mit der Heirat ihre Berufstätigkeit auf, und bei Konjunkturreinbrüchen lassen sich Frauen nicht mehr aus dem Arbeitsmarkt verdrängen, wie das in den 1930er, aber zum Teil auch noch in den 1970er Jahren der Fall war. Beruf und Familie hat als dominierendes Modell das Muster Beruf oder Familie abgelöst. Zu bemerken ist aber, dass selbst während der langen konservativen Phase sich effektiv ein sehr viel grösserer Prozentsatz von Frauen als angenommen nicht nur aus materieller Notwendigkeit, sondern auch aus Freude an der Berufstätigkeit nicht an diese normativen Vorgaben hielt. Eine wichtige Voraussetzung für den kulturellen Wandel der letzten drei Jahrzehnte war die in den 1950er

Jahren einsetzende Bildungsexpansion, von der langfristig Frauen in starkem Masse profitierten und wodurch sie ihre individuellen Ressourcen für eine qualifizierte Berufslaufbahn erhöhten.

Abschliessend hält Baumgartner fest, dass Werte und Normen für die Erwerbsbeteiligung von Frauen wichtig sind jedoch weniger bedeutend für den Grad der Erwerbstätigkeit oder die berufliche Stellung. So ist zwar seit den 1990er Jahren die Erwerbsarbeit von Frauen mit Familie die Norm, aber Teilzeitarbeit und schlechtere Karrieremöglichkeiten bleiben ein Merkmal weiblicher Berufstätigkeit. Denn in weit geringerem Masse modernisiert als die individuellen Wertvorstellungen haben sich die gesellschaftlichen Leitbilder, mit fatalen Auswirkungen: Wegen der langen Gültigkeit des Leitbildes der für die Kinderbetreuung allein zuständigen Mutter erfolgten die notwendigen Strukturanpassungen – erinnert sei an Tagesschulen, Hort- und Krippenplätze – nicht oder nur verspätet. Das ist einer der Hauptgründe für die Kluft zwischen dem Wunsch vieler Frauen nach einer ihren Qualifikationen entsprechenden Erwerbsarbeit und den ihnen angebotenen Stellen. Dem kulturellen Wandel fehlt das strukturelle Fundament.

Elisabeth Joris

R. Johanna Regnath, Christine Rudolf (Hg.): Frauen und Geld. Wider die ökonomische Unsichtbarkeit von Frauen.

Ulrike Helmer Verlag, Königstein Taurus 2008.

Was sind die Gründe dafür, dass Frauen nach wie vor weniger verdienen und über weniger Vermögen verfügen als Männer? Liegt es am Berufswahlverhalten, an der Teilzeitarbeit, an den Ausfallzeiten wegen der Kindererziehung oder gar an der Angst vor Gehaltsverhandlungen und am Mangel an Karriere-Ehrgeiz? Dem Thema «Frauen und Geld» war die Tagung des Vereins «Frauen und Geschichte Baden- Württemberg e. V.» im Jahr 2007 gewidmet. Die dort gehaltenen Referate aus verschiedenen Wissenschaftsbereichen bilden die Grundlage des vorliegenden Bandes, der sich gegen die «ökonomische Unsichtbarkeit» von Frauen (Untertitel) wendet.

Dass es nicht einfach die «Schuld» der Frauen ist, dass sie «ärmer» sind als die Männer, halten die Herausgeberinnen bereits in der Einleitung fest: «Für das gesamte Mittelalter und weite Strecken der Neuzeit gilt, dass Frauen bis auf wenige Ausnahmen unter Vormundschaft standen und in ihrer Rechts- und Hand-

lungsfähigkeit eingeschränkt waren. Ausnahmen existierten in unterschiedlichen Ausformungen für ledige Frauen und Witwen, aber auch für Geschäftsfrauen, die auf eigene Rechnung oder in Vertretung ihres Mannes oder anderer Familienangehöriger tätig wurden.» Es gab also Frauen, welche trotz allen Widrigkeiten Geld besaßen und damit sehr wohl umzugehen wussten.

Im ersten Teil des Sammelbandes geht es unter dem Titel «Das Private ist ökonomisch: Geld, Familie und Liebe» um die Zusammenhänge zwischen den Geschlechterbeziehungen und der Ausbreitung von Geldwirtschaft und Kapitalismus. Anhand von konkreten Beispielen aus dem frühneuzeitlichen Württemberg wird dann aufgezeigt, wie und in welchem Umfang Frauen am Marktgeschehen teilnahmen. Da sie jedoch von den wichtigen sozialen Netzwerken wie «Bürgerschaft» oder «Zünfte» aufgrund ihres Geschlechts ausgeschlossen blieben, war ihr ökonomischer Spielraum relativ eng begrenzt. In unserer Zeit hingegen, so eine weitere Untersuchung, sei der Umgang mit privatem Geld für Paare nicht mehr von Traditionen vorgeschrieben. Dass Geld in Paarbeziehungen deswegen nicht mehr Spiegel der Machtverhältnisse ist, sondern Ausdruck von Individualität und Identität – dies das Fazit aus dem Forschungsprojekt «Gemeinsam leben – getrennt wirtschaften. Grenzen der Individualisierung von Paarbeziehungen» –, zweifle ich hingegen an. Da Männer grösstenteils noch immer mehr verdienen als Frauen, haben sie auch mehr (Geld-)Macht. Was zu einem Ungleichgewicht in der Beziehung führt, die sich noch verstärkt, wenn Kinder zur Welt kommen und die Frau wie so oft Teilzeit arbeitet oder vorübergehend ganz aus dem Beruf aussteigt.

Im zweiten Teil des Bandes wird aufgezeigt, dass Frauen im deutschen Südwesten im 19. und 20. Jahrhundert ökonomisch erfolg- und einflussreicher waren, als bisher angenommen wurde. Dennoch waren es die Männer im Unternehmen, die in der Öffentlichkeit präsent und bekannt waren, die Frauen blieben meist unsichtbar im Hintergrund. Interessant ist der Aspekt, dass Frauen als Gründerinnen in der Gegenwart trotz oft geringer Kapitalausstattung zahlreicher werden. Frauen haben für Geschäftsgründungen jedoch oft andere Motivationen als Männer, die vor allem an Geld und Erfolg interessiert sind. Bei Frauen stehen stärker Ziele wie Selbstbestimmung, Persönlichkeitsentwicklung, aber auch die Vereinbarkeit von Beruf und Familie im Zentrum. Als nicht ganz so einfach erwies sich die Gründung einer Frauenbank in den 1990er Jahren nach dem Vorbild der «Genossenschaftsbank selbständiger Frauen», welche als erste Frauenbank 1910 den Betrieb in Berlin aufgenommen hatte. Inzwischen ist aus der ursprünglichen Idee immerhin ein Unternehmen für Vermögensverwaltung geworden, das nicht zuletzt auch Unternehmensgründerinnen berät. Der angeblich «älteste» Beruf der Frauen als Sexarbeiterinnen wird im Kapitel «Lustgewinne? Vom <Grossen Geld»

in der Sexarbeit und anderen Mythen» untersucht. Das grosse Geld machen allerdings die wenigsten der Sexarbeiterinnen. Sparen liegt meist nicht drin, nur ein kleiner Teil der Befragten verfügt laut der Autorin über eine Altersversicherung oder eine andere Art der Vorsorge (Lebensversicherung). Grundsätzlich seien «(d)ie Verdienste der Frauen im Sexgewerbe (...) schlechter geworden».

Im letzten Teil des Sammelbandes, «Die Ökonomie ist politisch: Genderbudgeting», geht es um eine geschlechtergerechte Verteilung von Haushaltsbudgets von Ländern, Städten und Gemeinden, aber auch von Geldflüssen in wissenschaftlichen Organisationen. Gender-Budgeting steckt in vielen Ländern – beispielsweise in der Bundesrepublik – noch in den Kinderschuhen, obwohl es von der Europäischen Union, insbesondere aber von skandinavischen Ländern, Holland und Österreich im Rahmen von Gender-Mainstreaming bereits seit einiger Zeit angewendet wird, so die Autorin. Die Schweiz wird im vorliegenden Band nicht erwähnt. Um Studien wie diejenige des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Mann und Frau von Mascha Madörin (2007) oder um politische Vorstösse beispielsweise der Stadt Zürich ist es in letzter Zeit eher ruhig geworden. Wenn aufgrund der aktuell schlechten Wirtschaftslage in Zukunft wieder vermehrt öffentliche Budgets gestrichen werden, wäre Gender-Budgeting ein geeignetes Mittel, um zu verhindern, dass Einsparungen einseitig auf Kosten der Frauen vorgenommen werden.

Der Sammelband insgesamt wirft einige spannende Schlaglichter auf das Verhältnis von Frauen zu Geld – einerseits aus einer übergeordneten historisch-rechtlichen Perspektive, andererseits mit Hilfe von «Nahaufnahmen», d.h. anhand von konkreten Beispielen aus neueren Forschungsarbeiten zum Thema «Frauen und Geld».

Andrea Holenstein

AUTORINNEN

Arni Caroline ist Historikerin und Soziologin in Zürich und Bern. Sie forscht insbesondere zur Geschichte der Ehe, Freundschaft und Liebe, zur Geschichte humanwissenschaftlicher Konzeptionen von Prokreation in der Moderne sowie zum Verhältnis von Feminismus und Sozialtheorie.

Baetcke Franziska ist Kulturredaktorin bei Schweizer Radio DRS 2

Bernet Dora, *Laura Eigenmann*, *Jana Pavlova* und *Phyllis Sen* sind Studentinnen des Fachs Gender Studies an der Universität Basel. Sie haben den Artikel «Zeitensprung im Tabubruch: Iris von Roten und Charlotte Roche» im Rahmen des Praxisseminars «Gender Goes Public» im Frühlingsemester 2008 verfasst.

Bürgin Ariane studierte Philosophie und Geschichte in Basel und Berlin und promovierte 2006 in Philosophie in Basel. Seit 1997 ist sie Stv. Leiterin Ressort Hochschulen im Erziehungsdepartement Basel-Stadt. Sie veröffentlichte u. a.: «Endliches Subjekt. Gleichheit und der Ort der Differenz bei Hobbes und Rousseau» (Wilhelm Fink 2008).

Cottier Michelle, Lehrbeauftragte für Legal Gender Studies, Rechtssoziologie und Zivilrecht an den Universitäten Basel und Luzern, vertrat 2006 Prof. Susanne Baer, Lehrstuhl für Öffentliches Recht & Geschlechterstudien, Humboldt-Universität zu Berlin. Gegenwärtig arbeitet sie an einem Habilitationsprojekt zum Thema «Das Erbrecht angesichts der Pluralisierung der Familienformen».

158 *Eismann Sonja*, geboren in Heidelberg, lebt als freie Journalistin und Kulturwissenschaftlerin in Berlin, Wien und Zürich. 2007 gab sie den Sammelband «Hot Topic. Popfeminismus heute» heraus. Sie ist Mitbegründerin des «Missy Magazine», das im Oktober 2008 zum ersten Mal erschienen ist.

Graf Marianne, *Iris Menne* und *Julia Rauscher* sind Studentinnen des Fachs Gender Studies an der Universität Basel. Sie haben den Artikel «Spurensuche» im Rahmen des Praxisseminars «Gender Goes Public» im Frühlingsemester 2008 verfasst.

Grisard Dominique ist Historikerin und wissenschaftliche Assistentin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Sie arbeitet an einer Dissertation mit dem Arbeitstitel «Gendering Terror. Terrorismus und Geschlecht in der Schweiz der 1970er-Jahre» und ist Mitherausgeberin von «Geschlecht und Wissen» (Chronos 2004) und «Gender in Motion» (Campus 2007).

Hofmann Monika studiert Germanistik an der Universität Bern und Gender Studies an der Universität Basel. Sie ist Hilfsassistentin am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung der Universität Bern (IZFG).

Hug Annette ist Dozentin an der Hochschule Luzern für Soziale Arbeit und Autorin. Im März 2008 ist ihr Roman «Lady Berta» im rotpunktverlag erschienen. Ihre Unterrichtsschwerpunkte sind Gender in Theorie und Praxis sowie Projektmethodik.

Joris Elisabeth, Historikerin und Redaktionsmitglied von Olympe, schrieb das Kapitel zu Iris von Roten in dem von ihr mit Heidi Witzig herausgegebenen «Frauengeschichte(n)» und das Nachwort zur Neuauflage von «Frauen im Laufgitter». Sie ist Mitherausgeberin von «Zürich 68». Demnächst erscheint ihre Doppelbiographie zu zwei Frauen, die im 19. Jahrhundert mehr Handlungsraum für sich und ihre Geschlechtsgenossinnen einforderten.

Maihofer Andrea ist Professorin für Geschlechterforschung an der Universität Basel und Leiterin des Zentrums Gender Studies. Sie leitet das Graduiertenkolleg «Gender in Motion – Wandel und Persistenz in den Geschlechterverhältnissen» und das Kooperationsprojekt Gender Studies Schweiz. Derzeitiger Forschungsschwerpunkt ist die Frage des gesellschaftlichen Wandels und seine Bedeutung für die Geschlechterverhältnisse. Ihre letzten Veröffentlichungen befassen sich mit Familie, Männlichkeit, gesellschaftliche Transformationsprozesse und Geschlechtertheorie.

Mesquita Sushila hat Philosophie und Gender Studies an der Universität Wien studiert. Derzeit ist sie Lektorin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien und arbeitet an ihrer Dissertation mit dem Arbeitstitel «Sexuelle Politiken an der Schnittstelle von Öffentlichkeit und Privatheit».

Meyer Katrin, Dr. phil., Philosophin, nationale Koordinatorin des «Netzwerks Gender Studies CH» an der Universität Basel und Lehrbeauftragte für Philosophie an der Universität St. Gallen, forscht zum Machtbegriff in der Sozialphilosophie und der feministischen Theorie und lebt in Basel.

Pühl Katharina, Studium der Philosophie und Sozialwissenschaften, arbeitet derzeit an der Freien Universität Berlin im Bereich Gender and Diversity. Ihre Arbeitsgebiete umfassen feministische bzw. gendertheoretische Aspekte von Gesellschafts- und Politischen Theorien, Kritik des Neoliberalismus sowie Fragen nach dem Verhältnis von Ökonomie, Sozialpolitik und Gender.

Purtschert Patricia ist Philosophin und assoziierte Forscherin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Sie publizierte u.a.: «Grenzfiguren. Kultur, Geschlecht und Subjekt bei Hegel und Nietzsche» (Campus 2006). «Gouvernementalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault», herausgegeben mit Katrin Meyer und Yves Winter (transcript 2008).

Saemann Andrea lebt und arbeitet in Basel als Künstlerin (Performance, Videoinstallation, Ereignisse), Veranstalterin und Dozentin. Seit 2002 Arbeit an «Performance Saga», eine Auseinandersetzung mit den Pionierinnen der Performancekunst der 70er Jahre in Form von Interviews, Performances, Events und Texten (www.performancesaga.ch).

Schaad Isolde gehört zu den namhaften Schweizer Autorinnen der 68er Generation. Ihre Spezialität ist die kritische Gesellschaftsbetrachtung. Neben der Arbeit an ihren Büchern war sie immer auch als Reporterin, Kolumnistin, Essayistin im In- und Ausland tätig.

Schälin Stefanie ist Studentin der Gender Studies, Kulturanthropologie und Geschichte an den Universitäten Basel und Humboldt zu Berlin.

Schilliger Sarah studierte Politikwissenschaften, Soziologie und Philosophie. Sie ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für Soziologie der Universität Basel mit Forschungsschwerpunkten soziale Ungleichheiten, Sozialpolitik und feministische Theorie.

Wecker Regina ist Professorin für Frauen- und Geschlechtergeschichte an der Universität Basel, Mit-Initiantin der Schweizerischen Historikerinnen-Tagungen, der Schweizerischen Graduiertenprogramme, Präsidentin der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte.

Wegmüller Renate studierte auf dem zweiten Bildungsweg Rechtswissenschaften. Sie hat eine grosse Neugier, unbekannte Geschichte (v.a. Frauengeschichte) zu entdecken, kann keiner Buchhandlung widerstehen und mag Begegnungen, Biowein, Fussball und Gedichte.

Weibel Fleur, Bachelor of Arts der Universität Basel in Geschlechterforschung und Soziologie, ist seit 2005 Hilfsassistentin am Zentrum Gender Studies Basel. Schwerpunkt ihres Masterstudiums sind: Queer Politics, Intersektionalität, soziale Inklusion/Exklusion, Materialitätskonzepte und Wissenschaftskritik.

Witzig Heidi, Historikerin, ist Autorin von «Polenta und Paradeplatz, Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur modernen Schweiz» (Chronos 2000). In den letzten Jahren beschäftigte sie sich intensiv mit dem Älterwerden und porträtierte im Buch «Wie kluge Frauen alt werden» Feministinnen von 62 bis 90 Jahren (Xantippe 2007).

WIDERSPRUCH
Beiträge zu sozialistischer Politik **54**

Energie und Klima

Neues Energieregime; Industrialisierung und CO₂ Agrotreibstoffe contra Ernährungssouveränität; Klima-Kapitalismus der EU; Solarzeitalter und Erneuerbare Energien; Mobilitätswahn; 2000-Watt-Gesellschaft; Grüne und ökologische Politik; Nachhaltige Natur- und Geschlechterverhältnisse

E. Aitvater, P. Niggli, T. Goethe, A. Brunnengraber, K. Dietz, H. Scheer, H. Guggenbühl, B. Ringger, S. Wolf, B. Piller, A. Braunwalder, B. Glättli, B. Flieger, H. Klemisch, A. Biesecker, S. Hofmeister, T. Santarius

Diskussion

U. Brand: Sozial-ökologische Perspektiven
BUKO: Vergesst Kyoto! Die Katastrophe ist da
R. Schäfer: Afrika, Frauen, Nachhaltigkeit
B. Kern: Ökosozialismus oder Barbarei
P. Purtschert: Postkoloniale Diskurse in der Schweiz

224 Seiten, Fr. 25.- (Abonnement Fr. 40.-)
zu beziehen im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, 8031 Zürich
Tel./Fax 044 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

Olympe 28/09

GROSSMÜTTER



SCHRITTE
Emanzipation
INS
Glaube
OFFENE
Kulturkritik

Weitere Themen

- Papua-Neuguinea (5/08)
- Fehler (4/08)
- Paradies (3/08)
- Hunger (2/08)
- Zivilstand (1/08)

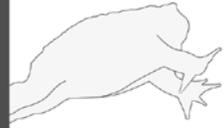
6 Themenhefte pro Jahr
Abonnement Fr. 48.-
Einzelheft Fr. 9.50
Gönnerabonnement Fr. 80.-

Erhältlich bei: Administration
«Schritte ins Offene»
Schlaefli & Maurer AG
Frau Eggmann
Seestrasse 42
3700 Spiez
Tel. 033 828 80 80
www.schritte-ins-offene.ch

www.frauenhetz.at

NEUERSCHEINUNG NEUERSCHEINUNG

Ausgehend von Reflexionen über die defizitären demokratischen Strukturen wird nach den Möglichkeiten einer Neuordnung des Politischen gefragt. In vielschichtigen Beiträgen u.a. von den Autorinnen Maureen Maisha Eggers, Eveline Goodman-Thau, Luise Gubitzer, Andrea Günter, Frigga Haug, Chantal Mouffe, Tove Soiland, Gerburg Treusch-Dieter zum Verhältnis von Geschlecht und Politik, Frauen und Demokratie, Migration und Ökonomie, Kunst und Religion stehen Geschichte, Kritik und Entwürfe zur Diskussion.



Krondorfer/Wischer/Strutzmann (Hg.):
Frauen und Politik. Nachrichten aus
Demokratien. Promedia: Wien 2008.
ISBN 978-3-85371-280-1, br., 248 S.,
19,90 Euro, 32.- sFr.

Erhältlich im Buchhandel oder unter: office@frauenhetz.at

**Rrrrröcke
Rrrriotgirls
Rrrrrock'n'Roll**

DIE NEUE FRAZ IST DA!

www.frauenzeitung.ch
044 272 71 73

FRAUEN SOLIDARITÄT

Zeitschrift *Frauensolidarität*
Nord-Süd-Verhältnis aus feministischer Sicht
vierteljährlich – Probeheft anfordern

**Bibliothek und Dokumentationstelle
*Frauen und „Dritte Welt“***
Bücher • Zeitschriften • Videos
Datenbank unter <http://www.eza.at/literatur>

Öffnungszeiten: Mo-Mi 10-17, Do 10-19, Fr 9-12 Uhr
Frauensolidarität, Berggasse 7, 1. Stock, A-1090 Wien
Tel.: (+43-1)3174020-0, Fax: (+43-1)3174020-355
office@frauensolidaritaet.org, <http://www.frauensolidaritaet.org>

ROSA.37
Die Zeitschrift für Geschlechterforschung

- * *Das Unternehmen Mensch*
- * *Alternativen zur Logik des Marktes*
- * *Subalterne der Globalisierung*

Die neue Ausgabe zum Thema *Ökonomie* ist da!
Bestellen und abonnieren unter www.rosa.uzh.ch

Olympe 27/08

Impressum

Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik

Herausgeberinnen: Redaktion Olympe

Heft Nr. 28, Februar 2009

Auflage: 1000

ISSN 1420-0392

ISBN 3-905087-50-2

Redaktion: Jael Bueno (Ottenbach), Susanne Businger (Zürich), Lise Cyrenne (Zürich), Barbara Gavez (Zürich), Luisa Grünenfelder (Luzern), Verena Hillmann (Zürich), Elisabeth Joris (Zürich), Sandra Meier (St. Gallen), Esther Quetting (Zürich), Katja Schalbetter (Luzern), Michèle Spieler (Aarau), Silvia Staub-Bernasconi (Berlin, Zürich), Marina Widmer (St. Gallen), Susi Wiederkehr (Uster).

Redaktion dieser Nummer: Elisabeth Joris, Patricia Purtschert, Heidi Witzig

Illustrationen: Andrea Saemann, Basel

Gestaltung/Layout: Luisa Grünenfelder, Luzern

Korrektur: Sawitext, Sylvia Sawitzki, Uster

Druck: Nicolussi, Zürich

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und neutral geleimtem Papier

© Alle Rechte bei Olympe und den Autorinnen

Anschrift der Redaktion:

Olympe, Feministische Arbeitshefte zur Politik

Untermättli 4, 8913 Ottenbach (Schweiz)

E-Mail: Bestellungen@olympheft.ch

www.olympheft.ch

Erscheint in der Regel zweimal jährlich

Einzelheft Fr. 21.– (exkl. Versand)

Abonnement für 2 Ausgaben Fr. 40.– (inkl. Versand)

Doppelnummer Fr. 40.– (inkl. Versand)

Postcheckkonto Schweiz: 80-38035-0

OLYMPE

Die feministischen Arbeitshefte zur Politik gibt es seit 1994. Der Name des Heftes nimmt Bezug auf die französische Revolutionärin Olympe de Gouges, die 1791 mit ihrer Forderung, die Lebensbedingungen der Frauen in den politischen Diskurs einzubeziehen, die Sichtweise und den Herrschaftsanspruch der Männer grundlegend in Frage stellte.

OLYMPE erscheint zweimal im Jahr und hat zum Ziel, aus feministischer Sicht gesellschaftspolitisch dringend notwendigen Handlungsbedarf aufzuzeigen sowie ein Forum für Debatten zu bilden, in dem unterschiedliche feministische Interessen und Standpunkte dokumentiert und diskutiert werden.

OLYMPE richtet sich an politisch bewegte und interessierte Frauen, in erster Linie in der Schweiz. Sie wird aber auch in Deutschland und Österreich gelesen. Neben der hiesigen Debatte wird auch die internationale Diskussion einbezogen. Jede Ausgabe widmet sich einem Themenschwerpunkt.

Berufstätige Frauen aus verschiedenen Bereichen bilden die OLYMPE- Redaktion. Sie legen die Themen fest, suchen je nach Schwerpunkt Kontakt zu entsprechenden sachkundigen Autorinnen und koordinieren die Zusammenarbeit. Impulse und Mitarbeit sind jederzeit willkommen.